This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Verlag der Vereinsbuchhandlung in Calw & Stuttgart.

Calwer Familienbibliothek.

Jeder Band in Leinwand gebunden M. 2. —.

1. **Chr. Gottl. Barths Leben und Wirken.** Von W. Kapp.
2. **Seelenkämpfe eines armen Landmädchens.** Von M. Regenborn.
3. **Onkel Tomas Hütte oder Negerleben in den Sklavenstaaten von Nordamerika.** Von H. Becher-Stowe. Geb. M. 2.—.
4. **General Gordon.** Ein christlicher Held. Von Fr. Mürdter.
5. **Katholische Zeugen evang. Wahrheit.** Von W. Kapp.
6. **Johann Valentin Andreä.** Von P. Wurm. Geb. M. 2.
7. **Heinrich Jung-Stillings Lebensgeschichte.** Geb. M. 2.
8. **Auf den Galeeren.** Memoiren eines Hugenotten. Geb. M. 2.
9. **Der neue Robinson,** oder die Schicksale Philipp Johnsons unter Seeräubern. Von Dr. G. H. v. Schubert. 7. Aufl. Geb. M. 2.
10. **Pater Clemens.** Erzählung von Gr. Kennedy. Geb. M. 2.—.
11. **Schwäbische Bauern in Kriegszeiten.** Von P. Porsch.
12. **Graf von Zinzendorf.** Von K. Ostertag. Geb. M. 2.—.
13. **Ludw. Hofackers Leben.** Von J. Knapp. 6. Aufl. Geb. M. 2.
14. **Einst und jetzt.** Aus der guten alten Zeit. Von L. Haußmeister.
15. **Sonnenblicke.** Sechs Erzählungen von H. L. Macfarlane.
16. **Helene,** Herzogin von Orleans. Von K. Ostertag.
17. **Jarousseau.** Der Pfarrer der Wüste. Von E. Pelletan.
18. **Der Laternenmann.** Erz. von M. Cummins. Geb. M. 2.—.
19. **Das deutsche evangelische Kirchenlied** auf seinem Segensgang durch die Gemeinde. Von P. Porsch. Geb. M. 2.
20. **Das Leben des Grafen von Shaftesbury.** Geb. M. 2.
21. **Ringbnrger Chronik.** Von Fr. Traugott. Geb. M. 2.—
22. **Jakob Hannington.** Ein Märtyrer für Uganda.
23. **Unter der Schreckensherrschaft.** Erlebnisse der Familie Echerolles während der Revolution. Von L. Ohler. Geb. M. 2.
24. **Menschenwege und Gottes Führung.** V. Fr. Traugott.
25. **Die Verbindung mit uns. ewigen Heimat.** Von P. Porsch.
26. **David Livingstone,** der Freund Afrikas. Von M. Hesse.
27. **Aus des Urgroßvaters Hausbuch.** Von H. Berthold.
28. **Frohes und Ernstes in Erlebnissen.** Von Fr. Traugott.
29. **Das Missionsjahrhundert.** Von J. Hesse. Geb. M. 2.—.
30. **Die Entdeckung Amerikas.** Von L. Frohnmeyer. Geb. M. 2.—.
31. **München,** eine deutsche Frau. Von Fr. Traugott. Geb. M. 2.—.
32. **Die Familie Lavenstein.** Von Alx. Förcher. Geb. M. 2.
33. **Christianens Denkmal.** Ein Stück Familienchronik aus dem ersten Drittel unseres Jahrhunderts. Gebunden M. 2.—.
34. **Aus Dr. Hermann Gunderts Leben.** Von J. Hesse.
35. **Gold und Gimmer** in Erzählungen. Von Fr. Traugott.
36. **Joseph Josenhans.** Ein Lebensbild. Von J. Hesse.
37. **Das Gottesgericht** vom Jahre 1812. Von Chr. v. Martens.
38. **John Halifax Gentleman.** Von Mrs. Craik.
39. **Deutscher Mittelstand u. Bauernstand.** V. Fr. Traugott.
40. **C. H. Spurgeons Leben.** Von L. Oehler.

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Verlag der Vereinsbuchhandlung in Calw & Stuttgart.

Calwer Familienbibliothek.

Jeder Band in Leinwand gebunden M. 2.—.

Weitere Bände:

41. **Aug. Herm. Francke.** Lebensbild von R. J. Hartmann.
42. **Gnadenwege im Dunkeln.** Hugenottengesch. v. L. Hempfing.
43. **Waldröschens Hochzeit** u. a. Erzählgn. v. Fr. Traugott.
44. **Der Mutter Testament.** Erzählung von E. Green.
45. **Aus den Papieren einer schwäbischen Familie.** Aufzeichnungen der Familie Klemm. Von J. Roos.
46. **Schloß Seeburg.** Erzählung von Fl. Montgomery.
47. **Goldzauber.** Erzählung aus Südafrika. V. A. Mehnert.
48. **Zehn Jahre in Chika.** Von J. Plad.

Lesebuch der Weltgeschichte oder die Geschichte der Menschheit von ihrem Anfange bis auf die neueste Zeit, erzählt von **W. Redenbacher. Dritte illustrierte Auflage.** 1024 S. gr. 8° mit 416 Bildern. Solid geb. M. 10.—, brosch. M. 8.—.

Lesebuch der Erdkunde. Illustrierter Hausschatz der Länder- und Völkerkunde. Verfaßt von **Eduard Schwarz.** Neu bearbeit. von Prof. Fr. Behr u. Prof. Imm. Kronmayer. 890 S. gr. 8° mit 2 Übersichtskarten in Farbendruck u. 250 Illustrat. In Halbfranz solid gebunden M. 10.—, broschiert M. 8.—.

Handbüchlein der Weltgeschichte. Verfaßt von Pfarrer Blumhardt. Mit Abbild. 10. Aufl. Leinw. M. 1.70, brosch. M. 1.—.

Christliche Kirchengeschichte. Mit 81 Abbild. 23. Aufl. 320 S. In Leinw. M. 1.70, brosch. M. 1.—.

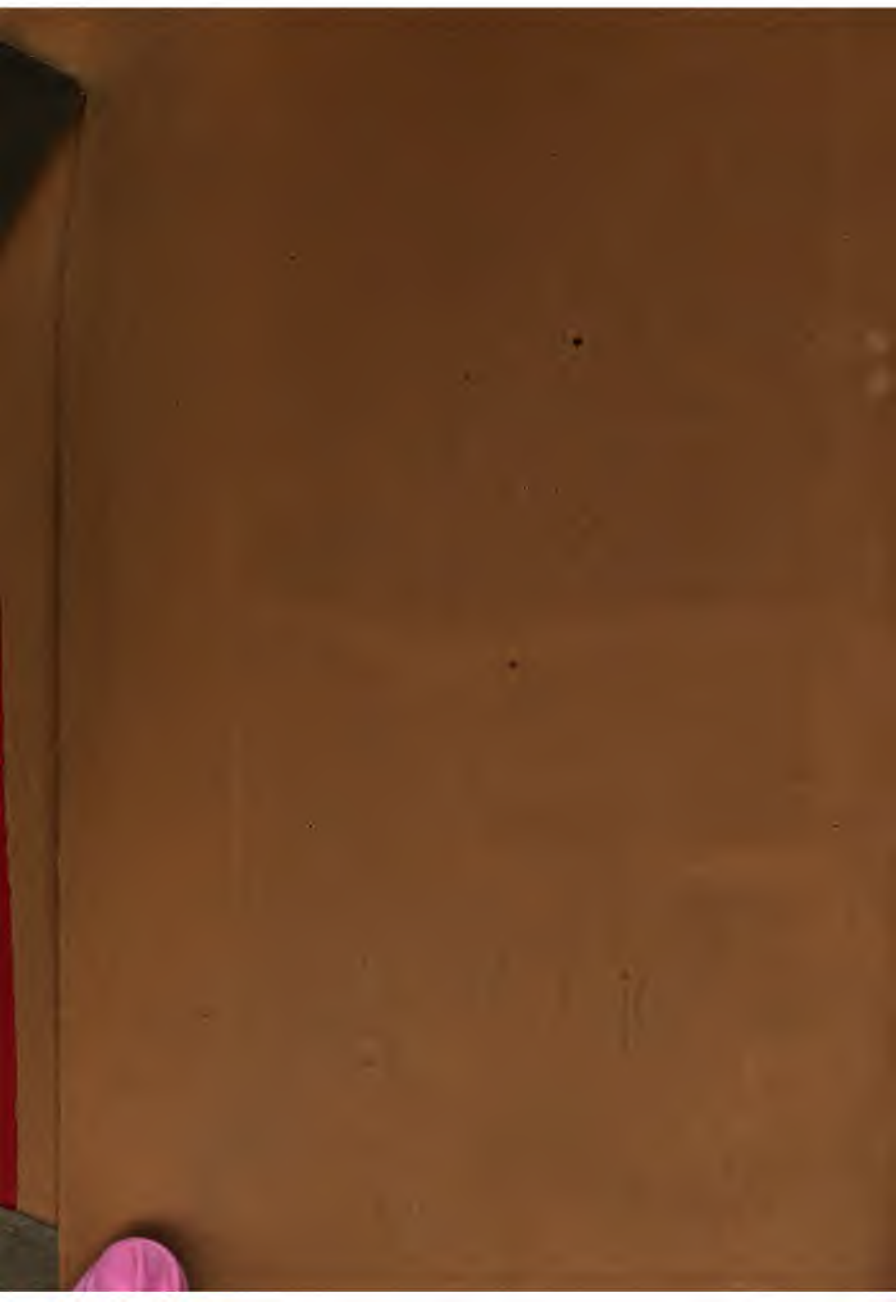
Erzählungen für Jung und Alt. I. Auf offener See. II. Durch Nacht zum Licht. III. Am eigenen Herd. IV. Lebenswellen. V. Verloren u. gefunden. VI. Lichtstrahlen. VII. Verpflanzt. VIII. Krumm und doch gerade. IX. Aus fernen Zonen. X. Lebensrätsel. XI. Erlappt. XII. Allerlei aus allerlei Welt. Jedes Bändchen mit 3—6 Erzählungen hübsch kart. 40 Pf.

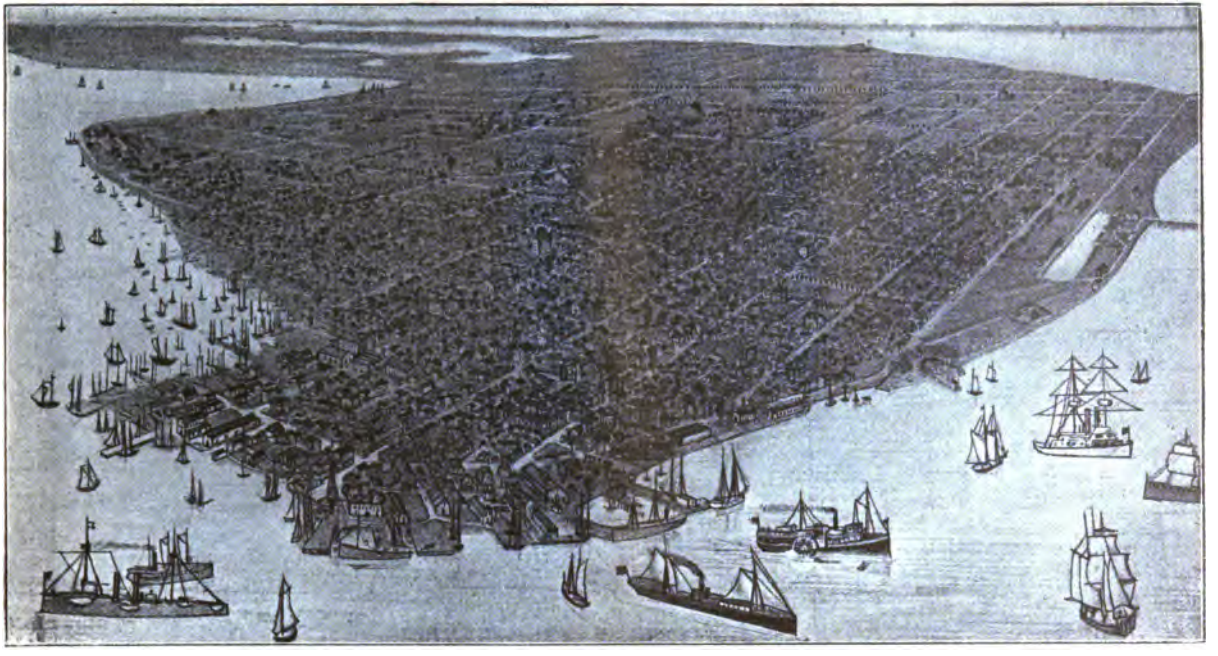
Kleine Bilderbibel. 80 kolorierte Bilder mit Bibeltext. M. 4.

Die evangelische Mission, ihre Länder, Völker und Arbeiten. Von † Dr. **H. Gundert.** Dritte vermehrte Auflage. Eine vollständige Übersicht über das gesamte Missionsgebiet nach dem neuesten Standpunkt. Einfach gebunden M. 3.—.

Neuer Missionsatlas in 35 Karten, mit besonderer Berücksichtigung der Deutschen Missionen. Von D. **M. Grundemann.** Broschiert M. 3.—, solid in Halbfranz geb. M. 4.20.

Die Mission auf der Kanzel. Texte, Themata, Dispositionen und Quellennachweise für Missionsvorträge. Von **J. Hesse.** 2. Aufl. Gebunden M. 3.—.





Key-West aus der Vogelschau.

Calwer Familienbibliothek.
51. Band.

Meine Reise nach Florida.

Von

E. A. Ehemann.

Mit vier Bildern.

Calw & Stuttgart.
Verlag der Vereinsbuchhandlung.
1900.

F
316
.E33x
1900

Druck der Stuttgarter Vereinsbuchdruckerei.

Widmung.

Meinen zwei lieben Söhnen

Emil und **Wilhelm,**

den treuen Reisegefährten und Mitpionieren bei der Gründung von Pompano in Florida, widme ich dieses Büchlein zum bleibenden Gedächtnis an die mancherlei göttliche Durchhilfe, die wir erfahren, und an die vielerlei Erlebnisse freudiger und schwerer Art zu Wasser und zu Lande, die wir während neunmonatlichen Zusammenseins in der Neuen Welt durchgemacht haben.

Vorwort.

Warum nach Florida?

So wurde ich immer wieder von meinen Freunden gefragt, als es bekannt wurde, daß ich die Absicht habe, längere Zeit in Florida zuzubringen und meine zwei ältesten Söhne, die damals $17^1/_2$ und $15^1/_2$ Jahre alt waren, dahin mitzunehmen, ja sie dort dauernd anzusiedeln.

Nach Florida! Ins Land „der Sümpfe und der Fieber"! Als solches ist es mir auch vom früheren Geographieunterricht in der Schule her in Erinnerung, wenn diesem Lande zehn Minuten gewidmet wurden, um den Schüler einigermaßen mit demselben bekannt zu machen. Das Land „der Blumen und Orangen" nennt der Amerikaner diesen Teil seines großen Vaterlandes, der ihm selbst bis vor wenigen Jahren ein beinahe unbekanntes Land geblieben war, wenigstens soweit es den Osten, die Mitte und den Süden der Halbinsel Florida betrifft. Erst als die Eisenbahn auch in Florida eindrang und namentlich seit vor vier Jahren der Eisenstrang an der ganzen langen Ostküste hinunter, bis Miami,

gelegt war, ist das Land offen, und Groß und Klein kann sich überzeugen, daß es wohl ein Land voll von Sümpfen und Seen sei, aber doch frei von den mit Recht so gefürchteten Fiebern, zumal dem gelben Fieber. An der sumpfigen Mündung des Mississippi in dem mexikanischen Golf, dort bei New-Orleans, ist der Herd des alle Jahre mehr oder weniger heftig auftretenden gelben Fiebers zu suchen, in einer Gegend, wo nach der sommerlichen Regenzeit die Luft geschwängert ist mit fiebererregenden Miasmen. Sobald der Ausbruch des Fiebers von dort gemeldet wird, erlassen die benachbarten Staaten ihre Quarantänegebote, die für amerikanische Verhältnisse merkwürdig genau beobachtet werden, da den Leuten dort drüben ihr liebes Leben eben doch auch über alles geht. Die Maßregeln, Florida von der Seuche frei zu halten, werden strenge durchgeführt, und so ist es gelungen, das gelbe Fieber vom ganzen Staate ferne zu halten.

Aber die Malaria, das Sumpf- und Wechselfieber, das in allen tropischen und subtropischen Gegenden, zumal in der Nähe von viel Wassern heimisch ist! Da ist es geradezu wunderbar, wie diese Malaria trotz der ungeheuren Wassermengen, die das Land bedecken, so äußerst selten in Florida, besonders an der Ostküste auftritt. Es werden, und wohl mit Recht, zwei Gründe dafür angeführt: einmal ist das Land an der Ostküste vom atlantischen Ozean bis weit ins Innere hinein mit Föhrenwäldern bedeckt, deren Ozongehalt zur Gesundheit der Bewohner sehr viel beiträgt; sodann ist es die Nähe des Meeres, durch das die Gesundheitsverhältnisse von

Oſtflorida überaus günſtig beeinflußt werden. Vom Morgen bis zum Sonnenuntergang weht eine ununterbrochene kühlende und ſtärkende Briſe vom Ozean herüber, die ein Arbeiten auf dem Felde ſelbſt in der Mittagshitze möglich macht. Und weil der Golfſtrom nur eine halbe Stunde vom Ufer entfernt von Süden nach Nordoſten vorüberfließt, bleiben die Temperaturverhältniſſe während des ganzen Jahres ziemlich gleichmäßig, zwiſchen 20 und 28° R. Nur durch länger anhaltende nordweſtliche Windſtrömungen ſinkt das Thermometer auf 8° R. oder ſogar auf 0° R.

Durch alle dieſe günſtig zuſammenwirkenden Verhältniſſe iſt die Oſtküſte von Florida für die Bewohner des Nordens der Vereinigten Staaten, beſonders für die reichen New-Yorker das geworden, was Algier oder die Riviera für die Europäer des Nordens ſchon ſeit langer Zeit ſind, nämlich ein für Lungenleidende und Rheumatismuskranke ſehr zuträglicher Winteraufenthalt. Vom 1. Januar bis 1. April iſt die ganze Küſte in den Städten wie in den einzelnen Anſiedlungen von mehr oder weniger Erkrankten, die dort Heilung ſuchen und ſehr oft finden, vollſtändig beſetzt.

Mir war vom Arzt die Weiſung geworden, den Winter in einem milden Klima zuzubringen, alſo an die Riviera zu gehen. Statt dorthin ging ich nun eben etwas weiter, nach Florida, und hatte es nicht zu bereuen. Der heilſame Einfluß der Oſtküſte dieſer Halbinſel hat ſich auch an mir bewährt, und wenn ich mit dem Geldbeutel Abrechnung halte, der ja in dieſen Sachen eine gewaltige Rolle ſpielt, ſo kann ich beſtimmt ver-

sichern, daß mich eine zehneinhalbmonatliche Abwesenheit nebst der ganzen Reise hin und her nicht so hoch zu stehen kam als ein fünfmonatlicher Aufenthalt an der Küste des mittelländischen Meeres mich gekostet hätte! Und was hat man bei einer solchen Reise noch obendrein gesehen und erlebt!

Dazu kam aber für mich noch ein zweites: die Ansiedlung meiner Söhne in Florida.

Die Eröffnung des Landes durch die neue Ostbahn erregte das Kolonisationsfieber in solcher Weise, daß auch christliche Kreise in Philadelphia, den deutschen Pastor Pohle daselbst an der Spitze, davon ergriffen wurden. Ein Verein zur Ansiedlung im Süden von Ostflorida sandte Pastor Pohle nach Florida hinunter, um die Verhältnisse zu erkunden. Er schilderte Klima und Boden in so glänzenden Farben, obgleich er, wie sich nachträglich herausstellte, davon nichts verstand, daß man gleich an die Gründung einer Stadt etwas südlich vom 27. Breitegrad, hart am Meer, zu gehen beschloß, das Land dort vermessen ließ und den Bauplan aufs genaueste ausfertigte. Nun galt es, Ansiedler zu bekommen. Zu diesem Zweck benützte die Gesellschaft das „Lutherische Kirchenblatt", das in Reading bei Philadelphia wöchentlich erscheint und auch mir in die Hände fiel, und in welchem Pastor Pohle bis ins kleinste die Aussichten und Hoffnungen künftiger Ansiedler im hellsten Licht erscheinen ließ. Durch einen längeren und ausführlichen Briefwechsel mit ihm kam ich endlich zu der Überzeugung, daß für die Zukunft meiner Söhne gut gesorgt wäre, wenn sie sich in dem gesegneten Lande

als Pflanzer von Südfrüchten, namentlich von Ananas (oder Pine-apples) niederließen, und durch Anzahlung wurde ein Stück Land gesichert. Allerdings war die Behauptung von Pastor Pohle, es sei am besten, sich durch sofortige volle Bezahlung das Land zu sichern, da der Andrang von Ansiedlern nach der neuen, Dresden zu heißenden Stadt ein gewaltiger sein werde, nicht richtig, und darum that ich wohl daran, nur wenig Angeld zu bezahlen, das übrigens nicht verloren war.

Daß hinter allem ein großer, echt amerikanischer Schwindel steckte, in den Pastor Pohle mitgezogen wurde, stellte sich erst später heraus. Als wir an Ort und Stelle angekommen waren, war die ganze Gesellschaft schon verkracht, und wir kauften das Land nicht von ihr, da sie kein Recht daran hatte, sondern von der Eisenbahngesellschaft, deren ursprüngliches Eigentum es war, und zwar für weniger als die Hälfte des angegebenen Preises. Bei wiederholten Vorstellungen gegenüber den Vorständen der Gesellschaft ging es dann wie bei manchen Angeklagten sonst: sie wollten lieber für schlecht gelten, als zugestehen, daß sie selbst übertölpelt worden seien.

Falls das Büchlein, das ich hier dem Leser in die Hand gebe, dazu beitragen würde, irgend einen, der auch durch das weitverbreitete „Lutherische Kirchenblatt" oder sonst woher die Lust bekommen sollte, sich jener Ansiedlungsgesellschaft, die immer noch weiterarbeitet, anzuschließen, vor Schaden zu warnen und zu bewahren, so sollte es mir seinetwillen sehr lieb sein. Auch in kirchlichen Kreisen in Amerika herrscht nur zu oft ein

Schwindelgeist in Bezug auf irdischen Gewinn. Freilich, wenn einmal die Lust da ist, auf solche Versprechungen, ja Verheißungen einzugehen, hilft gewöhnlich ein guter Rat nicht mehr, erst der Schaden macht dann klug. Jedenfalls ist es meine vollste Überzeugung, die aus neunmonatlicher Erfahrung im Lande selbst gewonnen ist, daß der Grund und Boden in der Gegend, in der die Ansiedlung von Pastor Pohle erstehen sollte oder noch soll, zu den schlechtesten in ganz Ostflorida gehört. Um den gewünschten Ertrag zu erzielen, ist es von Anfang an notwendig, den Boden mit allerlei Kunstdünger zu versorgen unter großen Opfern an Geld. Mit der gerühmten Fruchtbarkeit des jungfräulichen Bodens, wonach jahrelang alles von selbst in Hülle und Fülle wachsen soll, ist es nichts. Die Erfahrung hat das gezeigt.

1. Kapitel.

In Bremen. Unfreiwillige Wartezeit.

In Bremen steht neben dem ehrwürdigen Rathaus mit seinem berühmten Ratskeller, und neben dem alten Dom ein großes, schönes Gebäude, die Börse, wo die Kaufleute von Bremen zusammenkommen, um ihre Geld- und Handelssachen ins reine zu bringen. Über dem mächtigen Börsensaal führt hoch oben eine breite Galerie, von der aus der Fremdling dem Treiben unten gemütlich zusehen und zuhören kann. Ringsum ist diese Galerie mit hohen, von Künstlerhand hergestellten Gemälden geschmückt, welche teils die geschichtliche Vergangenheit der alten Hansastadt von ihrer Gründung an vorführen, teils die verschiedenen Handelszweige veranschaulichen, mit denen die Bremer Kaufmannschaft sich beschäftigt. Das allerletzte dieser Gemälde stellt das Auswanderungswesen dar, das durch den Norddeutschen Lloyd in so großartiger Weise entwickelt worden ist. Lange standen wir als angehende Auswanderer vor diesem Bilde. Eine Familie, Eltern mit erwachsenen und unmündigen Kindern lassen sich eben auf einem Boot überführen nach einem Dampfer, der ihrer draußen wartet, um sie an das unbekannte Ziel ihrer Reise zu bringen. Die Hand über den Augen schaut der Hausvater hinaus in die Ferne und seine ernsten Gedanken lassen sich wohl erraten in einem Augenblick, da er mit den Seinen der alten Heimat den Abschied giebt und den ersten

Schritt thut einer neuen, erst zu gründenden Heimat entgegen.

Auch unsere Gedanken wurden aufs Ernste gerichtet. Auch für die jungen Söhne sollte sich eine neue Heimat drüben über dem weiten Ozean aufthun und wie wird sich da ihre Zukunft gestalten in der neuen, noch unbekannten Welt? Wenn auch menschlicher Verstand und menschliche Überlegung alles aufs beste und eingehendste ausgedacht, beraten und vorbereitet hatte, so wußten wir doch wohl, daß damit allein ein gutes Ende sich noch nicht erreichen ließ. Aber wir wußten auch ebenso gut, daß man nicht vergeblich auf den traut:

Der Wolken, Luft und Winden giebt Wege, Lauf und Bahn,
Der wird auch Wege finden, da dein Fuß gehen kann!

Und in diesem Sinn blickten wir unverzagt hinaus in die Zukunft, hinüber über den Ozean, in die Neue Welt! —

Das Zeichen ertönte, daß die Börsenstunde vorüber sei, und stille wurde es um uns, und stille und beruhigt traten wir wieder hinaus ins Treiben und in den Sonnenschein der Stadt.

Zur Überfahrt nach New York hatten wir uns das nagelneue Schiff „Kaiser Wilhelm der Große" auserlesen, den größten „Doppelschrauben-Schnellpostdampfer", der je zwischen der alten und neuen Welt verkehrte und dessen erste Fahrt wir mitmachen wollten. Darum hatten wir auch bescheidentlich Fahrkarten für das Zwischendeck genommen, obgleich ein Beamter von der Verwaltung mich versicherte, für Leute, wie wir, sei das Zwischendeck nicht bestimmt. Ein leiser Hinweis auf unseren Geldbeutel brachte ihn zu vernünftigem Schweigen. Allerdings fuhren sechs Kollegen von mir in der ersten Kajüte; doch sie werden wohl gewußt haben, weshalb sie sich das leisten konnten. Wir dachten, da noch niemand mit diesem Schiffe gefahren,

und daher alle Räume noch neu und frisch waren, werde die so viel kürzere Überfahrt wohl auch im Zwischendeck durchzumachen sein; und wir täuschten uns nicht.

Wir hatten übrigens mit vielen anderen Reisegenossen volle Muße, die Stadt Bremen kennen zu lernen. Der Dampfer, der am 14. September abgehen sollte, war in Swinemünde bei der Übernahme durch den Lloyd im Sand stecken geblieben und sechs Dampfer mühten sich tagelang ab, den Koloß wieder frei zu machen. Als er dann am Freitag 17. September endlich in Bremerhafen eintraf, mußte Tag und Nacht daran gearbeitet werden, das Schiff mit Kohlen und Proviant für die Reise zu versehen, die auf Sonntag den 19. September festgesetzt wurde. Wohl hatte man uns angeboten, mit einem der zwei Dampfer des Lloyd, die am Samstag abgingen, zu fahren. Allein der Reiz, dieses vielgepriesene neue Schiff zur Überfahrt zu benützen, war zu groß, als daß wir gewechselt hätten. Und in der That, wir sollten diese beiden Dampfer bald weit überholen.

Einstweilen benützten wir unsren unfreiwilligen Aufenthalt dazu, Bremen gründlich kennen zu lernen.

Großartig ist der Verkehr in dem neuen Freihafen, in welchem eine Menge großer Schiffe lagen, die aus- und eingeladen wurden. Eine lange Reihe mächtiger Lagerhäuser zieht sich am Hafen hinab; die Schiffe können bequem anlegen und die Waren mit schweren Krahnen heraus- und hineingehoben werden. Welche Schätze aus den fernsten Ländern liegen da aufgestapelt! Eisenbahngeleise laufen dem Hafen entlang, so daß aus Schiffen und Lagerhäusern die Güter gleich in den Zug verladen werden. So lange die Waren in den Hallen liegen, sind sie zollfrei; was aus dem Freihafengebiet herausgeht, wird am Ausgang aufgeschrieben und unterliegt dort dem Zoll. Abends um 6 Uhr ist alle Arbeit im Hafen beendet,

die Häuser werden abgeschlossen und zu Tausenden ziehen die Arbeiter ab in ihre Quartiere.

Ein übersichtliches Bild vom Handel Bremens erhält man im Handelsmuseum in der Nähe vom Bahnhof. In dieses haben die Bremer Kaufherren aus allen Ländern der Erde die wichtigsten Handelsartikel gestiftet. Bekannt sind die Bremer Cigarren. Da sieht man riesige Ballen echten Havannah- oder Java-Tabak, weiter eine Sammlung aller Sorten Tabakblätter aus den einzelnen tabakbauenden überseeischen Ländern, und endlich alle möglichen Sorten fertiger Cigarren, von den teuersten bis zu den wohlfeilsten. Da fällt es einem Raucher schwer, sich nicht gelüsten zu lassen. Deshalb aber ist alles unter Glas und Rahmen gut verschlossen.

Bremen ist Hauptmarkt für Baumwolle. Da ist es nun sehr interessant, im Museum ein Bild von der Gewinnung der Baumwolle nebst einer Sammlung der verschiedensten Baumwollesorten zu sehen. Es sind Baumwollefarmen im Kleinen abgebildet, an denen man die Aussaat, das Wachstum und endlich die Ernte der Baumwolle verfolgen kann. Eine ganze Menge kleiner brauner Menschen ist z. B. beschäftigt, die reife Baumwolle von den Büschen zu pflücken, während andere die gesammelte Baumwolle verpacken und zu Schiffe tragen.

Das Leben und Treiben, Wohnung, Jagd, Gewerbe und Handwerk der fernsten Völker sind in kleinem Maßstab dargestellt und daneben findet man die Tier- und Pflanzenwelt in schönen Exemplaren ausgestellt, kurz, für einen, der Völker- und Länderkunde studieren will, bietet dieses Museum große Schätze und Lehrmittel. Schön und dankenswert, daß die Liebe zur Heimatstadt deren Bürger in der Ferne antreibt, solche zum Teil sehr kostbaren Schätze in das Museum zu schenken.

Vom Museum aus erreicht man in zwanzig Minuten den sogenannten Bürgerpark. Der Weg führt am großen städtischen Schlachthaus vorüber. Im Vorbeigehen sahen wir drei Pferde schlachten und noch eine ganze Menge sollte an die Reihe kommen. Man findet zwar in der Stadt da und dort Fleischerläden, in denen nur Pferdefleisch zu kaufen ist. Aber so viele Pferde? was wird aus ihnen?

Der Bürgerpark ist wirklich einer so reichen Stadt würdig. Stundenlang kann man sich dort auf den schönsten Wegen und in den prächtigsten Wäldern ergehen und findet überall wieder ein lauschiges, schattiges Plätzchen zum Ausruhen.

Altehrwürdig ist der Dom. Im Innern aber sah es greulich aus, denn dasselbe wurde eben von Grund auf erneuert und war ganz mit Baugerüsten ausgefüllt. Weltbekannt aber ist die Bleikammer des Doms, eine frühere Seitenkapelle. In dieser liegen verschiedene zum Teil über 200 Jahre alte Leichname in offenen Särgen. Sie sind ganz ausgetrocknet, wie ägyptische Mumien. Man kann aber z. B. am Leichnam eines Studenten die Halswunde noch genau sehen, die er vor 230 Jahren im Zweikampf erhielt. Ein halbes Dutzend Hühner hängt in dem Raum schon seit 6 Wochen, ohne in Fäulnis überzugehen. Man sagt, als in alter Zeit das Dach des Doms mit Bleiplatten gedeckt wurde, haben diese Platten längere Zeit in der Kapelle gelegen und seither habe dieser Raum die Eigenschaft, Fleisch vor Fäulnis zu bewahren, indem dasselbe allmählich völlig eintrocknet.

Neben dem Dom steht das alte Rathaus mit seinem Ratskeller. Wer kennt nicht die „Phantasien im Bremer Ratskeller" von Wilhelm Hauff! Dort ist es jeden Abend voll besetzt in den unterirdischen Räumen inmitten von mächtigen Fässern, die aber leer sind. Dagegen wird man

in den einzelnen Kellern herumgeführt, z. B. dem Zwölfapostelkeller, in denen die ältesten und köstlichsten Weine aufbewahrt liegen. Was man dort trinkt, ist durchaus rein und unverfälscht.

Vor dem Rathaus steht in doppelter Lebensgröße das steinerne Standbild Rolands des Riesen, des Hauptkämpen Kaiser Karls des Großen.

Roland der Riese, am Rathaus zu Bremen
Steht er im Standbild standhaft und fest,

fängt das Lied an, das den Alten und seine Thaten feiert.

Und neben diesem uralten Denkmal ein ganz neues: Kaiser Wilhelm I, ein herrliches Reiterstandbild von gewaltigen Verhältnissen. Nur schade, daß der enge Raum, der zur Verfügung stand, eine volle Wirkung desselben auf den Beschauer nicht gestattet.

Wir waren herzlich froh, als die lange Wartezeit ihrem Ende zuging und es hieß, am Sonntag 19. Sept. geht der Zug nach Bremerhafen zum Schiff ab.

Zuvor aber mußten wir uns einer Operation unterziehen, die für Auswanderer eines so mächtigen Reiches, wie das deutsche Reich, eine Schmach und Schande ist. Wer nämlich im Zwischendeck nach New York reist, muß sich zuvor in Anwesenheit des amerikanischen Konsuls einer Pockenimpfung unterwerfen. Die amerikanische Regierung besteht darauf, und darum müssen sich deutsche Bürger diese Vergewaltigung gefallen lassen! Stundenlang geht dieses Impfgeschäft fort. Wir warteten, bis wir die allerletzten waren. Nach der Prozedur kam der amerikanische Konsul selbst zu uns ins Nebenzimmer, wo wir gerade daran waren, die Impfwunden auszudrücken, bis das Blut reichlich floß.

„Ich würde es auch so machen," erklärte er.

„Ja, aber wozu dann dieser ganze Humbug und diese Menschenschinderei?" frug ich.

„Es ist nun einmal Vorschrift von drüben, da läßt sich mit dem besten Willen nichts dagegen machen."

Wir unterhielten uns noch eine gute Weile mit dem freundlichen Manne, der großes Interesse an unserem Unternehmen zeigte.

Welch gute Dienste uns übrigens der Impfschein von Bremen noch erweisen sollte, wird der Leser weiter unten erfahren.

In häringsmäßiger Weise verpackt fuhren die Auswanderer des Zwischendecks in ihrem Extrazug von Bremen ab und in einer Stunde ist Bremerhafen erreicht. Der Zug hält unmittelbar neben unserem Schiff, aber ohne den Reisenden Zeit zu lassen, dieses seiner Länge und Ausdehnung nach zu betrachten, wird man die Schiffstreppe hinaufgetrieben; und obgleich noch vier Stunden bis zur Abfahrt vergehen, bleibt einem die Möglichkeit verschlossen, auch nur für etliche Augenblicke ans Land zu gehen.

Genau vor 20 Jahren war ich schon einmal in Bremen und auf einem Dampfer des Norddeutschen Lloyds gewesen. Damals hatte ich einen jungen Baron, der seinen Studien nicht in gewünschter Weise nachkommen wollte, im Auftrag seines besorgten Vaters nach Bremen begleitet und auf das Schiff abgeliefert, dessen Ausfahrt aus dem Hafen ich noch abwarten mußte. Es war ein lebensfroher junger Mensch, und ich wünschte ihm von Herzen alles Gute in der neuen Heimat; denn schlecht war er nicht. Es ist ihm elend gegangen! Als Metzger fand er ein Auskommen am Eriesee, aber zerrüttete eheliche Verhältnisse trieben ihn zum Selbstmord. Sein Vater überlebte ihn nicht lange.

Innerhalb dieser 20 Jahre hat sich im Zwischendeck der Lloyddampfer vieles, und zwar zum Vorteil verändert. Damals lag noch alles, Männer, Weiber, Kinder durch-

einander in einem Raum, und der Aufenthalt wurde bei stürmischem Wetter zur wahren Hölle.

Jetzt sind Abteilungen vorhanden; auf unserem Schiff waren es drei: für ledige Männer, zu denen wir kamen; für Verheiratete, besonders die Juden, und für die Ausländer, d. h. die Polaken, Slowaken, Galizier und Russen, deren eine erkleckliche Menge mit uns fuhr. Im Ganzen waren es 268 Zwischendeckler, die von elf Uhr an sehnlichst auf die Abfahrt des Schiffs harrten.

---

2. Kapitel.

Die erste Fahrt des „Kaiser Wilhelm der Große". Freuden und Leiden auf dem Ozean.

Nach zwei Uhr trafen die Passagiere der ersten und zweiten Kajüte mit ihrem Extrazug am Schiff ein und wurden von der Schiffsmusik mit munteren Weisen empfangen, während am Land die Zahl der Zuschauer immer mehr anwuchs, die das größte Schiff der Welt abfahren sehen wollten. Auch verschiedene Bremer Behörden hatten ihre Abgeordneten gesandt, die sich mit den Reisenden der ersten Kajüte zu einem solennen Mahl mit Tafelmusik vereinigten. Gegen vier Uhr war das Festmahl zu Ende, die geladenen Gäste verließen das Schiff und es wurde nunmehr Anstalt gemacht, abzufahren, nachdem die Ungeduld der Reisenden, wie des tausendköpfigen Publikums aufs höchste gestiegen war.

Ein Pfiff, nein, ein mächtiges Geheul aus der Dampfpfeife, das nervenerschütternd durch den ganzen Körper fuhr und die Ohren zerriß! Es war das Zeichen, daß der Riese sich nunmehr in Bewegung setzen werde. So geschah es, langsam, unmerklich. An der Spitze gab sich

ein kleiner Lotsendampfer redliche Mühe, das große Schiff von der Stelle zu bringen, und es gelang je länger, je besser. Der Zwischenraum zwischen uns und dem Ufer wird von Minute zu Minute größer. Jetzt kann die eigene Schiffsmaschine mit eingreifen und schneller wird die Bewegung. Noch gilt es um die Ecke der Hafendocks zu fahren, dann sind wir im freien Fahrwasser der Weser. Das überaus zahlreiche Publikum drängt sich in lebensgefährlicher Weise bis an den Rand des Wassers heran und in allen möglichen Farben wehen Tücher, und immer wieder aufs neue erschallt von hüben und drüben das tausendfache „Adieu", und jetzt lassen wir in schneller Bewegung den Hafen und die Zuschauer zurück und in kürzester Zeit sind sie unseren Blicken entschwunden. Der Dampfer fährt in majestätischer Ruhe seine Bahn die Weser hinab, begleitet von dem Lotsenboot, das seine Dienste gethan hat.

Wir waren eine Stunde gefahren, da hielt der Dampfer sachte an. Er war festgefahren. Nach einer Stunde etwa gelang es, ihn wieder flott zu machen, nachdem die Flut in der Zwischenzeit gestiegen war und es ging weiter in die Nacht hinein, in der die elektrischen Lichter von Norderney und der dort nach vollendeten Manövern versammelten deutschen Kriegsflotte hell zu uns herüberstrahlten.

Norderney hatten wir passiert, da verbreitete sich die Kunde, daß eine Stewardeß (Aufwärterin) über Bord gesprungen und den Tod in den Wellen gesucht und gefunden habe, und wieder nach einer Stunde hieß es, ein Feuermann, den die Hitze im Maschinenraum überwältigte, habe sich ins Wasser gestürzt. Allgemeines Entsetzen befiel die Reisenden über diesen schrecklichen Anfang der ersten Reise des bewunderten Schiffes. Was mich dabei am meisten erschütterte, war die Erinnerung an die Rede,

welche die Frau eines der Direktoren bei Stapellauf und Taufe mit Hinweis auf den „hochseligen Kaiser Wilhelm I. und seinen geheiligten Geist“ gehalten hatte. Der Leser wird sich derselben wohl selbst erinnern und seine eigenen Gedanken sich schon darüber gemacht haben.

Als ob ein Bann gelöst wäre, fuhr nun der Dampfer mit gewaltiger Schnelligkeit sanft und ruhig dahin durch die Nacht, und während wir schlafen, geht es durch die Nordsee und den Kanal zwischen England und Frankreich hinunter und am nächsten Tag um 2½ Uhr sind wir schon in Southampton, von wo die ersten Nachrichten in die Heimat zurückgesandt werden. Hier aber giebt's abermals einen unfreiwilligen Aufenthalt von 9 Stunden, denn wir staken wiederum fest mit unserem Riesen. Die Hochflut erst brachte uns los.

Am Anfang der Reise, solange man dem Schiffspersonal noch nicht bekannt ist, hat man gute Gelegenheit, sich das Schiff in allen seinen Teilen anzusehen.

Ein technisches Meisterstück ist dieser vom Vulkan erbaute und aufs prächtigste ausgestattete Dampfer. Seine Länge beträgt 602 Fuß, die Breite 60 Fuß und die Höhe vom Kiel bis zum Oberdeck 40 Fuß. Eben so hoch ragen die 4 riesigen Schornsteine in die Luft. Die 2 Hauptmaschinen haben eine Stärke von je 15000 Pferdekräften und macht der Dampfer 23 und mehr Seemeilen in der Stunde bei einer Wasserverdrängung von 20000 Tonnen. Der Durchmesser der beiden Schrauben am Hinterteil des Schiffes beträgt 22 Fuß, die 2 Stahlwellen sind je 2 Fuß dick. Zu den verschiedensten Dienstleistungen stehen 68 Hilfsdampfmaschinen mit zusammen 124 Dampfzylindern zur Verfügung, alles in allem ausreichend für eine ziemlich große Fabrikstadt. 208 Maschinisten und Heizer bedienen die Maschinen mit 14 Kesseln. Solche Maschinen

wollen geheizt sein; darum braucht man jeden Tag 50 Eisenbahnwagen Kohlen, d. h. täglich 10000 Zentner! Die ganze Mannschaft umfaßt 450 Mann. Kajütenpassagiere können 800, Zwischendeckler 1000 aufgenommen werden, so daß, wenn das Schiff vollständig besetzt ist, 2250 Menschen darauf wohnen. Die Behaglichkeit und Zweckmäßigkeit der Räume auf diesem schwimmenden Koloß wird nur durch ihre Pracht übertroffen. Ganz besonders glänzend sind der große Salon der ersten Kajüte und die 4 daranstoßenden Zimmer: Königin Luise, Kaiserin Augusta, Bismarck und Moltke genannt, die von ersten Künstlern in entzückender Pracht und Anmut ausgestattet wurden. Wer 2000 Mark für eine 7tägige Reise bezahlen will, der kann einen der Salons mieten, die der Kapitän zu vergeben hat und die, wie auch die ganze erste Kajüte, auf der ersten Reise vollbesetzt waren.

Im Hotel in Bremen hatten wir Bekanntschaft gemacht mit etlichen Reisenden, die zweiter Kajüte fuhren. Die Jugend, zu der auch ein kleiner Mann gehörte, der seinen Onkel in Chicago besuchen wollte und der mit uns fuhr, verschaffte sich in den ersten Tagen das Vergnügen, in der zweiten Kajüte zu speisen; sie wurden aber bald verbannt und waren dann auf das Obst und die Orangen angewiesen, welche die Freunde von drüben herunterzubringen pflegten, eine sehr große Wohlthat für die Zwischendeckler, die auch für gutes Geld nichts kaufen konnten. Daß die Schifffahrtsgesellschaften an den Zwischendecksreisenden ihren Hauptverdienst haben, ist unbestritten. Die Verköstigung eines Reisenden in dieser Klasse innerhalb 7 Tagen kommt noch nicht auf 10 Mark; denn sie ist höchst frugal und die marinierten Häringe und das fette Pökelfleisch mit Bodenkohlraben bilden einen gewaltigen Kontrast gegenüber den 8 feinen Gängen in der ersten

Kajüte, zwischen denen die Schiffsmusik jedesmal ein Stück zu spielen hat. Was war es für ein Jubel bei unseren Polaken und Slowaken, wenn es hieß: heute giebt's Häringe mit Pellkartoffeln, und sich dann jeder seinen Fisch am Schwanz haltend auf dem Verdeck zum Mahl niederließ. Die Passagiere der ersten Kajüte hatten überdies noch das Vergnügen gratis, von ihrem erhöhten Verdeck aus die Zwischendeckler bei ihren Mahlzeiten zur Stärkung ihres eigenen Appetits betrachten zu können. Wir kamen uns jedesmal, wenn wir auf den Planken unseres engen und schmalen Verdecks, so gut es ging, das gefaßte Essen verschlangen, vor wie Bären in einem tiefen Zwinger, an dessen Rand das schaulustige Publikum bei der Fütterung sich ergötzt. Um warmes Wasser zum Reinigen der Speisegefässe mußte man beim Schiffskoch förmlich betteln. Sollte einer der Leser dieses Buches in die Lage kommen, auf gleiche Weise einmal die Fahrt über den Ozean zu machen, so gebe ich ihm übrigens den guten Rat, sein Billet bei einem der vielen Agenten in Bremen erst zu kaufen; er bekommt es um 10—15 Mark billiger als bei den Agenten in seiner Heimat, und das so ersparte Geld kann er auf dem Schiff aufs beste anwenden.

An Platz zum Schlafen fehlte es in unserer Abteilung nicht. Es waren im ganzen nur 268 Zwischendeckler, so daß die unter den unsrigen liegenden Räume gar nicht zur Benützung kamen. In unserem Schlafsaal lagen etwa 60 Personen, während noch einmal so viele Bettstellen aufgeschlagen waren. Wir hatten die einzigen Betten, die quer zum Schiff standen, was bei stürmischer Fahrt sehr angenehm ist. Es sind übrigens immer je 2 Bettstellen übereinander. In der ersten Nacht wurde ich geweckt durch eine Nässe, die von oben herabträufelte dicht neben meinem Gesicht vorüber, und manchmal zu einem kleinen Bächlein

anschwoll. Ich lag doch oben und es konnte unmöglich durchregnen; wir waren ja unter einem doppelten Verdeck. Ich spannte meinen Regenschirm auf und befestigte ihn, um gegen alle weiteren Witterungseinflüsse gedeckt zu sein. Am andern Morgen fand ich die Quelle des nächtlichen Regens. Die Matrosen hatten den Gang bei der Küche über uns abgespült und das überschüssige Wasser hatte seinen Weg zu mir gefunden. Trotz guter Versprechungen blieb der nächtliche Regen und ich blieb unter meinem Schirm, bekannt unter den Reisegefährten als „der Mann mit dem Schirm."

Die Nächte waren sehr unruhig. In der Nacht, da wir von Southampton abfuhren und alles im besten Schlaf lag, ging ein Gerassel los, daß einem Hören und Sehen verging. Es wurden die Anker mit Dampf aufgezogen und die Ketten rasselten durch zwei riesige Eisenzylinder in unserem Raum hinab in die tiefsten Tiefen des Schiffes. Man bedenke, daß die einzelnen Glieder der Ankerkette ein Gewicht von etwa 2 Zentnern haben und man wird sich den furchtbaren Lärm vorstellen können.

In einer andern Nacht zwischen 12 und 1 Uhr fing in den Räumen unter uns ein entsetzliches Gepolter an von übereinander geworfenen Eisenstücken, vermischt mit schrecklichen Flüchen. Alles fuhr aus dem Schlaf. Was mochte das wieder sein? Die Matrosen hatten, um auch während der Nacht nicht träge zu ruhen, den Befehl erhalten, die eisernen Bettstätten, die da unten nicht gebraucht wurden, abzuschlagen! Nun, das ging selbst den geduldigen Zwischendecklern zu weit und die streitbare Mannschaft erklärte, wenn der Skandal nicht sofort aufhöre, so werde sie mit Gewalt Ruhe schaffen. Das half, und der Unteroffizier zog seine Mannschaft zurück, die froh war, sich niederlegen zu können. Wieder in einer Nacht benützte

man die Zeit zwischen 2 und 3 Uhr dazu, Proviant für die Küche der ersten Kajüte an unserem Schlafraum emporzuziehen, so daß niemand schlafen konnte. Auch da schaffte energisches Auftreten der erregten Volksmenge Ruhe. Man sieht aber nur daraus, wie wenig Rücksicht auf das Menschenmaterial genommen wird, das froh sein muß, daß es um sein Geld überhaupt über den Ozean befördert wird.

Tagsüber hielt man sich auf dem sehr beschränkten Verdeck auf, das Sitzgelegenheit für zwei Dutzend Personen bot und dazu noch sehr beengt war von einer Schar Frauen, die in einemfort Kartoffeln schälten. Wer keinen Sitzplatz fand, mußte sehen, wie er es machen wollte. Wir saßen meistens auf Fässern, die mit Krautköpfen gefüllt waren. Am dritten Tag wurde uns die Ehre eines Besuches von Seiten des Kapitäns zu teil, der sich bei mir erkundigte, wie es gehe. Ich sagte, er könne sich mit eigenen Augen überzeugen, wie miserabel für die Bequemlichkeit der Passagiere gesorgt sei, da $^2/_3$ derselben herumstehen müßten. Er versprach Abhilfe mit der Bemerkung: bei einem neuen Schiffe stellen sich gerade wie bei einem neugebauten Hause nachträglich noch allerlei Wünsche heraus. Als ein Freund von uns an Weihnachten auf demselben Schiffe die Reise machte und uns in Floriba besuchte, erzählte er, der Übelstand sei noch derselbe gewesen.

Die zwei ersten Tage auf dem offenen Meer gehörten, als stürmische Tage, dem Meeresgott Ägir. Bei allem dem aber war der Gang des großen Dampfers noch ein sehr ruhiger, wie man überhaupt bei uns an der Spitze des Schiffes von den Maschinen gar nichts verspürte. Als wir den am Samstag abgegangenen Dampfer „Stuttgart" am Dienstag im Sturm überholten, sahen wir, wie er einer Nußschale gleich von den Wellen hin- und hergeworfen

wurde. Als ruhigere Tage kamen, erschienen auch die drolligen Delphine oder Schweinfische, die sich in lustigen Purzelbäumen um das Schiff tummelten und in der Ferne ließen Walfische ihren Wasserstrahl in die Höhe springen, wobei der Familienvater das Vorbild zu geben pflegte.

Mit allerlei Musik und fröhlichen Spielen suchten sich die Reisegefährten die Zeit auf unserem Verdeck zu vertreiben, wobei sich immer wieder gesetzte Elemente fanden, die Roheit oder Ausgelassenheit in die Schranken wiesen. Manche lagen den ganzen Tag über, mit Ausnahme der drei Mahlzeiten, nebeneinander auf ihren Betten und spielten Karten, während wieder andere auch beim schönsten Wetter krank liegen mußten. Abends ergötzte sich das junge Volk bei einem Tanz auf schmalem Raum, wozu das Zwischendecksorchester spielte. Es hatten sich nämlich fünf Matrosen auf verschiedenen Instrumenten: Dreiangel, Schellenbaum, Klarinette u. s. w. eingeübt und gaben nach Feierabend dem dankbaren Publikum seine Künste zum Besten. Wie bescheiden man doch werden kann!

Zweimal im Tage wurde auf je eine Stunde eine Wirtschaft eröffnet, in der man Bier oder Wein kaufen konnte. Manchmal mußte dieselbe aber gleich geschlossen werden, wenn der Wirt seine epileptischen Anfälle bekam und weggetragen wurde.

Ein wichtiges Ereignis war die Geburt eines Polakenjungen, dessen Taufe aber bis nach der Landung in New York aufgeschoben wurde.

Die Mehrzahl unserer Mitreisenden, nämlich alle Russen, Österreicher und Polen, die zum Teil nicht einmal Deutsch verstanden, hatte als Reiseziel die Kohlengruben von Hazzleton in Pennsylvanien erwählt, wohin sie von etlichen Agenten geleitet wurden. Einer von diesen, der sich gerne als den „Gebildeten" ausspielte, verzehrte täg-

lich wie er sagte, zwei „Sardinien" (statt Sardinen), da diese gegen Seekrankheit vorzüglich seien. Das Gesetz, daß keine kontraktlich angeworbenen Arbeiter in den Vereinigten Staaten landen dürfen, wird einfach dadurch umgangen, daß die Leute verschiedene Verwandte angeben mußten, zu denen sie auf Besuch gehen wollten. Im Januar 1897 waren bei einem Auflauf in Hazzleton eine Menge Grubenarbeiter von Amerikanern erschossen worden und unsere Reisenden bildeten den Ersatz dafür, nicht ahnend, daß sie dem reinsten Sklavenleben und Elend entgegenfuhren.

Am Sonntag 26. Septbr. um 10 Uhr abends warfen wir Anker in dem herrlichen Hafen von New York in der Nähe der Freiheitsstatue, welche die französische Republik im Jahr 1886 der amerikanischen Republik zum Geschenk gemacht hat. Auf einem 155 Fuß hohen viereckigen Granitpostament erhebt sich eine 151 Fuß hohe Frauenfigur aus Kupfer, gekrönt mit einem Diadem, in der erhobenen rechten Hand eine Fackel, an deren Ende ein elektrisches Licht den Hafen weithin erleuchtet. Von der gewaltigen Größe dieses Standbildes geben folgende Zahlen eine Vorstellung: Der Kopf ist 14 Fuß hoch, die Nase fast 4 Fuß lang, der rechte Mittelfinger beinahe 8 Fuß lang und 5 Fuß im Umfang. Die kleine Bedloe-Insel, auf der das Standbild seinen Platz gefunden, war in früheren Zeiten der Hinrichtungsort für Seeräuber.

Die täglichen Leistungen unseres Dampfers von Southampton ab waren

Montag Nacht bis Dienstag Mittag	208	Meilen,	
Dienstag bis Mittwoch	„ 531	„	
Mittwoch bis Donnerstag	„ 495	„	(stürmisch!)
Donnerstag bis Freitag	„ 512	„	
Freitag bis Samstag	„ 554	„	
Samstag bis Sonntag	„ 564	„	

und hatten wir somit die Fahrt in der kürzesten Zeit gemacht, die je ein Dampfer zur Reise brauchte.

Freudigen und dankbaren Herzens darüber, daß die Fahrt glücklich von statten gegangen und nun vorüber war, hörten wir diesmal das fürchterliche Rasseln der Ankerketten, als der ungeheure Anker in die Tiefe sauste. Unter dem weithinstrahlenden Glanz unserer elektrischen Scheinwerfer konnte unser Schiff in dem lebhaften Hafen von New York sicher liegen und wir uns zum letztenmal zu ruhigem Schlaf auf unsere Strohbetten niederlegen.

Die Neue Welt lag vor uns!

---

3. Kapitel.

Wie man in New-York landet und visitiert wird. In den Händen eines Agenten. Das Emigrantenhaus.

Am Montag Vormittag blieb unser Schiff zunächst vor Anker liegen. Die Zollbeamten kamen an Bord und untersuchten das Gepäck der Passagiere der ersten und zweiten Kajüte, während bei uns im Zwischendeck ein Arzt zur Visitation der Impflinge sich einfand. Nach Vorschrift hätte der Schiffsarzt täglich sämtliche Zwischendeckler in Augenschein nehmen sollen; statt dessen mußten wir am zweiten Tag der Fahrt in Reih und Glied an ihm vorbeimarschieren und ohne daß die Impfstellen besichtigt wurden, durchlöcherte er auf dem Impfschein sämtliche Tage der Fahrt, die darauf eingezeichnet sind und beglaubigte damit den Erfolg der Impfung.

Als der amerikanische Arzt erschien, mußten alle Passagiere auf dem einen Teil des kleinen Verdecks mit ihrem Impfschein sich einfinden, während der andere Teil durch

Stricke abgesperrt und von Matrosen bewacht wurde, damit keiner durchschlüpfe. Einer nach dem andern mußte durch einen schmalen Gang hindurch, in welchem der Arzt seinen amtlichen Stempel auf den Impfschein drückte und damit seinerseits, ohne Augenschein genommen zu haben, den Erfolg der Impfung beglaubigte. Es sollte mich gar nicht wundern, wenn überhaupt nur zum Schein geimpft würde!

Nachdem diese Zeremonie mit allem Ernst amtlicher Autorität vorgenommen war, dampfte unser Schiff langsam den Hudsonfluß hinauf, um in den Docks des Norddeutschen Lloyds in Hoboken, auf dem Westufer dieses Flusses einzufahren. Seiner ganzen Länge nach bis zu den Spitzen der Masten war unser „Kaiser Wilhelm der Große" mit einer Menge bunter Wimpel geschmückt, die lustig im Wind flatterten, während unten die Schiffskapelle ihre heiteren Weisen hören ließ. Um 10½ Uhr legte das Schiff im Dock an.

Der Empfang war ein begeisterter. Das mehrstockige ausgedehnte Gebäude des Lloyd war von unten bis oben dicht besetzt von einer buntgekleideten Menge Männer und Frauen, die mit Blumensträußen versehen und mit Tüchern wedelnd den ersten Ankömmlingen auf dem Riesendampfer einen fröhlichen Willkomm bereiten wollten. Die Behörden von New York waren erschienen und betraten als die Ersten das Schiff, um dem Kapitän ihre Glückwünsche darzubringen, während die Passagiere der ersten Klasse demselben eine Dankadresse voll Lobens und Rühmens über seine Leistungen überreichten. Die Reisenden der zweiten Kajüte standen grollend zur Seite, denn sie hätten, wie sie erklärten, zu besonderem Dank keinen Grund. Die Zwischendeckler hatten eine Art Mißtrauenserklärung aufgesetzt, die in Ermanglung von Tinte mit Bleistift ge-

schrieben war. Allein als sie an den Kapitän hinübergesandt werden sollte, wollte sich keiner der Angestellten zur Beförderung hergeben, da sie Dienstentlassung befürchteten. In der Freude, endlich am Ziel zu sein, wurde das Vergangene begraben und das Schriftstück flog über Bord.

Nachdem die Begrüßungsfeierlichkeiten glücklich vorüber waren, durften die Reisenden der oberen Klassen das Schiff verlassen. Zu uns aber strömte eine Menge Volks herein, das Schiff und uns bewundernd. Voran waren etliche Photographen, denen eine gute Anzahl Zwischendeckler sogleich saß, um ihr wertes Ebenbild an ihre Angehörigen in die Heimat als erstes und richtiges Lebenszeichen zu senden. Schon während der Fahrt waren täglich die photographischen Apparate der Gesellschaft der ersten Kajüte auf uns Wundermenschen im Zwischendeck besonders während der Mahlzeiten gerichtet gewesen. Die gerechte Entrüstung vieler auf solche erzwungene Weise Photographierter ließ aber Bilder zu stand kommen, die sich wohl nicht gut zum Vorzeigen geeignet haben mögen.

Wir mußten warten. Plötzlich höre ich meinen Namen vom Lande herüber rufen und sehe einen Herrn, der mir zuwinkt und auf der nun wieder abgesperrten Schiffsbrücke zu uns zu kommen sucht. Allein er wurde von den Beamten zurückgerissen und erst nach langen Auseinandersetzungen gelingt es uns, in der Mitte der Brücke zusammenzutreffen. Es war Herr Fr., der, wie Pastor Pohle mir geschrieben hatte, mit seiner Familie von New-York aus sich uns anzuschließen und mit nach Florida zu ziehen entschlossen war. Das war uns eine Freude, daß wir doch auch jemand hatten, der uns begrüßte, nachdem wir fast mit Neid, jedenfalls aber mit innerer Betrübnis bei Seite gestanden hatten, während hundert andere, auch Zwischendeckler, von ihren Angehörigen herzlich bewillkommt worden

waren. Wir verabredeten, am Nachmittag im Emigrantenhaus, wenn alle Scherereien vorüber sein würden, zu gemütlicher Begrüßung zusammen zu treffen.

Endlich kam die Reihe des Landens auch an uns und ohne Wehmut verließen wir die Stätte, in der wir wenig Schönes, wohl aber recht viel Ungemütliches mit einander erfahren hatten.

Wir kamen in ein gewaltiges Zollhaus und die zweite Visitation begann, diesmal die unsers Gepäcks. Der Zollaufseher, mit dem wir es zu thun hatten, erkundigte sich zunächst über das Ziel unserer Reise und war sehr befriedigt, als er vernahm, daß wir unsere Person und Arbeit in den Dienst der Besiedlung des neuen Landes stellen wollten. Sämtliche Gepäckstücke mußten geöffnet werden, aber hineingesehen wurde nicht, indem der Aufseher erklärte, mit dem Öffnen sei die Verordnung des Gesetzes schon erfüllt.

Als dieses Geschäft fertig war, mußten sich die Reisenden in Haufen aufstellen und zwar nach den Buchstaben, die quer über den Impfscheinen gedruckt waren. Sie gingen von A bis H. Nachdem es mit vieler Mühe gelungen war, die 268 Männer und Frauen an den ihren Buchstaben entsprechenden Platz zu bekommen, erscholl der Ruf: Buchstabe A vor! Wir gehörten zu A und so zogen wir mit unserem Handgepäck über eine schmale Brücke auf einen kleinen Dampfer, auf dessen Verdeck wir uns wieder an einem bestimmten Platz niederlassen mußten, der dann mit einem Strick abgegrenzt wurde. So kam Buchstabe nach Buchstabe, bis alle auf den Verdeck in ihren Abteilungen waren. Es war wirklich nicht anders als wie auf einem Schafmarkt, wo die einzelnen Herden in ihrem Pferch von einander getrennt sind. Gerade so geduldig ergaben wir uns in unser schafähnliches Schicksal, denn wir hatten

allmählich in klug abgemessener Abstumpfung gelernt, uns über nichts mehr zu wundern oder zu entrüsten, und kannten nur noch Eine Frage: Was wird weiter in dieser menschenwürdigen Behandlung noch geschehen? Selbst die Sozialdemokraten, die auf dem Zwischendeck noch gethan hatten, als ob sie Kaiser und Reich verschlingen wollten, waren unglaublich sanft und leise geworden.

Es kam aber in der That noch der Höhepunkt in dieser Hinsicht und zwar in der Visitation Nummer Drei, die dem Leib und dem Geldbeutel des Reisenden galt. Wir fuhren den Hudson hinunter nach der Stadt New-York und landeten an der kleinen Ellis-Insel (Ellis-Island), wo das Vereinigte Staaten Emigranten-Bureau seine Gebäude hat. Früher fand die Landung in Castle Garden statt, an der äußersten Südspitze der Stadt, und zwar von 1855 bis 1891, in welchem Jahr die Gebäude niederbrannten. Nach ihrem Wiederaufbau wurde das städtische Aquarium darin eingerichtet und hübsche Parkanlagen hergestellt. Früher war Castle Garden ein Theater, in welchem unter Barnums Leitung im Jahr 1850 die „schwedische Nachtigall" Jenny Lind ihre fabelhaft bezahlten Konzerte gab.

In Ellis-Island werden nunmehr (seit 1891) die Einwanderer in Empfang genommen und die Untersuchung hat sich darauf zu erstrecken, ob einer ein Verbrecher, Geisteskranker, Idiot, Mittelloser sei, der voraussichtlich der Kommune zur Last fallen würde, ob einer an einer ansteckenden Krankheit leide, ein Kontraktarbeiter oder ein Polygamist sei! Nach diesen schwierigen Punkten hin wird visitiert und zwar auf eine ganz geistreiche Weise. Daß die ärztliche Untersuchung von lauter ganz jungen Personen, Ärzten und Ärztinnen, vorgenommen wird, schadet der Sache nichts; ältere Personen dieses Standes würden sich

ohnedem zu diesem Handwerk nicht mehr hergeben. Beim Eintritt ins Haus befindet man sich in einem schmalen Gang, durch den nur einer hinter dem andern passieren kann und an dessen Gitter entlang ein halbes Dutzend, männliche und weibliche, Ärzte stehen. Auf das Kommando: Hut ab!, müssen sämtliche Kopfbedeckungen abgenommen werden und indem man nun langsam an dem prüfenden Personal vorbeimarschiert, werden von diesem die Augen und der Kopf auf Geisteskrankheit und ansteckende Krankheiten geprüft. Ein alter Mann aus Polen, dem eine Ärztin seine Perücke aus Rindshaaren abgenommen, bot mit seinem völlig haarlosen, spitzgeformten Kopf einen für das ärztliche Personal so völlig neuen Anblick, daß es in ein schallendes Gelächter ausbrach. Zartbesaitet waren diese jungen Amerikaner nicht.

Nachdem diese Untersuchung vorüber, wird man wieder nach den bekannten Buchstaben in einzelne schmale Gängchen abgezweigt, an welchen sich Pulte mit Schreibern und dicken Büchern befinden und wo man nun angelegentlich nach dem woher? und dem wohin? so wie nach der Hinlänglichkeit des Reisegeldes gefragt wird. Um gewiß zu sein, daß man auch ganz sicher bis an dieses Ziel gelangen und nicht etwa unterwegs in Geldverlegenheit geraten werde, geht die rührende Sorgfalt so weit, daß diese Menschenfreunde nicht ruhen, bis sie in die Tiefe des Geldbeutels einen Blick geworfen und ihre Neugierde ein beruhigendes Resultat gefunden. Doch waren sie bei uns noch so anständig, uns viel Glück für Reise und Niederlassung zu wünschen. Leider verloren wir den kleinen Mann, der von Bremen an sich zu uns gehalten hatte und nach Chicago wollte, aus den Augen; das Durcheinander aller dieser Untersuchungen trennte uns. Wir hatten ihm noch etliche Mark geliehen, damit er etwas Bargeld neben seiner

Eisenbahnkarte und dem Brief vom Onkel vorweisen konnte; denn auf dem Schiff waren ihm seine letzten 20 Mark gestohlen worden und den über Bord gewehten Hut hatte er mit einer geschenkten Kappe ersetzen müssen, die ihm um 2 Zoll zu weit war. Doch hatte er wenigstens noch ordentliches Handgepäck, während ein anderer Mitreisender außer dem, was er auf dem Leib trug, rein nichts besaß und da auch ihm der Wind den Hut geraubt, zog er barhäuptig in Amerika ein.

Mit Schaudern betrachteten wir die überall für männliche und weibliche Einwanderer angebrachten Isolierzellen, in welchen zweifelhafte Ankömmlinge einige Zeit untergebracht und regelrecht untersucht und beobachtet werden, bis sie nötigenfalls mit dem nächsten Schiff wieder nach Europa zurückbefördert werden. Außer dem Jahr 1890 betrug die Zahl der Einwanderer, die die obigen Visitationen durchzumachen hatten, nie weniger als 300 000 im Jahr.

Damit, daß wir den letzten Schreibpult passiert hatten und aus dem schmalen Gang heraustraten, waren wir frei und jetzt erst wirklich gelandet in der vielgepriesenen Weltstadt New-York.

Einen Vorschmack ihres Treibens sollten wir sofort bekommen. Als wir abgefertigt waren, kam uns der Beamte vom deutschen Emigrantenhaus entgegen, der an den grünen Karten seines Hauses, die wir deutlich erkennbar am Hut trugen, gesehen hatte, daß wir dort Unterkunft nehmen wollten. In wenigen Worten setzten wir ihm das Ziel unsere Reise auseinander, und er nannte uns einen amerikanischen Schiffsagenten, Mr. Clark, der eben hier in der Vorhalle seinen Stand habe und uns reell bedienen werde, da er im Emigrantenhaus wohl bekannt sei. Herr Fr. hatte uns geraten, mit der Clyde-Linie, deren Dampfer

schon am nächsten Tag abgehen sollte, zu fahren. Ich dachte aber, einen andern Vorschlag zu hören, würde nichts schaden. Mr. Clark, der in der Nähe gehört hatte, wohin wir strebten, kam nun herzu, eine echte Yankeephysiognomie, lauernd, verschmitzt, für Geld zu allem zu haben. Es entspann sich folgendes Gespräch:

Er: „Sie wollen nach Florida, alter Knabe?" das scheint der Ausdruck besonderer amerikanischer Liebenswürdigkeit zu sein, wie ich ihn in England zwischen zwei einander gänzlich Unbekannten nie gehört hatte. Jedenfalls durfte ich nicht weniger liebenswürdig sein, um den braven Mann nicht zu verletzen. Also:

Ich: Möglich, lieber Knabe; vielleicht aber auch nach Klondyke, auf die Goldfelder.

Er: Ah, lieber Herr, da gebe ich Ihnen die Fahrkarte nebst der gesamten Ausrüstung für 950 Dollars, statt für 1000. Schlagen Sie ein!

Ich: Nur gemach, Wertester; machen Sie mir zunächst einen Vorschlag für die Seereise nach Jacksonville in Florida. Sind Ihre Bedingungen günstiger als die der Clyde-Linie, so können Sie ein Geschäft machen.

Er: Unser nächstes Schiff geht erst am Freitag, weil es durch einen Strike der Neger in Brunswick nicht aus- und einladen konnte und daher verspätet hier eintrifft. Wir haben auf der Mallory-Linie dieselben Fahrpreise, wie auf der andern Linie. Wir bezahlen Ihnen aber pro Tag und Person einen Dollar bis Freitag, wo immer Sie logieren mögen.

Ich: Und mein Gepäck mit acht Zentnern?

Er: Wird frei nach Jacksonville befördert.

Ich: Und sollte Ihr Schiff später als Freitag erst abfahren, haben wir dann von Freitag Abend an freie Verköstigung auf dem Dampfer?

Er: Ah, mein Lieber, Sie denken an alles. Auch das soll zugestanden sein.

Den Beamten vom Emigrantenhaus frug ich, ob er und sein Haus Garantie übernehmen für das, was Mr. Clark versprochen hatte? Als er sich in vollem Maße verbürgte, bezahlten wir sofort das Fahrgeld; um unser großes Gepäck hatten wir uns nicht mehr zu bekümmern und die schöne Aussicht lag vor uns, fünf Tage in New-York sein zu können und für Kost und Wohnung nicht mehr als eine Mark pro Tag und Person zulegen zu müssen.

Und nun endlich verließen wir mit dem Beamten an der Spitze und gefolgt von einem Trüppchen anderer Ankömmlinge das erbärmliche Ellis-Island.

Aber welcher Anblick bot sich uns, als wir die Straße betreten wollten! Ein zahlreicher Haufen heruntergekommener, abgerissener Vagabunden, wie sie selbst in London nicht zu sehen sind, stürzte sich auf uns, in der Absicht, uns das Handgepäck zu entreißen und uns dadurch zu zwingen, ihnen dahin zu folgen, wohin sie uns haben wollten. Allein etliche New-Yorker Polizisten, die stets mit wuchtigen Spazierstöcken ausgerüstet sind, ergriffen die zwei stärksten im Nacken und schmissen sie in Einem Ruck die hohe, steinerne Treppe hinunter, daß sie Hals und Bein hätten brechen müssen, wenn sie nicht von ihren Kameraden aufgefangen worden wären. Ein wüstes Schreien und Drohen hub an; allein unser Beamter zog uns auf die Seite, winkte einige ihm bekannte Gepäckträger heran und an der Mauer entlang schleichend konnten wir endlich die freie Straße gewinnen und waren bald in dem nahe gelegenen Emigrantenhaus bei Pastor Berkemeier (26 State Street) angelangt. Am 31. Oktober 1898 feierte das Haus das 25. Jahresfest. Mehr als 227000 Emigranten sind in dieser Zeit dort aus- und eingegangen, von denen 34000 ganz un-

entgeltlich Kost und Logis erhielten. 7140000 Mark wurden dem Hause zur Übermittlung nach und von Deutschland übergeben. An die Stelle des mit 78 Jahren verstorbenen Gründers ist sein Sohn als Leiter der Anstalt berufen worden, die in gleichem Geiste weitergeführt wird. Man ist da gut aufgehoben und ich möchte jedem, der nach oder durch New-York reist, dies Haus aufs Beste empfehlen. Wie wohl thut es einem, der einen fremden Weltteil betritt, guten Rat und freundliche Auskunft in jeder Beziehung zu finden, ohne irgend welche Aufdringlichkeit. Das ist gerade das Angenehme, daß man einen völlig gehen läßt, ohne sich neugierig in seine Verhältnisse zu mischen; daß man aber sofort die herzlichste Aufmerksamkeit findet, wenn man sich mit irgend einem Anliegen an die Hauseltern wendet. Zudem ist Wohnung und Verpflegung gut und was besonders anspricht, das sind die kurzen täglichen Morgen- und Abendandachten und der gesunde christliche Geist, der durch das Ganze geht. Sehr gerne waren wir die Woche über dort und haben uns auch in Florida noch manchmal an den schönen Aufenthalt im Emigrantenhaus erinnert.

---

4. Kapitel.

In New-York. Die Bürgermeisterwahl. Geschichtliches von New-York. Der Juden Neujahr. Armut und Reichtum im Leben und Tod.

Unsere Ankunft in New-York fiel gerade in eine interessante, für die Stadt und ihre Bewohner höchst bewegte Zeit. Die Städte New-York und Brooklyn, das durch die berühmte Drahtbrücke mit ersterem verbunden über dem East River drüben liegt, waren eben als Eine Stadt mit dem Namen „Groß New-York" erklärt worden, mit 3 Mill.

Einwohnern die zweitgrößte Stadt der Welt. Und nun sollte der Mayor oder Bürgermeister erwählt werden, der die Leitung dieser Weltstadt zu übernehmen hatte. Da gingen, wie es bei den Amerikanern ja immer der Fall ist, die Wogen des Wahlkampfes gewaltig hoch. Hie Republikaner! Hie Demokraten! aber in der Mitte diesmal der Kandidat der Gemäßigten, für den auch die Mehrzahl der Deutschen dort zu stimmen bereit war. Denn dieser Kandidat, der rühmlich bekannte Henry George, war der einzige von allen, dem man eine ehrliche und uneigennützige Verwaltung dieser hohen Stelle zutrauen konnte. Dieser Mann aber starb plötzlich, während wir noch in New-York waren, und obgleich sein Bruder an seiner Stelle als Kandidat ausgerufen wurde, schwanden doch die Hoffnungen ihn durchzubringen mehr und mehr. Der demokratische Kandidat wurde gewählt, was besonders den zahlreichen Irländern und den Katholiken zu verdanken war. Wo man ging und stand, nichts als Wahlgeschrei. Am ärgsten ging es im Hauptquartier der demokratischen Partei zu, der sog. Tammany Hall, von der diese ganze Partei in New-York wie im Lande sonst ihren Namen führt. Diese Tammany Hall ist ein gewaltiges Gebäude in der 14. Straße, das schon über 100 Jahre alt ist. In demselben wurde nämlich 1789 eine Gesellschaft als eine patriotische Vereinigung ins Leben gerufen mit allerlei von den Indianern entlehnten Namen und Gebräuchen, die heute noch fortleben. An der Spitze steht ein sog. Groß-Sachem (indianischer Häuptling ursprünglich), der von 13 gewöhnlichen Sachems ernannt wird; neben ihm amtet ein Sagamore (indianischer Unterhäuptling) und ein Wiskinskie (entsprechend dem indianischen Priester). Um die benachbarten Indianerstämme freundlich zu stimmen, nahm die Gesellschaft den Namen eines damals bekannten Indianerhäuptlings Tammany

an. Eine ausgesprochen patriotische Gesellschaft und Spitze der demokratischen Partei wurde sie erst unter der Verwaltung des Präsidenten Jefferson und ist es bis heute geblieben. So hatte die demokratische Partei gesiegt und ihr Kandidat, van Wyck, trat als Erster die Stelle eines Bürgermeisters der Weltstadt „Groß New-York" an.

Wie hat sich doch diese Stadt so merkwürdig schnell und großartig entwickelt! Der erste Europäer, der seinen Fuß auf die Insel Manhattan (ein Indianerwort, das „kleine Insel" bedeutet), auf der zwischen dem Hudson und East River die jetzige Stadt New-York steht, war der Florentiner Verrazano, der 1524 von da aus Boote den Fluß aufwärts sandte, um das Land auszukundschaften, wobei er von den Ureinwohnern überall freundlich aufgenommen wurde. Von weiterer Bedeutung war aber sein Aufenthalt in dieser Gegend nicht.

Erst 1609, als der Engländer Hudson im Dienst einer holländischen Gesellschaft an den nach ihm benannten Fluß kam und Land und Leute auskundschaftete, begannen die Holländer einen regelmäßigen Handel mit den Indianern, besonders in Pelzwaren. Die Holländer besetzten die Insel, errichteten ein Fort und bauten etliche Blockhütten, in denen sich die ersten richtigen Kolonisten, 110 Wallonen aus Südholland im Jahr 1621 niederließen. Im Jahr 1625 wurde das erste Mädchen von europäischen Eltern, Sarah Rapälje, geboren, „die erstgeborene Christentochter der Kolonie," als welche sie gefeiert wurde. Der Name des Ortes war damals Fort Amsterdam, und der des ganzen Landes Neu-Niederlande. Ringsum waren dichte Wälder, in denen noch Wölfe, Panther und Bären hausten, die oft in die Kolonie eindrangen. Damals zählte sie 170 Einwohner, sank aber nach mehrjährigem Krieg mit den Indianern 1645 auf 100 herab.

Die Zunahme des Handels mit dem Mutterlande Holland und den englischen Gebieten in Nordamerika ließ auch die Einwohnerzahl bald wieder anwachsen. Da, im Jahr 1664, mitten im Frieden zwischen England und Holland, sandte der Herzog von York eine Flotte herüber und ließ Stadt und Gebiet als zum englischen Gebiet gehörend besetzen. Und wenn auch 1673/74 die Holländer die Stadt wieder in die Hand bekamen, blieb sie nach der förmlichen Übergabe von Seiten der holländischen Regierung an England, im Tausch mit Sumatra, im Besitz der Engländer und erhielt schon 1664 den Namen New-York.

Unter der verständigen Leitung verschiedener englischer Gouverneure erfreute sich die Stadt eines steten Wachstums in ihrem Handel mit dem englischen Mutterlande, und auch die inneren Verhältnisse der Bewohner wurden immer günstigere. Etliche Male drohten Sklavenaufstände ernstliche Gefahr, so 1712 und 1741, als sich 4000 schwarze Sklaven empörten. Mit Waffengewalt wurde die Empörung niedergeworfen und die Rädelsführer hingerichtet.

Mit dem amerikanischen Unabhängigkeitskrieg wurde auch New-York den Engländern entrissen, als am 7. Juli 1776 Washington vor versammeltem Heere die Unabhängigkeitsurkunde verlas. Zum Zeichen, daß sie wirklich frei seien von englischer Herrschaft, nahmen die New-Yorker Bürger die Reiterstatue Georgs III. von ihrem Postament herab, sandten sie nach Connecticut und ließen sie in 48000 Gewehrkugeln umgießen.

Zur Bundeshauptstadt wurde übrigens New-York nicht gemacht und zwar aus dem Grund, weil die Stadt dem Gesuch des Kongresses, ihren Distrikt der gesamten Nation als Eigentum zu übertragen, nicht nachkommen wollte. So wurde denn die Stadt Washington Sitz der nordamerikanischen Bundesregierung und ist das geblieben bis auf den heutigen Tag.

Im Lauf des gegenwärtigen Jahrhunderts nahm die Einwohnerzahl von New-York ganz gewaltig zu. Im Jahr 1830 waren es 202000, im Jahr 1860 schon 805000, zwanzig Jahre später 1206000 und 1892 erreichte die Bevölkerung die Zahl 1800891. Mit Brooklyn zusammengerechnet beträgt die Einwohnerzahl von „Groß New-York" etwas über 3 Millionen. Unter diesen 3 Millionen sind mehr Irländer als in der irischen Hauptstadt Dublin, mehr Deutsche als in irgend einer Stadt Deutschlands, Berlin ausgenommen; die einzelnen Nationen bilden Kolonien für sich selbst, von denen hauptsächlich die deutsche, französische, italienische, chinesische, jüdische, spanische und arabische Kolonie zu nennen sind.

Von der jüdischen Kolonie bekamen wir gleich am Abend nach unserer Ankunft in New-York eine deutliche Vorstellung. Es war nämlich gerade Neujahrstag der Juden. Während der Überfahrt hatten die Juden auf dem Schiff gehofft und gewünscht, die Landung möchte auf den Tag vorher fallen, damit sie ihr Fest in Ruhe, nach dem Gesetz feiern könnten. Das war nun eben nicht der Fall. Als wir am Abend auf die herrliche Brooklynbrücke gingen, flutete es auf und ab von Tausenden von Juden, besonders von Jüdinnen, die da in Seide und Geschmeide umherstolzierten, während die Sitzplätze auf der Brücke von Hunderten ihrer ärmeren Glaubensgenossen eingenommen waren, die in Andacht versunken in alten schmierigen Psalmbüchern die vorgeschriebenen Psalmen beteten. Ein ganz merkwürdiges, unvergeßliches Bild, im Glanz der untergehenden Sonne, die über den Hafen und den Wald von Schiffsmasten herübergrüßte!

Ich glaube, man geht nie fehl, wenn man, um die lebenden Bewohner eines Ortes beurteilen zu können, sich dahin begiebt, wo ihre Toten ruhen, auf den Kirchhof.

Auf meinen vielen Wanderungen schon in jüngeren Jahren habe ich stets gerne die Gottesäcker besucht und die Denkmäler und Inschriften mir betrachtet, auch den ganzen Zustand, in welchem ein solcher Friedhof sich befindet. Es lassen sich da allerlei Schlüsse auf Dichten und Trachten, Leben und Anschauung derer ziehen, die ihren Vorangegangenen die letzte Ehre erwiesen haben, aber selbst noch des Lebens sich erfreuen. Ich kann mir z. B. keinen gewaltigeren Gegensatz denken zwischen den engzusammengedrängten, schlecht gepflegten Grabstätten des berühmten Pariser Kirchhofs Père Lachaise und einem der lieblichen, friedevollen Kirchhöfe in der Umgebung von London. Der Pariser hat keine Zeit mehr für seine Toten; diese haben abgeschlossen; wer zurückbleibt, muß die kurze Spanne Zeit noch für sich selbst benützen und darf sich nicht stören lassen durch Sterben und Grab. Der Engländer, so eigentümlich er erscheint in seiner steifen Zurückhaltung, hat doch ein pietätsvolles Herz und wünscht seinen Lieben auch über den Tod hinaus noch Freundliches zu erweisen in Ausschmückung ihrer Gräber. Man wird übrigens nur selten einen großthuerischen Sinn auf einem englischen Kirchhof entdecken, wie auch das Zurschautragen des Reichtums auf der Stätte der Vergänglichkeit taktvoll vermieden wird.

Wie ganz anders auf den Kirchhöfen von New-York, wenigstens auf den in neuester Zeit dort angelegten, auf denen für den armen Mann und unbekannten Weltbürger und Himmelspilger kein Räumlein zu finden ist. Auch da entscheidet der „allmächtige Dollar" und zieht seine Scheidegrenze zwischen dem Reichen und Armen dieser Welt. Es sei nur der Woodlawn Kirchhof, vier Stunden vom Mittelpunkt der Stadt entfernt, erwähnt; eine solche Pracht in Denkmälern und Grabbauten findet sich nirgends in der Welt. Die Millionäre, die für ihre Wohnstätten in und

außerhalb von New-York nicht mehr zu sorgen brauchen, weil sie schon alles haben, was ihr Herz an Luxus und Bequemlichkeit wünscht, haben sich, einer dem Exempel des andern folgend, auch schon ihre letzte Ruhestätte gebaut, und so eingerichtet, daß sie von dem Reichtum dessen, der da der Ewigkeit entgegenruhen soll, beredtes Zeugnis geben. Zugleich sind diese Grabstätten so fest gebaut, daß Einbrecher vergeblich nach dem Leichnam des Besitzers suchen werden, um, wie es schon manchmal vorgekommen ist, von den Hinterbliebenen Geld zu erpressen.

Der Kirchhof umfaßt 396 Morgen in wundervoller Lage. Hier stehen die Mausoleen der meisten New-Yorker Millionäre, die von 40000 Mark an aufwärts gekostet haben. Gould hat einen riesigen griechischen Tempel mit 32 Marmorsäulen erbaut; daneben liegt ein See, der zum Bootfahren einlädt. Einer der Millionäre überbietet den andern an zum Teil recht geschmacklosen, aber um so mehr mit kostbaren Steinen und Ornamenten überladenen Bauten, an denen die Sprüche aus der heil. Schrift sich wie ein Hohn ausnehmen. Als das kostbarste Grabmal gilt das des Petroleumkönigs H. M. Flagler, der die Eisenbahn an der Ostküste von Florida gebaut hat und den ganzen Landstrich von Jacksonville bis Miami dort beherrscht. Überall prangen in Gold die Namen der Reichen dieser Welt und verkündigen protzenhaft dem Beschauer von Männern, die gewöhnlich mit nichts im Leben angefangen, dann aber auch nichts von der Herrlichkeit dieser Erde mitgenommen haben oder mitnehmen werden. Wie gering dagegen sind die Grabstätten der Armen, wo 8—10 Tote in ein und dasselbe Grab über einander gelegt werden und wo kein Denkzeichen Nachricht giebt von denen, die da ruhen; sie sind gestorben, begraben, vergessen, weil sie nicht auch an dem Mammon teil hatten, der dort allein dem

Menschen einen Wert giebt in den Augen seiner Mitmenschen.

Doch zurück zu den Lebenden. Auch da, im Leben, sind die Reichen förmlich übersättigt und wissen nicht, was anfangen mit allen ihren Millionen, die sie ihr eigen nennen. Nicht einmal wahres Mitleid und Barmherzigkeit ist bei solchen Leuten zu finden, denen das Wohlthun so leicht gemacht ist. „Als Bettlerin verkleidet, schreibt eine amerikanische Schriftstellerin, habe ich im Quartier, wo die Millionäre wohnen, von Haus zu Haus angeklopft und gebettelt, nicht etwa um Geld, sondern um Brot; aber überall wurde ich zum Teil sehr schroff abgewiesen. Im Hause eines der bekanntesten amerikanischen Staatsmänner kam ich ins Gespräch mit einer Dienerin. „Wir haben nichts," erklärte sie. „Aber wann Sie die Herrin des Hauses fragen wollten?" „Nein, wir haben rein gar nichts." „Doch wenigstens ein Glas Wasser?" „Wir haben kein Wasser." Mit Teilnahme im Herzen für einen armen Millionär, der nicht einen Schluck Wasser sein eigen nannte, zog ich ab. Unterwegs traf ich eine junge Schauspielerin, die mir unaufgefordert ein Butterbrot anbot mit den Worten: es muß wohl sehr hart sein, betteln zu müssen?"

Vor lauter Übersättigung in ihrem Reichtum kommen solche Leute auf allerlei Einfälle, durch die ihre Nerven gereizt und die überflüssigen Stunden tot gemacht werden. Dazu gehört das sog. „Arme Leute Spielen." Eine reiche Frau der oberen Gesellschaft mietet eine leere Wohnung und läßt ein altes Klavier hineinschaffen. Dann führt sie ihre geladenen Gäste in die ungeheizte Wohnung, die durch Kerzen in Flaschenhälsen notdürftig beleuchtet ist. Stühle sind nicht vorhanden, sondern die Gäste sitzen auf Brettern, die über leere Seifenkisten gelegt sind; eine solche dient auch als Tisch, auf dem ein jeder Gast sich aus der Kanne

das Eiscreme herausholt, in der es ins Haus gebracht worden und wobei Papierservietten benützt werden. Auf dem alten Klavier wird dann eine Zeit lang geklimpert und am Ende haben die Teilnehmer sich doch wirklich einmal wieder köstlich unterhalten!

Woher aber kommt dieses Anhäufen solch riesiger Vermögen in den Händen eines verschwindend kleinen Teils der Bevölkerung? Daran sind die sog. Trusts oder Monopolgesellschaften ganz besonders schuld, die namentlich seit der Regierung des jetzigen Präsidenten Mc. Kinley mächtig angewachsen sind. Wohl haben gerade in einem Land wie Nordamerika mit seinen riesigen Länderausdehnungen solche Vereinigungen ihren Wert und Vorzug. Ohne das Zusammenschließen kapitalkräftiger Gesellschaften wären die Tausende von Kilometer langen Eisenbahnen nicht gebaut, die Riesenströme nicht überbrückt, der Reichtum des Erdinnern nicht erschlossen, Dampfer- und Telegraphenlinien nicht angelegt worden. Alles das wurde auch von der Regierung anerkannt und diese Gesellschaften erhielten allerlei Begünstigungen besonders in der Form von Landschenkungen. Allein mit der Zeit traten die schlimmen Seiten solcher Monopolgesellschaften klar an den Tag, besonders da solche entstanden, denen nichts am Wohl der Allgemeinheit lag, sondern nur an Erzielung möglichst hoher Dividenden. Der Wettbewerb im Lande der Freiheit wurde in der rücksichtslosesten Weise lahm gelegt, der ausländische durch übermäßige Einfuhrzölle, der inländische durch Verbindung mit den Eisenbahnen, die den Nebenbuhlern schadenbringende Frachtsätze berechneten. Und dabei haben diese reichen Gesellschaften die Beamten und Politiker der gesetzgebenden Körperschaften des Landes in der Hand, so daß sie in jeder Beziehung gedeckt sind. So entstanden Monopolgesellschaften für Schulbücher, Särge, Geldschränke, Schwämme,

Alkohol, Tapeten, Hopfen, Leim, Holz, Blech, Stahl, Glas, Kunstdünger, kurz im Ganzen gegen 487. Während das für Industriezwecke angelegte Kapital 6525 Millionen beträgt, weisen diese Gesellschaften ein Aktienkapital von 7370 Millionen Dollars auf und ziehen dem Volk jährlich eine Milliarde Dollars aus der Tasche. Am schwersten leiden unter diesen Verhältnissen gerade die Stände, denen die Mittel fehlen, ihre Lebensbedürfnisse dann in größeren Vorräten einzukaufen, wann die Preise erträgliche sind. Bei ihnen heißt es einfach: zahlen, oder hungern und frieren.

Daß die Verwaltungen in Staat und Stadt korrumpiert (bestechlich) sind, besonders seit der Präsidentschaft von Ulisses Grant, ist weltbekannt, auch während des spanisch-amerikanischen Kriegs aufs deutlichste zu Tage getreten und wird von keinem Amerikaner bestritten. In New-York darf man nur das Straßenpflaster ansehen, um zu der Erkenntnis zu kommen, daß in der Verwaltung manches faul sein muß; denn ein solch elendes, fußbrecherisches Pflaster wäre in einer so reichen Stadt einfach unmöglich, wenn nicht die öffentlichen Gelder an allen möglichen Händen hängen blieben. Das wurde auch in allen Zeitungen während des Wahlkampfes um die Stelle des Bürgermeisters von New-York zugegeben. Allein man ist dort an solche Verhältnisse gewöhnt und läßt es eben beim Alten. Nur vor dem „allmächtigen Dollar" hat der Amerikaner Respekt.

5. Kapitel.

Von New-York nach Port Royal. Im Sturm. Geschichte von Port Royal. Der Impfschein. Das Leben der Neger.

Am Freitag Abend hatten wir uns auf unsern Dampfer begeben, der am Samstag bestimmt abfahren sollte. Allein

der Samstag ging vorüber und wir waren noch in New-York. Das Ausladen des mit Baumwolle und Harzfässern schwer beladenen Schiffes und das Neuladen desselben besonders mit Eisenbahnschienen nahm eben mehr Zeit in Anspruch, als vorausgesehen war, obgleich die Nächte durchgearbeitet wurde. Bei dem Lärm, sowohl in den Lagerhäusern, als auf dem Schiff selbst, war von ruhigem Schlaf keine Rede und wir sehnten uns förmlich auf die endliche Abreise.

Daß wir den Seeweg nach dem Süden, anstatt der Eisenbahn, wählten, hatte seine Gründe. Es ist wahr, mit der Eisenbahn wird der Weg von New-York nach Jacksonville in 36 Stunden zurückgelegt, während man zu Schiff vier Tage braucht. Allein wir wollten nicht in so schnellem Wechsel vom Norden in den Süden, aus dem doch schon recht herbstlich gewordenen Klima von New-York in das subtropische von Florida übergehen, ganz abgesehen davon, daß die Fahrt auf der Eisenbahn gerade noch einmal so teuer ist als die auf dem Schiff, auf dem man zudem noch volle Verköstigung erhält. Wir dachten auch, von der Reise über den atlantischen Ozean her ans Wasser gewöhnt, d. h. gegen die schlimme Seekrankheit abgehärtet zu sein, eine Meinung, die sich leider ganz und gar nicht bewahrheiten sollte.

Jedenfalls betraten wir mit frischem Mut unser Schiff, und mit neuen Hoffnungen und guten Erwartungen der Dinge, die noch kommen sollten, fuhren wir am Sonntag Morgen von New-York ab. Wenn auch in rascher Folge völlig Unbekanntes an uns herantreten sollte, unbekannte Verhältnisse, ein ganz neues Leben und Wirken in einem erst aufblühenden Lande und unter Menschen, die auch erst im Begriff waren, ihre Existenz zu begründen, so glaubten wir doch nach der Fahrt über den Ozean das Schwerste

überstanden zu haben und der Reiz der Neuheit mußte fortan belebend und ermunternd aufs Gemüt wirken.

Und das Neue fing schon auf dem Dampfer an. Kapitän und Mannschaft waren sehr zurückhaltend. Daß der erstere geistigen Getränken nicht abhold war, konnte man aus geleerten Flaschen ersehen und war deshalb eine Annäherung auch durchaus unerwünscht. Die Mannschaft bestand ihrer Mehrzahl nach aus Negern, die hier wie auch sonst überall für eine Hand voll Tabak zum kauen, oder für eine halbgerauchte Zigarre die dankbarsten Grimassen schneiden. Welche Sprache sie eigentlich redeten, konnte ich nicht herausbekommen; die Befehle für ihre Verrichtungen auf dem Schiff waren natürlich englisch gegeben; unter sich aber verkehrten sie in einem Dialekt, aus dem nichts englisches herauszuhören war. Dabei verrichteten sie ihre Arbeiten unter stetem Singen oder vielmehr Schreien, das sich in dem Maße steigerte, je härter die jedesmalige Arbeit war. Ganz gelungen war dieses Singen, wenn sie mit vereinten Kräften den schweren Schiffsanker heraufholten, was auf dem kleinen Dampfer nicht mit einer Maschine, sondern noch mit Menschenhand geschieht; sie schrieen dem Anker ein aufmunterndes Lied entgegen, das ihn aufforderte, baldigst heraufzusteigen aus der Tiefe des Wassers, und ihnen so wieder ihre Ruhe und Erholung zu geben. Diese genossen sie dann auch während der Fahrt reichlich, und wo ein windsicherer Winkel zu finden war, da saß oder lag so ein schwarzer Kerl rauchend oder kauend oder schlafend im Bewußtsein, die schwere Pflicht gewissenhaft gethan zu haben. Die Angestellten des Schiffs waren natürlich Weiße, die aber alle sich möglichst ferne hielten und kaum bei den Mahlzeiten sichtbar wurden.

Reisende waren nur wenige auf dem Schiff und sie waren in I. und II. Kajüte geteilt. Da wir als bescheidene

Meerfahrer zur II. Kajüte zählten, hatten wir das Vergnügen, von unserer Kabine aus die Passagiere der I. Kajüte speisen zu sehen und erst wenn der letzte derselben den Tisch verlassen hatte, rief auch die sieben Passagiere zweiten Grades der Klang der Glocke zu Tisch. Unter diesen war ein junger Zigarrenkaufmann mit seiner Mutter, der wegen eines Lungenleidens den Winter in Florida zubringen sollte. Ein anderer, ein stattlicher, dunkelgebräunter Mann, kehrte nach Jacksonville zurück, wo er sein Geschäft hatte. Dieser fragte mich einmal im Gespräch, was wir Deutsche davon halten würden, wenn die Vereinigten Staaten den Krieg an Spanien erklären und es ihnen etwa gelingen würde, die Insel Kuba in Besitz zu nehmen? Schon damals lag ja der Krieg zwischen beiden Staaten in der Luft, obgleich noch sieben Monate vergehen sollten, bis er zum Ausbruch kam. Die Einmischung des amerikanischen Volkes in die spanischen Verhältnisse auf Kuba und seine Parteinahme für die Aufständischen daselbst ließ einen Krieg als sicher voraussehen. Ich gab zur Antwort, daß es uns Deutschen ganz gleichgültig sei, wem die Insel Kuba gehöre, daß ich aber doch glaube, sie wäre in amerikanischen Händen besser aufgehoben, als unter spanischer Herrschaft, da die Spanier das Kolonisieren zum Segen der Völker nie verstanden hätten, wie der Verlauf der Geschichte des spanischen Kolonialreichs das klar beweise. Stolz wandte sich der Mann ab mit den Worten: „Ich bin Spanier.“ Sein Unmut war übrigens bald verflogen und der alte Verkehr stellte sich wieder her, wie das auf so engem Raume wie auf dem Schiff, wo man sich auf Schritt und Tritt in den Weg kommt, nicht anders möglich ist. Er hatte über die Sache weiter nachgedacht und erklärte mir offen, er glaube, daß ich Recht habe mit meiner Ansicht über die Kolonisationsgabe der Spanier und ihre Fähigkeit, fremde Völker

glücklich zu machen; „aber", meinte er, „es wäre doch schade, wenn wir das schöne Kuba verlieren sollten und zwar gerade an die Amerikaner, die wir hassen. Viel lieber noch würden wir die Insel den Deutschen gönnen."

Der angenehmste Reisegefährte war ein Deutsch-Amerikaner, ein lediger Mann, der nach zehnjährigem Aufenthalt in Florida wieder einmal einen Besuch bei seinen hochbetagten Eltern, die aus Baden stammten und in einem Städtchen in Pennsylvanien wohnten, gemacht und am Geburtstag des Vaters seine Geschwister beisammen getroffen hatte. Dann war er noch eine Woche in New-York gewesen, um wieder das Treiben der Großstadt zu sehen und nun war er auf der Rückreise in die Einsamkeit seines Dörfchens im nördlichen Florida, wo sein Kaufladen verbunden mit dem Einkommen eines Postmeisters den Mann ordentlich zu nähren schien. Seine Eltern sind Quäker und von ihnen hatte der Sohn einen merkwürdigen Dialekt so wie die Eigentümlichkeit geerbt, jedermann zu duzen. Er nannte das „pennsylvanisches Deutsch." „Wenn du meinst, du könnest den Preis deiner Waren resen (erhöhen), so kommt dein Nachbar und thut dich unterselln (unterbieten) und das ganze busineß (Geschäft) geht hinterschefersche naus." Er gab uns eingehende Schilderungen von den Leiden und Freuden eines hinterwäldlichen Ansiedlers in diesen weltentlegenen Gegenden, wo er sich aber doch zehn Jahre lang wohl befunden hatte. Es hätte nicht viel gefehlt, so hätte er uns überredet, in seine nächste Nähe zu ziehen, wo ein Haus und eine Farm eines Todesfalls wegen billig zu kaufen war, ein Anwesen, das er uns mit gutem Gewissen anpreisen zu können glaubte. Aber unser Ziel war nun einmal ganz im Süden gesteckt und ein Abweichen vom alten Kurse nicht möglich.

Als wir am Sonntag von New-York abfuhren, war

das Wetter schön und die Fahrt versprach eine gute und ruhige zu werden. Allein kaum fuhren wir den Hudson hinunter und zum Hafen hinaus, so stiegen schwere Wolken am Himmel auf und ein starker Wind fing an uns entgegen zu wehen, was allerdings bei den ziemlich hohen Ufern und der noch schmalen Wasserstraße noch nicht viel zu bedeuten hatte. Sandy Hook, die befestigte Südspitze der New-Yorker Bai, war vorüber und wir hatten nach rechts umgebogen, den Kurs genau nach Süden nehmend, da brach der Sturm mit voller Gewalt los und der Regen goß in Strömen. Unser Schiff war klein, aber gut. Da es jedoch sehr schwer beladen war, so ging es sehr tief und die Wellen schlugen mit aller Macht über das Verdeck. Der Sturm kam von Osten und packte uns voll in der Seite, darum mußten wir möglichst weit ins Meer hinausfahren, um nicht von der Gewalt der Wogen und des Windes an die Küste geworfen zu werden. Daher war auch das Schwanken des Schiffs von einer Seite zur andern so gewaltig, daß es unmöglich gewesen wäre, auch nur für Augenblicke auf dem Verdeck sich aufzuhalten.

Es waren zwei schreckliche Sturmes- und Leidenstage für die Reisenden. Meine Söhne lagen krank in ihrer Kabine und von allen Passagieren war ich der einzige, der sich zu den verschiedenen Mahlzeiten und zwar ganz regelmäßig einfand, zum großen Ärger des Steward, der die Bedienung der Gäste zu besorgen hatte. Ich setzte mich mit vieler Mühe am schmalen Ende des Tisches zur Mahlzeit und bestellte nach der Speisenkarte etwa Suppe, und als Getränk eine Tasse Kaffee. Die Suppe kam auf einem Teller, das aber kaum auf den Tisch gesetzt war, als es schon zur Linken auf den Teppich am Boden flog und die Tasse zur Rechten, während ich mich mit beiden Händen am Tisch und der Steward an der Wand sich halten

mußte, um nicht beide auch zu fliegen. Allein ich konnte dem Mann nicht helfen; essen wollte und mußte ich, und somit war er genötigt, ein Stück ums andere in fürchterlich schwankender Gangart herbeizuschaffen, während ich mich meiner Gesundheit und des guten Appetits von Herzen freute. Meinen Söhnen konnte ich dann etwas leichtes zum Essen bringen, namentlich Früchte. Die Zwischenzeiten während der einzelnen Mahlzeiten brachte ich schlafend auf meinem Lager zu, denn, wie gesagt, aufs Verdeck konnte man nicht gehen, da selbst die Matrosen in die unteren Räume verwiesen wurden.

Noch während des Sturms fuhren wir am Fort Monroe in Virginien vorüber, das im Sezessionskrieg als Deckung der Hauptstadt Richmond eine bedeutende Rolle spielte. Dort fand auch das berühmte „Duell" zwischen den zwei Kriegsschiffen Merrimac und Monitor statt.

Das Vierzig-Kanonenschiff Merrimac war in der Nähe von Neu Orleans in einem Seetreffen in Brand geraten und gesunken. Allein da nur der obere Teil des Schiffs zerstört war, gelang es den Konföderierten, den Rumpf zu heben und das Fahrzeug wieder herzustellen. Sie gaben ihm ein festes Eisendach, sowie einen Eisensporn und panzerten seine Seiten bis zwei Fuß unterhalb der Wasserlinie, so daß es wie eine eiserne Arche aussah. Acht elfzöllige Kanonen und zwei hundertpfündige Armstronggeschütze bildeten seine Ausrüstung. Absichtlich wurde dann die Nachricht verbreitet, das Schiff sei nicht seetüchtig und gehorche dem Steuer nicht. Allein, sobald es völlig gerüstet war, erschien es plötzlich am 8. März 1862 bei der Bundesfeste Monroe in Virginien, wo ein Teil der Bundesflotte lag. Obgleich von verschiedenen Schiffen mit Kugeln überschüttet, drang es zwischendurch und bohrte dem Kriegsschiff Cumberland seinen eisernen Sporn in

die Seite, indem es zugleich aus allen Geschützen feuerte. Die Cumberland sank nach wenigen Minuten. Sodann wurde die Fregatte „Kongreß" angegriffen, nach dem Ufer getrieben und nach einer halben Stunde flog sie mit ihrer Bemannung in die Luft.

Am Abend erschien das kleine Turmpanzerschiff „Monitor" in den dortigen Gewässern. Unter großen Schwierigkeiten hatte dieses kleine Schiff den Weg von New-York durch stürmische See nach der Festung Monroe zurückgelegt; beinahe wäre es untergegangen, da die Wellen fortwährend über ihm zusammenschlugen, die Feuer auslöschten und die Mannschaft halb erstickten. Am nächsten Morgen erschien der Merrimac wieder und griff die Fregatte Minnesota an. Da tauchte der kleine Monitor auf, der nur zwei elfzöllige Kanonen führte, und ein denkwürdiges Duell entspann sich. Der Merrimac versuchte den Monitor mit dem Sporn anzurennen; umsonst, denn der kleine Gegner wich regelmäßig geschickt aus und entsandte Schuß auf Schuß. Die Panzerverkleidung des Merrimac begann sich zu lockern, während der kleine Monitor schwer zu treffen war. Endlich versuchte der Merrimac noch einmal, den Monitor zu rammen und rannte ihn an. Allein der Stoß blieb ohne Wirkung, da der Sporn sich verbog. Ein letzter Schuß vom Merrimac drang durch den Turm des Monitor und verwundete dessen Kapitän. Darauf wich der Merrimac; das Schiff leckte, der Panzer war arg beschädigt. Mancher Leser wird sich noch der Schilderungen und Abbildungen dieses Kampfes erinnern. Bald darauf scheiterte dieser Monitor am Kap Hatteras und ging verloren.

Als wir mit unserem Schiff das weiter südlich liegende Kap Hatteras passiert hatten, legte sich endlich der Sturm; wir konnten wieder näher dem Land hinfahren und alles atmete erleichtert auf, zumal auch schöner Sonnenschein

an Stelle des furchtbaren Regens getreten war. Nach langen und bangen Stunden konnte man jetzt wieder ohne Gefahr aufs Verdeck gehen und der angenehmen Brise sich erfreuen, die tagsüber kühlend von Osten her wehte. Langsam fuhr das Schiff seinen Kurs nach Süden weiter, wieder so weit von der Küste abbiegend, daß diese, an sich schon sehr flach, nur wie ein dünner Streifen zu erkennen war, manchmal aber ganz und gar verschwand. So ging es an Virginien, wo der weltbekannte Tabak gebaut wird, dann an Nord-Karolina und Süd-Karolina hinunter, bis wir am dritten Tage in Port Royal, am südlichen Ende des letzteren Staates, zwischen Charleston und Savannah gelegen, zum erstenmal Anker warfen. Die eben genannten Staaten waren im amerikanischen Bürgerkrieg 1861—65 unter den konföderierten oder Südstaaten diejenigen, welche sich am meisten hervorthaten und die tüchtigsten Generale und Soldaten stellten. Besonders der ganzen langen Küste entlang war der Kampf zu Wasser und zu Land für die Nordstaaten ein ungemein schwerer und langwieriger gewesen. Den Nordstaaten mußte alles daran liegen, den Feind vom Meer, also von seiner Verbindung mit Europa abzuschneiden, und zu verhindern, daß seine Schiffe mit Baumwolle beladen nach England fuhren und mit Munition und Waffen zurückkehrten. Es war aber äußerst schwierig, die Küste abzusperren; denn derselben entlang ziehen sich Lagunen mit vorgelagerten Düneninseln, und die Flüsse, die ins Meer münden, bilden alle an ihren Mündungen ausgedehnte Deltas mit zahllosen kleinen Inseln, Halbinseln und Seitenarmen, ein Sumpfgebiet, das abzuschließen fast unmöglich schien. Und doch gelang es. Vor allem waren feste Stützpunkte nötig, wo Munition und Lebensmittel gelagert und von wo aus die einzelnen Unternehmungen zur See ihren Anfang nehmen konnten und

die zugleich im Fall einer Niederlage als Zufluchtsstätte dienen würden.

Zu den wichtigsten dieser Stützpunkte gehört Port Royal. In der Geschichte Amerikas ist dieses Port Royal dadurch bekannt, daß es der erste Ort auf dem nordamerikanischen Festland ist, wo Europäer die Gründung einer Kolonie versuchten. Es war im Jahr 1520, daß der Spanier Vasquez d'Allyon von Hayti her im dortigen Hafen einfuhr und an der Stelle landeinwärts, wo jetzt das Städtchen Beaufort liegt, eine Ansiedlung zu bauen begann. Da aber die Indianer erfahren hatten, welche Grausamkeit der Mann im Süden durch Raub von Eingebornen für seine Bergwerke auf Hayti begangen hatte, beschlossen sie, ihn zu vernichten. Mit großer Freundlichkeit luden sie ihn und seine Begleiter zu einem dreitägigen Schmaus- und Trinkgelage ein und als am Ende desselben die Gäste in tiefem Schlaf lagen, überfielen sie dieselben und metzelten sie nieder, so daß nur etliche Spanier auf die Schiffe entkamen, worunter auch d'Allyon selbst, der aber schwer verwundet war und bald darauf starb. Die Ansiedlung durch die Spanier unterblieb, ohne daß sie jedoch ihre Ansprüche an diese Gegend aufgegeben hätten.

An ihre Stelle traten die Franzosen. Unter der Führung von Jean Ribault warfen im Jahr 1562 von Georgia aus, wie wir weiter unten hören werden, französische Hugenotten auf der Höhe der Insel Port Royal Anker, wo sie als Feinde der Spanier sehr freundlich aufgenommen wurden. Ribault erklärte diese Gegend für die schönste und vorzüglichste, die er je gesehen habe und schlug seinen Glaubensgenossen, die um ihres evangelischen Bekenntnisses willen von Frankreich hatten ausziehen müssen, vor, dort eine Ansiedlung zu gründen. Die große Mehr-

zahl war damit einverstanden. Ribault organisierte nun eine Kolonie von 30 Personen mit Albert de la Pierria an der Spitze, erbaute ein Fort, nach König Karl IX von Frankreich: Fort Charles genannt, versah die Ansiedler mit Lebensmitteln und fuhr nach Frankreich zurück, nachdem er noch folgende Ermahnungen hinterlassen hatte: Seid freundlich unter einander; haltet die Lebensmittel wohl zu Rat; laßt keine Eifersüchteleien aufkommen, sondern pflegt brüderliche Liebe, so werdet ihr Glück und Gedeihen haben. Er reiste ab, um vom Heimatland neue Ansiedler und Unterstützung zu holen.

Die Kolonisten von Port Royal erfreuten sich fortgesetzt der Freundschaft der Indianer und waren sorglos heiter und guter Dinge, bis ihre Lebensmittel zur Neige gingen und sie mit Schrecken gewahr wurden, daß sie nicht Einen Morgen Land urbar gemacht hatten und sich daher an die Indianer wegen des täglichen Brotes wenden müßten. Da diese selbst nur sehr gering versorgt waren, wandten sie sich an den Indianerkönig Wadah am Savannahfluß in Georgia, der ihnen auch bereitwilligst eine Pinasse voll Mais und Bohnen abtrat. Ohne zu arbeiten warteten nun die Kolonisten auf die Rückkehr Ribaults mit Lebensmitteln. Als aber dieser nicht kam, entstanden Zwistigkeiten. Der Gouverneur Pierria mit seiner strengen Manneszucht mißfiel ihnen bald derart, daß sie sich empörten und ihn ermordeten. Als die Not aufs höchste gestiegen war, beschlossen sie, nach Frankreich zurückzukehren. Sie bauten mit Hilfe ihrer indianischen Freunde eine elende Brigantine, auf der sie sich dem atlantischen Ozean anvertrauten. Mit Lebensmitteln waren sie nur sehr spärlich versehen und so trat bald solche Hungersnot auf dem Schiff ein, daß einer nach dem andern dahinstarb. Zudem warf ein Sturm das Schiff derart auf die Seite,

daß es widerstandslos dahingetrieben wurde. In der äußersten Bedrängnis trafen sie mit einem englischen Schiff an der Küste von England zusammen. Sie landeten und wurden nach London gebracht und dort der Königin Elisabeth vorgestellt, welche durch die Schilderungen der Schönheit und des Reichtums jener Gegenden zu dem Entschluß kam, dort ebenfalls eine Kolonie anzulegen. Im Jahr 1582 ließen sich zehn schottische Familien unter Führung von Lord Cardroß in Port Royal nieder. Die Kolonie hatte aber nur eine kurze Dauer. Die Spanier, die Port Royal als zu Florida gehörig ansahen, rückten von St. Auguſtine herauf, überfielen die Kolonisten in Abwesenheit von Lord Cardroß, verwüsteten die Ländereien und zerstreuten die Ansiedler, von denen ein Teil wieder nach Schottland heimkehrte. In der Folge kam es dann zur Besiedlung von Georgia, dem südlich von Karolina gelegenen Staat, und zwar durch die Engländer.

Mit seinem großen, ausgezeichnet geschützten Hafen, das reizend gelegene Städtchen Beaufort im Hintergrunde, und gedeckt im Süden durch das Fort Pulaski und im Norden durch Fort Beauregard bildet Port Royal heute noch eine der ersten Flottenstationen der Vereinigten Staaten. Wir sahen dort ein großes amerikanisches Kriegsschiff vor Anker liegen, das im Lauf des Nachmittags seinen Weg nach dem Süden nahm, angeblich um dem Freibeuterunwesen nach Kuba hinüber zu steuern; denn in letzter Zeit hatte die spanische Regierung bei der amerikanischen wieder wohlbegründete Beschwerden geführt darüber, daß die Aufständischen auf Kuba durch amerikanische Freibeuter in jeder Weise, namentlich mit Waffen und Munition, Unterstützung gefunden hätten.

Als wir in die Nähe der Einfahrt in den Hafen kamen, fuhr ein kleines Dampfboot vom nördlichen Fort

her auf uns zu und wir mußten halten. Seitdem im Sommer in New-Orleans und an den Ufern des Miſſiſſippi das gelbe Fieber ausgebrochen war, hatte der Staat Florida Quarantäne gegen Einſchleppung der Seuche eingeführt für alle Fahrzeuge, deren Beſtimmungsort in Florida gelegen war, und Südkarolina, ſowie weiter ſüdlich Georgia hatten ſich dieſer Maßregel angeſchloſſen. Ein Arzt ſtieg an Bord, um Unterſuchung zu halten. Wir kamen bedeutend in Verlegenheit, als wir ſahen, daß alle Reiſenden ein Geſundheitszeugnis von New-York her vorweiſen konnten; die dortige Hafenbehörde hatte es ihnen ausgeſtellt, aber nur auf eigenes Nachſuchen hin. Wir hatten davon nichts gewußt und ſtanden vor der Wahl, entweder mit dem nächſten Schiff nach New-York zurückkehren zu müſſen, oder aber auf dem Quarantäneſchiffchen, das nebendraußen vor dem Hafen verankert lag und eine gelbe Flagge gehißt hatte, acht traurige Tage zubringen zu müſſen. Da fiel mir zum größten Glück unſer Impfſchein von Bremen ein, der ja vom amerikaniſchen Konſul daſelbſt unterſchrieben und geſtempelt war; vielleicht konnte der helfen. Und in der That, er half uns durch. Als wir unſere Impfſcheine hinhielten und der Arzt ſie auf ihren Inhalt hin angeſehen hatte, wurden ſie als gültige Geſundheitszeugniſſe dafür angenommen, daß wir frei vom gelben Fieber ſeien und wir durften paſſieren. Ich muß geſtehen, es ſchauderte uns förmlich in dem Gedanken, in die Behandlung dieſes von Schmutz ſtrotzenden, ungehobelten Menſchen als unſeres Arztes auch nur für acht Tage kommen zu ſollen, und darum waren wir doppelt froh, ganz frei zu werden. Noch dreimal mußten wir uns auf unſerer ferneren Seereiſe bis zur Ankunft in Jackſonville einer ſolchen Unterſuchung unterziehen und jedesmal leiſtete der früher ſo verachtete und verdammte Impfſchein ſeine

Schuldigkeit als Retter aus großen Unannehmlichkeiten. Man weiß nie, zu was ein Ding noch einmal gut sein kann, das man für den Augenblick verachtet und als wertlos bei Seite wirft! Ich habe darum auch meinen Impfschein aufgehoben, und wenn ich ihn einmal wieder betrachte, kommen mir seine guten Dienste ins Gedächtnis, die er mir zwischen New-York und Jacksonville auf hoher See geleistet hat.

In Port Royal gingen wir mit unserem Floridaner ans Land, der uns mit dem Zuckerrohr bekannt machte, das in der dortigen Gegend in großen Mengen wächst. Man kauft sich ein mannshohes Rohr um 20 Pfennig, schneidet es in kürzere Stücke und saugt kauend den süßen Saft heraus, der in der Hitze überaus angenehm gegen den Durst ist. Daß es zugleich als Nahrungsmittel dient und die Körperkräfte ungemein stärkt, ist keine Frage; dafür sind wohl die kräftigen Neger, alte und junge, die sonst sehr bescheiden sind in Bezug auf Auswahl und Menge ihrer Nahrung, ein sprechender Beweis. Wenn Zucker überhaupt stärkend auf die Muskeln wirkt, so ganz besonders der aus dem Zuckerrohr selbst gewonnene.

Wir sahen die Neger in Port Royal in irgend einem schattigen Winkel sitzen und ihr Zuckerrohr kauen. Ihnen behagt das Leben, es ist ihnen wohl in der Welt und in der weichen milden Luft dieses Landes; sie brauchen keine guten Kleider, keine gute Nahrung, brauchen weder Geist noch Hände anzustrengen und empfinden kein Gefühl der Leere und Unruhe, das nach Ausfüllen zu streben hätte. Kindern gleich suchen sie jedem neuen Heute die beste Seite abzugewinnen, ohne für den morgenden Tag sich irgendwelche Sorge zu machen, ein Zustand übrigens, an den sich jeder Bewohner der subtropischen Länder mit Leichtigkeit und Wohlbehagen gewöhnt. Gearbeitet wird von der

Negerbevölkerung nur, was durchaus notwendig ist, und das ist niemals viel. Die Bedürfnisse des Lebens sind gering und werden von der üppigen Natur reichlich gedeckt, und was die Neger beim Ein- und Ausladen der Schiffe im Hafen an barem Geld verdienen, reicht vollständig zur Kleidung und zum Kau-Tabak. Denn hier fängt die Untugend des Tabakkauens an, allgemein zu werden. Geraucht wird auch und zwar aus kurzen Pfeifchen, deren Stumpf manchmal nur noch 3 Zentimeter lang ist; aber noch viel verbreiteter ist das Kauen des Tabaks, auch bei Frauen und Kindern. Man wird dort von allen Seiten um eine Prise Tabak zu diesem Zweck angebettelt und jede Art von Rauchtabak thut ihnen denselben Dienst, wie der eigens zubereitete Kautabak. Dagegen habe ich während meines ganzen Aufenthalts in den Vereinigten Staaten nur Einen Menschen schnupfen sehen, und das war eine Frau in Miami.

Die Gegend um Port Royal ist flach, sandig und sehr einförmig. Nur wenige und recht verkrüppelte Fichten und Weidenbäume wachsen in dem heißen Sand. Es mag wohl die Nähe des Meeres mit seinen Niederschlägen an Salz schuld daran sein, daß die Vegetation so gering ist. Von eigentlichen Gärten ist auch nichts zu sehen. Jeder pflanzt sein Gemüse, wo es ihm gerade paßt. Die Häuser, oder eigentlich Hütten, sind alle von Holz und sehen recht dürftig aus, innen und außen. Der Schönheitssinn oder auch nur der Geschmack am Behaglichen geht diesen Leuten vollständig ab. Zudem verbringen sie die meiste Zeit im Freien und die Wohnung dient ihnen eigentlich nur zum Schutz gegen die häufigen und starken Regengüsse. Menschen, Hühner, Schweine und Ziegen wohnen und leben friedlich miteinander unter Einem Dach, also ganz ähnlich wie es in Irland der Fall ist.

Bis abends zehn Uhr währte die Arbeit des Aus- und Einladens unter großem Geschrei und Singen der Schwarzen, und dann konnten wir bei schönem, klarem Wetter weiterdampfen. Noch lange hielten wir uns auf dem Verdeck auf und genossen die angenehme Nachtluft nach dem heißen Tage. Wie wohlthuend ist so ein Abend in frischer Luft, besonders nach stürmischen Tagen, die in dumpfer Kajüte zugebracht werden mußten, da ein Öffnen von Thüre oder Fenster bei dem hohen Gang der Wellen und den häufigen Sturzseen mit einem halb Ertrinken gleichbedeutend gewesen wäre. Schön ging der Mond über dem Ozean auf, und gespenstig beleuchtet erschien das bewaldete Ufer, an dem wir langsam dahinfuhren. Zuweilen tauchte im Wald ein Lichtlein auf, das Kunde davon gab, daß dort ein Ansiedler in weltverlorener Einsamkeit seine Heimat gefunden. Welcher Unterschied zwischen dieser stillen Fahrt und dem Getriebe der Weltstadt, das wir erst kürzlich hinter uns gelassen hatten!

Ruhig ging die Nacht vorüber und neugestärkt durften wir wieder aufstehen, um schon gegen neun Uhr in Brunswick die Anker zu werfen. Damit war der Bestimmungsort unseres Dampfers erreicht, der seine regelmäßigen Fahrten zwischen diesem Ort und New-York macht.

---

6. Kapitel.

Von Brunswick nach St. Fernandina. Geschichte von Georgia. Schandthaten im Bürgerkrieg. Zwei Mörder an Bord. Landung in Florida.

Mit der Landung in Brunswick waren wir in einem neuen Staate, in Georgia, angekommen, dessen Hauptstadt Atlanta im Innern des Landes durch eine Eisenbahn mit

den Küstenstädten Brunswick im Süden und Savannah im Norden verbunden ist. Sehr interessant ist die Geschichte der Gründung dieses Staates durch die Engländer, denen er gleichsam als Puffer dienen sollte zwischen ihren eigentlichen Kolonien Virginien und Karolina einerseits und den spanischen Besitzungen in Florida bis zum St. Johnsfluß andrerseits.

Zu Anfang des 18. Jahrhunderts sah es in England bei denen, die in Schulden geraten waren, schrecklich aus. Sie wurden alle ins Gefängnis geworfen und mußten dort bleiben, bis sie ihre Schulden bezahlt hatten. Da die Verköstigung eine sehr geringe und die Behandlung durch die Gefängniswärter in der Regel eine überaus brutale war, so litten solche Schuldgefangene mehr in jahrelanger Haft, als die schwarzen Sklaven in Virginien. Wohl hatten schon verschiedene Menschenfreunde Schritte gethan, um das Los solcher Armen zu erleichtern, allein es war vergeblich gewesen.

Im Jahr 1728 brachte ein Oberst James Oglethorpe im englischen Parlament einen Antrag ein, es sollten die Verhältnisse der Schuldgefangenen gründlich untersucht werden. Der Antrag ging durch, und er selbst wurde mit der Prüfung beauftragt. Was er da sah und fand, war über alle Maßen schrecklich. Auf faulem Stroh liegend, zu Skeletten abgemagert, zum Teil stumpfsinnig und wahnwitzig waren Leute, die früher in den besten Verhältnissen gelebt, aber durch irgend welche Veranlassung, sehr oft ohne eigene Schuld, alles das Ihrige verloren hatten und nun schon jahrelang der rohen Behandlung des Gefängnispersonals preisgegeben waren.

Oglethorpe schlug vor, es sollte mit diesen Unglücklichen eine Kolonie gegründet werden und zwar in dem Landstrich südlich vom Savannahfluß in Karolina, der

noch gar nicht besiedelt war und die besten Bedingungen zu einem gedeihlichen Fortkommen für solche Leute bot. Sein Vorschlag fand Beifall bei König und Parlament, die nötigen Gelder wurden verwilligt und 1732 gab König Georg II. die Vollmacht zur Gründung einer Kolonie, die ihm zu Ehren den Namen Georgia erhielt. Oglethorpe bot sich an, die ersten Ansiedler selbst an Ort und Stelle zu begleiten.

Am 6. November 1732 stach das Schiff Anna in See mit 35 Auswandererfamilien, 120 Köpfe stark an Männern, Weibern und Kindern; der Oberst Oglethorpe stand an der Spitze; ihm zur Seite war ein Prediger der englischen Landeskirche; etliche Seidenzüchter von Piemont gingen mit, da man hauptsächlich die Seidenzucht in Georgia einführen wollte. Nach achtwöchiger Fahrt, im Januar 1733, wurde die Bucht von Charleston in Karolina erreicht, wo die neuen Ankömmlinge mit großer Freude empfangen wurden. Mit Lebensmitteln und Vieh von den Karolinern reichlich versehen, wurden die Ansiedler über Port Royal an die Mündung des Savannahflusses gebracht, wo Oglethorpe drei Stunden vom Meer landeinwärts den Platz für die zu bauende Stadt „Savannah" aussteckte. Am 1. Februar waren sämtliche Einwanderer an Ort und Stelle angelangt. Die umwohnenden Indianer zeigten sich freundlich gesinnt und halfen mit beim Bau von Häusern und Befestigungen, so daß die Ansiedler sich bald im Besitz von behaglichen Blockhäusern und einem mit Kanonen besetzten Erdwerk sahen, froh, den früheren schrecklichen Verhältnissen entronnen zu sein.

Von besonderer Wichtigkeit für die neue Kolonie war der Umstand, daß es Oglethorpe durch sein einnehmendes Betragen gelang, die Freundschaft des über 90jährigen Häuptlings Tomochichi zu gewinnen. Durch dessen Ein-

fluß konnte Oglethorpe mit fünfzig Häuptlingen aus acht Stämmen der Creek-Indianer einen Freundschaftsbund schließen, wonach den Engländern das gewünschte Land zur Ansiedlung überlassen und ein Schutz- und Trutzvertrag abgemacht wurde.

Im Jahr 1734 kehrte Oglethorpe nach England zurück, um Bericht zu erstatten und neue Ansiedler zu gewinnen, und nahm dahin etliche Indianer, Tomochichi an der Spitze, mit. Da man in England noch keine Indianer gesehen hatte, so erregten diese Ankömmlinge großes Aufsehen. Sie wurden am königlichen Hof mit allen Ehren empfangen und ausgezeichnet. Nach vier Monaten reiste Tomochichi, begleitet von einer ziemlichen Anzahl neuer Ansiedler, nach Georgia zurück; Oglethorpe folgte erst 1736 und zwar mit 150 waffengeübten Hochländern aus Schottland und einigen Kanonen, die erste Kriegsmacht in Georgia.

Im ganzen umfaßte die Ansiedlung in Savannah und Umgebung 500 Seelen, sie war mit einer militärischen Schutzmacht und Hilfsmitteln zur religiösen Ausbildung wohl versehen, so daß die Kolonie sich schön hätte entwickeln können. Allein die Bevollmächtigten der Regierung hemmten diese Entwicklung durch unweise, lähmende Verordnungen, so daß es einmal schien, als sollte alles wieder auseinander gehen.

Mit Oglethorpe waren nicht bloß eine Anzahl deutscher Einwanderer herübergekommen, die sich den Herrnhutern anschließen wollten, welche schon in Georgia ansäßig waren, sondern auch die zwei bekannten Männer John und Charles Wesley, die Söhne eines englischen Dichters und Geistlichen, die Gründer des Methodismus. Die Kanzeln der englischen Hochkirche waren ihnen verschlossen und so suchten sie in Georgia ein neues Arbeitsfeld, Charles hauptsäch-

lich als Sekretär Oglethorpes, John als Missionar des Evangeliums unter Ansiedlern und Indianern. Es konnte nicht ausbleiben, daß in einer derart zusammengewürfelten Gesellschaft das ungeschickte und starre Auftreten von John Wesley bald zu Reibereien führte, welche dem Gemeindewesen zum Schaden gereichten. Darum verließ nach zwei Jahren der erst 35jährige John Wesley Georgia wieder und kehrte nach England zurück.

An Wesleys Stelle trat der dritte Gründer des Methodismus, George Whitefield, ein 24jähriger Jüngling, der mit glühendem Eifer sein Amt antrat und der, weil viel praktischer als Wesley, für Georgia von großem Segen wurde, wie auch für die nördlich gelegenen Staaten. In Savannah gründete er ein Waisenhaus und wirkte mit den Herrnhutern aufs freundlichste und gedeihlichste zusammen.

Bald nachdem Oglethorpe wieder in Georgia angekommen war, erfuhr er, daß die Spanier in St. Augustine in Florida die Gründung der Kolonie Georgia als einen Eingriff in ihr Recht und Gebiet ansahen. Er schickte daher einige Gesandte nach St. Augustine, um den dortigen Kommandanten zu einer freundschaftlichen Besprechung der Sache einzuladen, da er sich noch nicht stark genug fühlte, mit Waffengewalt gegen die Spanier aufzutreten. Inzwischen befuhr Oglethorpe die ganze Küste bis zum St. Maryfluß, der späteren Südgrenze von Georgia. Dort legte er das Fort St. Andreas an; auf einer kleinen Insel an der Mündung des St. Johnsflusses erbaute er das Fort St. George, und am Savannahfluß ganz oben im Land legte er die Stadt Augusta an zum Schutz gegen spanisch-indianische Angriffe von Westen her.

Da nun der spanische Kommandant in St. Augustine alle diese feindlichen Unternehmungen erfuhr, behielt er Oglethorpes Gesandte als Gefangene zurück und drohte.

mit Krieg. Kaum erhielten die Indianerstämme Georgias hievon Nachricht, als sie, Tomochichi an der Spitze, den Engländern ihre Hilfe anboten und zwar in solch wohlgerüsteten Scharen, daß die Spanier es für besser fanden, Frieden zu schließen, indem die Gefangenen freigegeben wurden, die Engländer aber das Fort St. George am Johnsfluß räumten.

Allein die Regierung in Madrid verweigerte die Genehmigung dieses Friedens unter dem Hinweis, daß ganz Georgia unter die Herrschaft Spaniens gehöre; die Engländer sollen Georgia und sogar Süd-Karolina bis Port Royal räumen. Oglethorpe eilte nach England, um Unterstützung zu suchen. Er wurde zum Oberbefehlshaber über die Streitkräfte in beiden Kolonien ernannt, warb eine Anzahl Truppen an und kehrte 1738 nach Georgia zurück. Hier aber fand er allgemeine Unzufriedenheit. Diese rührte davon her, daß den Ansiedlern von der Regierung das Halten von Sklaven verboten war, so daß sie mit den andern Kolonien nicht konkurrieren konnten. Das Gedeihen der ganzen Ansiedlung stand in Gefahr, obgleich die Zahl der Angesiedelten auf 2500 gestiegen war, unter denen sich sehr rührige Kräfte namentlich aus Schottland, der Schweiz und Deutschland befanden. Erst im Lauf der Jahre 1740 bis 1750 zeigte sich ein Aufschwung in der Entwicklung Savannahs, indem die Kolonisten anfingen, die Sklavengesetze zu umgehen und unter dem Vorwand des Mietens von Sklaven auf hundert Jahre solche von Virginien einzuführen wußten, bis dann von 1750 an Sklavenschiffe direkt von Afrika kamen und ihre lebendige Ware absetzten. Georgia gehörte von da an zu den mit Sklavenarbeit bebauten Staaten Amerikas.

Da die Spanier in ihren Ansprüchen nichts nachgeben wollten und die englische Regierung die englischen Schleich-

händler an den Grenzen von Florida unterstützte in dem Bestreben, mit allen Mitteln die Kolonialmacht der Spanier zu schädigen und am Ende zu vernichten, so kam es im Jahr 1739 zum Krieg zwischen England und Spanien.

Oglethorpe war von der Absicht seiner Regierung unterrichtet und beschloß einen Angriff auf St. Augustine, ehe die Spanier daselbst Verstärkungen aus der Heimat erhalten konnten. Auch schien ihm die Sache deshalb Eile zu haben, weil er damals eben eine von spanischen Sendlingen in Georgia angezettelte Verschwörung gegen sein Leben entdeckt hatte. Im Mai 1740 marschierte er mit 600 Mann regulärer Truppen gegen St. Augustine, wo er, unterstützt von 400 Karolinern und einem großen Haufen befreundeter Indianer, im Juni erschien, nachdem er auf dem Weg zwei kleine spanische Befestigungen eingenommen hatte. Seine Aufforderung an die Besatzung von St. Augustine, sich sofort zu ergeben, wurde stolz zurückgewiesen, und Oglethorpe schickte sich an, die Stadt auszuhungern, da ihm Kanonen zur Beschießung fehlten. Es gelang aber den Spaniern, reiche Vorräte vom Meer her in die Stadt zu bringen, und da das Klima den Belagerern ungemein zusetzte, so gab Oglethorpe seinen ganzen Plan auf und zog nach Savannah ab.

Nach zwei Jahren der Ruhe begannen die Spanier den Krieg aufs Neue und liefen mit 36 Fahrzeugen und 3000 Landtruppen, die von Kuba herübergekommen waren, (1742) in den Hafen von St. Simon ein, eine Insel an der Küste von Georgia, auf der Oglethorpe den Ort Friderica gegründet und befestigt hatte. Da der Gouverneur von Südkarolina keine Verstärkungen gesandt hatte, konnte Oglethorpe dem Feind nur 1000 Mann, die Indianer eingerechnet, entgegenstellen. Er zog sich daher in die Festung Friderica zurück, während die Spanier die Ansiedlung von St. Simon

besetzten und von da aus die Engländer erfolglos neckten. Oglethorpe beschloß endlich, die Spanier anzugreifen und marschierte auf einer schmalen, von ihm selbst angelegten Straße zwischen Sumpf und Wald vorsichtig vor, wurde aber von einem Franzosen aus seinem Lager verraten, der vorauslief, sein Gewehr abfeuerte und zum aufgeschreckten Feind überging. So war der Überfall mißlungen.

Oglethorpe wußte den Verräter auf feine Weise zu strafen. Durch einen gefangenen Spanier, den er frei ließ, übersandte er dem Franzosen einen Brief, in welchem er ihm, gleichsam als einem Spion der Engländer, auftrug, die Georgier als schwach an Zahl und Bewaffnung zu schildern und den Spaniern zu einem schnellen Angriff zu raten, oder aber sie zu überreden, noch drei Tage an Ort und Stelle zu bleiben, da eine britische Flotte mit 2000 Landtruppen unterwegs nach St. Auguftine sei. Der Brief wurde dem Kommandanten der Spanier übergeben, der den Franzosen sofort in Eisen legen und als Spion hinrichten ließ.

Die Spanier beschlossen, noch schnell einen Angriff auf die schwachen Georgier zu unternehmen, ehe die englische Flotte ankommen konnte, und so wurde eine Abteilung auf der schmalen Straße gegen Fridericia geschickt, aber von Oglethorpe überfallen und bis auf den letzten Mann niedergehauen. Ebenso ging es einer zweiten Abteilung. Mit Hinterlassung vieler Toten zogen sich die Spanier auf ihre Schiffe zurück und fuhren schleunigst nach St. Auguftine hinab, um dort zu finden, daß sie von Oglethorpe überlistet worden waren; denn von einer englischen Flotte war weit und breit nichts zu erblicken. So wurde Georgia gerettet.

Im Jahr 1743 segelte Oglethorpe nach England heim, wo er auf seinem Gute in Zurückgezogenheit lebte und als

90jähriger Greis noch den ersten Gesandten des nordamerikanischen Freistaates begrüßen durfte. Die Saat, die Oglethorpe bei Gründung und Verteidigung von Georgia gesäet hatte, brachte schöne Früchte, indem der Staat mehr und mehr blühte und auch die Regierung durch Aufhebung der drückenden Gesetze für weitere Entwicklung desselben Fürsorge trug. So blieb Georgia eine königliche Provinz, bis es im Unabhängigkeitskrieg 1776 den Vereinigen Staaten einverleibt wurde.

Fährt man von Brunswick mit der Eisenbahn eine Strecke ins Innere des Landes hinein, so kommt man an einen Ort, der im Bürgerkrieg der Vereinigten Staaten (1861 ff.) zu einer traurigen Berühmtheit gekommen ist. Der Ort heißt Andersonville, ein kleiner, wenig rühriger Flecken. Dort war es, wo die Südstaaten die Mehrzahl der von ihnen im Krieg gemachten Gefangenen zusammenbrachten und verwahrten in einer Weise, daß selbst der Generalinspektor der Südstaaten bei einer Revision der Orte, wo Kriegsgefangene untergebracht waren, erklärte: Der Zustand der Gefangenen ist für uns als Nation ein schlimmer Vorwurf!

In Andersonville zeigt die Sommertemperatur im Durchschnitt 25° R und steigt bis 35° R, während es im Winter regelmäßig gefriert und oft zwei Zoll starkes Eis giebt. In der Nähe nun hatte man einen Platz 1540 Fuß lang und 750 Fuß breit mit einem starken Palisadenzaun eingefaßt; durch den Platz lief ein schmutziges Bächlein; an den vier Ecken der Umzäunung waren Kanonen aufgestellt und auf kleinen Aussichtstürmen Schildwachen aufgestellt, denen befohlen war, jeden, der den Raum verlassen oder über die Palisaden herübersehen würde, niederzuschießen. In diesen Raum wurden die Kriegsgefangenen, welche die Südstaaten gemacht hatten, eingesperrt. Flücht-

linge wurden mit Bluthunden verfolgt. Von Gebäuden oder auch nur von Bäumen oder Gebüsch war in diesem Gehege keine Rede. Im Freien bei jedem Wetter, in der glühenden Sommerhitze, wie im strengsten Winterfrost mußten die Männer, die in ehrlichem Kampf gefangen genommen worden, kampieren. Und in welcher Anzahl! Im Mai 1864 waren daselbst 12000 Gefangene, im August sogar 31690 eingeschlossen! Jeder Gefangene erhielt als Tagesration vier Lot Speck oder gekochtes Rindfleisch, eine Batate und ein Stück Brot. Sämtliche Gefangene waren in Züge eingeteilt; sobald von einem Zug ein Mann fehlte, mußten die Übrigen einen Tag fasten. Um sich vor Sonnenbrand und Regengüssen zu schützen, gruben manche mit den Händen Höhlen in die Erde oder klebten aus dem Lehm eine Art Hütten zusammen, oder machten aus ihren Kleidungsstücken ein Zelt, während andere verzweifelnd im Freien unter den sengenden Strahlen der Sonne saßen und bald zusammenbrachen und starben.

Die Ausdünstung aus dem kleinen Bache, in welchem aller Unrat des Lagers zusammenfloß, war fürchterlich und das ganze Lager war schon von weitem durch die pestilenzialische Luft bemerkbar. Bei Regenwetter verwandelte sich der ganze Platz in einen großen Sumpf. Die Kleider der Gefangenen faulten ab, und neue erhielten sie nicht.

Im September 1864 lagen dort 3000 Kranke auf dem bloßen Erdboden, die an Ruhr, Geschwüren und an gräßlichem Ungeziefer litten. Jede Stunde im Tag starben in den Monaten August und September durchschnittlich acht Personen, deren Leichname ohne Sarg verscharrt wurden. Trug ein Toter Ringe am Finger, so wurden diese mit einem Beil abgehauen, um das Kleinod zu retten. Alle Gefangenen litten mehr oder weniger an Hunger; denn die Nahrungsmittel, die sie erhielten, waren nicht genügend

und zudem oft ganz verdorben. Daher hatte jedes Schamgefühl unter ihnen aufgehört und um einen geringen Bissen Brot balgten sie sich, wobei der Stärkere Recht bekam. Viele stiegen auf die Palissaden, nur um erschossen und so aus dem Elend erlöst zu werden; andere verfielen in geistige Umnachtung. In 13 Monaten waren 44882 Gefangene nach Andersonville verbracht worden, von denen in besagtem Zeitraum nicht weniger als 12462 starben! Der Gefängnisaufseher, Wirz mit Namen, wurde nach dem Krieg für seine Unmenschlichkeit hingerichtet.

Ergreifend sind einige Notizen aus dem Tagebuch eines frommen Mannes aus New-York, der dort auch gefangen war und in seiner Taschenbibel mit Bleistift diese Aufzeichnungen machte: „26. März: keine Rationen; 27. März: Rationen erst mittags 3 Uhr ausgeteilt. — 1. April: keine Rationen; 2. April: Rationen erst 5 Uhr abends ausgeteilt; Mauleselfleisch. — 10. April: keine Rationen; 27. April: ein Mann erschossen. — 2. Mai: ein mir bekannter Kavallerist erschossen; 15. Mai: ein verkrüppelter Gefangener erschossen. — 3. Juli: keine Rationen; 4. Juli: Rationen voll Maden, nicht zu essen; 13. Juli: ein Mann erschossen. — 6. August: ein Mann im Bach erschossen, das Wasser rot von seinem Blut. — 10. September: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?" — Der Gefangene erlangte seine Freiheit wieder, lebte aber nach den überstandenen Qualen nur noch kurze Zeit.

Eine unauslöschliche Schmach haben sich die Südstaaten durch diese unmenschliche Behandlung der in ihre Hände geratenen Kriegsgefangenen dort in Andersonville aufgeladen!

Wir hatten in Brunswick nur zwei Stunden Aufenthalt. Der Hafen war voll von Schiffen, die aus- und eingeladen wurden, wobei die ganze Arbeit wieder von Negern unter

weißen Aufsehern besorgt wird. Ein Schiff hatte malayische Bemannung und es war interessant zu sehen, wie diese Malayen an Stricken zwischen Himmel und Wasser schwebend und nur mit den Zehen (den großen und zweiten) sich haltend die Arbeit der Säuberung des Schiffsäußern vollbrachten. Jeder hatte in seiner rechten Hosentasche den bekannten malayischen Dolch stecken.

Die Passagiere, die von Brunswick aus nicht die Bahn zur Weiterreise benützten, wurden auf einen kleinen Raddampfer verbracht, der täglich den Weg nach St. Fernandina hin- und hermacht. Nur etliche der Fahrgäste fanden sich mit uns auf diesem Dampfer wieder zusammen. Dagegen stiegen etwa 15 Neger und Negerinnen ein, die aber nur einen bestimmten Raum unten im Schiff zur Verfügung bekamen; auf dem Verdeck durften sie sich nicht zeigen.

Es befanden sich aber unter diesen Schwarzen zwei unheimliche Fahrgäste, nämlich zwei Mörder, welche am Handgelenk aneinander gefesselt von einem schwarzen Polizeidiener aufs Schiff abgeliefert wurden, wo man sie in dem unteren Schiffsteil frei gehen ließ, weil sie doch nicht entweichen konnten. Die beiden hatten miteinander einen dritten Neger erdolcht und dann den Leichnam in Stücke zerschnitten, um die That besser verbergen zu können, und das alles wegen eines Rockes, den der Ermordete besessen hatte und den sie an sich bringen wollten. Beim Diebstahl wurden sie vom Besitzer überrumpelt, und darum ermordeten sie ihn. Es waren noch zwei junge, kräftige Burschе, die ihrem ganzen Betragen nach kaum wußten, welch' schweres Übel sie gethan und was sie zu erwarten hatten. Nach dreistündiger Fahrt nahte sich uns ein ganz kleiner Dampfer, der außer einigen der schwarzen Mitreisenden auch die zwei Mörder aufnahm, um sie nach der Stadt St. Marys zur Aburteilung zu bringen.

Von Brunswick an ist die Küste ganz eben bis weit hinein ins Land. Wir fuhren im langsamsten Tempo durch eine ganze Menge Lagunen, wo die Fahrstraße zum Teil so schmal und gewunden war, daß selbst unser kleines Dampfschiff kaum durchkommen konnte. Die Ufer waren meist Prärie mit sechs Fuß hohem Gras; später erschienen schöne Inselchen, die reichen New-Yorkern gehören, welche hier ihre Winterresidenz haben und die Zeit von Dezember bis April da zuzubringen pflegen. Es sind manche zierliche Häuser darunter, welche wunderhübsch aus dem herrlichen Grün der Wiesen und Wälder herausschauen, die hier schon den halbtropischen Charakter tragen. Manche dieser Gebäude verunzieren freilich die ganze Landschaft durch ihre protzenhafte Unförmlichkeit, je nach dem Geschmack des Besitzers. Schönes Vieh geht an der Weide und stolze Fischreiher stehen in den seichten Gewässern, ihrer Beute harrend. Kleine Boote schießen aus den Lagunen zwischen den Inselchen an unser Schiff heran, um die Tagespost abzuholen. Der Verkehr der einzelnen Villenbesitzer kann nur mit Booten ausgeführt werden, wie auch die Jäger ihr Jagdrevier nur auf Booten absuchen können, weil die Prärien bloß beim tiefsten Stand der Ebbe ohne Lebensgefahr betreten werden können.

Nach vierstündiger Fahrt näherten wir uns der Insel Amelia. Noch einmal erschien ein Quarantänearzt auf unserem Schiff und nahm die Musterung der Reisenden vor. Als auch das vollends vorüber war, fuhren wir langsam in den Hafen von St. Fernandina hinein, die Anker wurden geworfen und Mittags 2 Uhr konnten wir landen.

Und damit standen wir endlich gesund und wohlbehalten auf dem Boden von Florida.

7. Kapitel.

Geschichte von Florida. Ponce de Leon. Narvaez. de Soto. 1512—1542.

Der Spanier Juan Ponce de Leon, von adeliger kastilischer Abkunft, der schon in den Kriegen mit den Mauren mitgefochten hatte und ein Begleiter des Kolumbus auf seiner zweiten Reise nach Amerika war, sollte trotz seines hohen Alters der Entdecker von Florida werden. Er war nicht bloß von großem Thatendurst und kühnem Unternehmungsgeiste beseelt, sondern die Liebe zum Leben, das er stets in vollen Zügen genossen hatte und das eben schon stark dem Ende zuging, ließ ihn fest an die Legenden vom Zauberquell glauben, die von den Eingebornen der spanischen Inseln erzählt wurden. Nach diesen sollten die Quellen über Gold und edle Steine dahingehen und aus diesen einen solch stärkenden Stoff in sich ziehen, daß wer in ihnen badete, sofort jugendliche Kraft und Schönheit erlange. Also nicht, wie bei den andern Abenteurern, der Durst nach Gold, sondern das Verlangen, den Jungbrunnen oder den Quell ewiger Jugend zu finden und darin zu baden, war es, was den alten Ponce de Leon trieb, seinen Posten als Gouverneur von Porto Rico aufzugeben und auf neue abenteuerliche Fahrten sich ins Meer hinauszuwagen.

Im Frühjahr 1512 segelte er von Porto Rico auf Schiffen, die er aus eigenen Mitteln ausgerüstet hatte, nach den Bahama-Inseln ab, besuchte eine nach der anderen, kostete jede Quelle und badete in jedem Fluß, See und Bach, auf den er stieß, aber den Gesundbrunnen fand er dort nicht. Nicht entmutigt durch diesen Mißerfolg ging er in nordwestlicher Richtung unter Segel und als ihm nach etlichen Tagen der Westwind köstlichen Blütenduft

entgegenwehte, schlug das Herz des alten Kriegers in freudiger Hoffnung. Westwärts fahrend kam er bald in die Nähe von Land, das mit hohen Magnolienbäumen besetzt war, deren prächtige Blüten die ganze Luft mit Wohlgerüchen erfüllten. Ponce de Leon glaubte an der Schwelle des Paradieses zu sein und landete am Ostermorgen 1512 an der Stelle, wo heute die Stadt St. Auguſtine liegt. Nach einem Lobgesang auf den auferstandenen Gottessohn ergriff Ponce de Leon von dem neuen Lande Besitz im Namen des Königs von Spanien und nannte es „Florida“ (das „blühende“) wegen seines reichen Blütenflores. Unermüdlich suchte der Entdecker landauf und ab nach dem wunderbaren Quell der Jugend und Schönheit, den er eben in den Grasfluren und Waldungen des Landes auch nicht fand; er erregte dagegen durch sein fortwährendes Hin- und Herziehen das Mißtrauen der Eingebornen.

Als er um Kap Canaveral herum nach Süden steuerte, wurde er vom Sturm unter eine Menge kleiner Inseln hineingetrieben, die von Schildkröten wimmelten. Sie erhielten den Namen Tortugas (Schildkröten). Heute noch sind sie von Millionen dieser Tiere bewohnt, die auch an die Küste unserer Niederlassung in großen Mengen heraufgeschwommen kamen, um da ihre Eier im Sand abzulegen.

Vom Sturm verschlagen, gab er seinen Plan zunächst auf und fuhr zurück nach Porto Rico. So hatte er zwar nicht unsterbliche Jugend, aber den unsterblichen Namen als Entdecker von Florida gefunden.

Allein es war dem alten Mann nicht gegeben, stille zu sitzen. Er reiste nach Spanien, berichtete dem König über seine Entdeckung und das herrliche Land und kehrte, zum Gouverneur von Florida ernannt, nach Porto Rico zurück. Als er hier erfuhr, daß Florida nicht eine Insel,

sondern Festland sei, segelte er im Jahr 1521 dorthin ab, vom Ehrgeiz beseelt, daselbst ein großes Reich zu gründen. Er landete eben da, wo er 1512 gelandet hatte und begann, eine Ansiedlung zu gründen und ein Fort zu bauen. Allein die mißtrauisch gewordenen Eingebornen rückten von allen Seiten in Scharen auf ihn und die Seinen ein, vertrieben sie vom Ort und verwundeten Ponce de Leon selbst schwer am Schenkel, so daß er nur mit Mühe nach seinem Schiffe getragen werden konnte; kaum war er in Kuba angekommen, als er starb. Auf seinem Grabe steht die Inschrift: „Hier ruht ein Mann, der seinem Namen nach, und mehr noch seinem Geiste nach ein Löwe (Leon) war."

Wenige Jahre später (1528) zog eine weitere Expedition von Kuba aus, 400 Mann mit 42 Pferden, die unter Pamfilio de Narvaëz im April in der Tampabucht, an der Westküste von Florida landeten mit dem Befehl des Königs von Spanien, dieses Land für ihn zu erobern. Narvaëz hatte sich als Begleiter des Cortes in Mexiko den Ruhm eines stolzen, herrschsüchtigen Mannes erworben. Bei seiner Landung in Tampa flohen die Einwohner in die Sümpfe und Wälder, während er in gewohnter Weise mit Gebet und Gesang das ganze Land für seinen König in Besitz nahm. Statt nun mit den Indianern freundlich zu verkehren und ihr Zutrauen zu gewinnen, ließ er Gewalt und Grausamkeit herrschen, in der Hoffnung, dadurch die Wilden einzuschüchtern und dienstbereit zu machen. Das wurde für ihn und die, welche später denselben Weg nach ihm einschlugen, verderblich. Als er nach dem ersten Treffen mit den Indianern einem gefangenen Häuptling die Nase abschneiden und die Mutter des Kaziken vor den Augen ihrer Kinder von kubanischen Bluthunden zerreißen ließ, da heftete sich die Rache der Indianer an seine

Ferſen mit der dieſen gewohnten Zähigkeit und Ausdauer.

Seine Schiffe hatte Narvaëz den mexikaniſchen Golf hinaufgeſchickt, während er auf dem Lande vorwärts zog, um die Stadt Apalachi zu erobern, von der er gehört hatte, ſie ſtrotze von Gold und Edelſteinen. Er machte etliche Indianer zu Gefangenen und zwang ſie, Wegweiſerdienſte zu thun. Dieſe aber führten die Eindringlinge nur irre in dichte Wälder, Sümpfe und heiße Sandebenen, wie ſie in den Everglades ſich finden. Entſetzliche Qualen litten bald Menſchen und Pferde. Die letzteren brachen aus Hunger und Entkräftung zuſammen und dienten dann den Reiſenden zur Nahrung, wollten ſie nicht ſelbſt Hungers ſterben. Von allen Seiten waren ſie von den verräteriſchen Eingebornen umgeben, die aus dem Dunkel der Wälder mit Pfeilen auf die Marſchkolonne ſchoſſen und die ſie unmöglich verfolgen konnten. Als ſie endlich in Apalachi, dem Hauptort des Indianerſtammes der Apalachi, ankamen, fanden ſie nicht eine prächtige, mit Lebensmitteln reich verſehene Stadt, ſondern ein ärmliches Dorf von etwa vierzig Strohhütten. Alles trug den Stempel größter Armut, und von den erträumten, heißerwünſchten Schätzen war keine Spur zu finden. Die Männer flohen vor den Eindringlingen, kamen aber um ihrer gefangenen Weiber und Kinder willen wieder zurück und ließen ſich in freundſchaftliche Verhandlungen ein. Hätte nur Narvaëz nicht das Beiſpiel des Cortes in Mexiko nachgeahmt und den vornehmſten Kaziken der Apalachi zum Gefangenen und zur Geißel gemacht, ſo wäre am Ende alles noch erträglich abgelaufen. Die Einwohner aber waren zu kriegeriſch veranlagt, um ſich durch dieſe That einſchüchtern zu laſſen. Sie griffen zu den Waffen, überfielen die Spanier, zündeten, um dieſen kein Obdach zu laſſen, ihre eigenen Hütten an

und verschwanden dann mit ihren Familien in den dichten Waldungen.

Von dem gefangenen Kaziken erfuhr Narvaëz, daß die Gegend, in der sie waren, die reichste des ganzen Landes sei, daß noch nirgends Gold gefunden worden wäre und daß sie in neun Tagereisen in südlicher Richtung die Meeresküste erreichen würden. So lenkten die Spanier ihre Schritte dem Meere zu und hatten auf dem Marsche ununterbrochen die größten Drangsale zu erleiden in dem von Seen, Sümpfen und Morästen bedeckten Landstrich. Durch dichte Wälder mit ihren Schlingpflanzen mußten sie sich den Weg mit dem Schwert hauen und oft bis unter die Arme im Sumpfwasser waten, stets den Pfeilen der lauernden Feinde ausgesetzt. Endlich erreichten sie den mexikanischen Meerbusen bei der Mündung des Apalachicola, zum Tod erschöpft, die meisten, darunter Narvaëz selbst, schwer erkrankt. Von den Pferden war noch ein einziges am Leben. Alle Gedanken an Gold und Schätze waren dahin.

Wollten sie dem Tod entgehen, so blieb nur der Weg übers Meer nach dem Mississippi. Unter den größten Beschwerden bauten sie etliche gebrechliche Fahrzeuge, auf denen sie sich dem Meer anvertrauten. Ein Mann nach dem andern starb auf dem Wasser und endlich ereilte ein heftiger Sturm die Fahrzeuge, von denen nur eines mit dem Spanier de Vaca ans Ufer geworfen wurde. Narvaëz und der Rest seiner Leute blieben verschollen. Nach achtjähriger Gefangenschaft gelang es dem de Vaca, den Indianern zu entkommen; von Stamm zu Stamm wandernd gelangte er endlich an den kalifornischen Meerbusen, von wo er nach Spanien heimsegelte, um dort Bericht zu erstatten über die Expedition, an der er als Schatzmeister teilgenommen hatte. So scheiterte diese wohlausgerüstete Unternehmung des Pamfilio de Narvaëz, wie so manche

andere, am Golddurst und an der Grausamkeit der Spanier.

Denselben Weg, wie Narvaëz sollte ein andrer Spanier gehen, der zur Eroberung von Florida ausgesandt wurde: Fernando de Soto.

Als Eroberer von Peru unter Pizarro war de Soto nach Spanien gekommen mit Ruhm und großen Reichtümern beladen, und vor keiner Gefahr zurückscheuend machte er sich sogleich an den Plan, nach Florida zu ziehen und dieses vielgepriesene Land seinem König zu unterwerfen. Zum voraus wurde er von Karl V. zum Generalkapitän aller Provinzen eingesetzt, die er auf dem Festland von Amerika etwa erobern sollte, und eine Menge reicher und vornehmer, nach Beute gieriger Spanier bot ihm ihren Dienst an. De Soto, erst 37 Jahre alt, galt als ein tollkühner Soldat und unerschrockener Führer, den aber die Gier nach Gold ebenso beherrschte, wie die Sucht nach Ruhm. Seine Überzeugung war, daß trotz aller gegenteiligen Behauptungen in Florida mehr Gold zu holen sei als in Mexiko und Peru zusammen.

Im Mai 1539 segelte er von Kuba weg mit neun Schiffen und nahezu tausend Mann Soldaten. Er hatte ein Schiff vorausgeschickt, das einen sicheren Hafen suchen und womöglich etliche Indianer gefangen nehmen sollte, die dann als Wegweiser dienen würden. Somit machte er gleich von Anfang an denselben Fehler, wie sein Vorgänger Narvaëz, was sich denn auch bald rächen sollte, als er, wie dieser, sein Unternehmen von Tampa aus begann, also auch von der Westküste von Florida, wo er am 30. Mai 1539 anlangte zu einer Zeit, da Floridas Vegetation in der üppigsten Blüte stand. Statt nun bei seiner Landung freundschaftliche Verbindungen mit den Eingebornen anzuknüpfen und sie dadurch zu Hilfeleistungen zu

gewinnen, nahm er sofort eine Anzahl derselben gefangen, die er als Dolmetscher und Wegweiser mitschleppen ließ. Da aber die Indianer sich seines Vorgängers wohl noch erinnerten, so gelang es ihm nicht, viele derselben zu ergreifen. Dagegen kam ihnen ein Spanier in die Hände, der zwölf Jahre lang in der Gefangenschaft der Eingebornen gewesen war und nun als Dolmetscher und Führer die besten Dienste leistete.

Die Eroberung konnte nun beginnen. Die Truppen waren mit Panzern und Helmen, die Pfeile abzuhalten, bekleidet, und mit Schilden, Schwertern, Lanzen und Schießwaffen, auch mit einer Kanone versehen. Die Reiterei bestand aus 113 wohlbewaffneten Rittern. Eine Anzahl wilder Bluthunde sollte zur Verfolgung der Indianer dienen, während Ketten, Halsbänder und Handschellen die Gefangenen vor dem Entweichen sichern sollten. Als Gegenstück dazu dienten eine Menge von Weltgeistlichen und Mönchen, denen das Seelenheil der Eingebornen anvertraut war. Rechnet man dazu noch eine Menge von Rindern, Maultieren und Schweinen, sowie ganze Pferdelasten von heiligen Reliquien, Madonnenbildern, Heiligenbildern, Fahnen und dergleichen, so war es alles in allem genommen eine wohlvorbereitete, gut ausgerüstete Expedition zur Eroberung des vielgepriesenen Florida.

Kaum hatte de Soto den Vormarsch begonnen, so stieß er auf Schwierigkeiten aller Art. Die Indianer waren fest entschlossen, die Eindringlinge zu vernichten; so wie sie einen Spanier gefangen nahmen, wurde er ermordet. Die Spanier dagegen legten alle Gefangene in schwere Ketten und schleppten sie mit sich.

Im Gebiete der Creek-Indianer ließ de Soto an den mächtigen Häuptling Acuera die Forderung ergehen, er solle dem König von Spanien Treue und Gehorsam ge-

loben. Seine Erwidernng aber lautete: er sei König in seinem Lande und werde niemals einem andern Sterblichen unterthan werden. Er und sein Volk ziehen den Tod der Knechtschaft vor und sie haben den Feinden den Untergang geschworen, nicht in offener Schlacht, sondern mit List und heimlichem Überfall.

Somit hatte de Soto mit seinen Leuten während des zwanzigtägigen Aufenthalts in diesem Gebiete von der Feindschaft Acueras viel zu dulden. Die Spanier durften sich kaum aus dem Lager hinauswagen, ohne erschossen zu werden. Von vierzehn erlegten Spaniern wurden die abgehauenen Köpfe im Triumph herumgetragen. Im offenen Kampf blieben die Spanier stets Sieger; aber durch ihre Gewandtheit im Anschleichen und Überfallen wurden die Indianer furchtbar und gefährlich.

Allmählich, unter fortgesetzten Kämpfen und Verlusten, schlug sich de Soto in die Gegend von Talahassee, der jetzigen Hauptstadt von Florida, durch. Dort, wo es sehr fruchtbar war, wurde überwintert. Von da aus sandte er seine Schiffe nach Kuba, um von dort Proviant und Munition für ihn zu holen und ihn in der guten Bucht von Pensacola zu erwarten. Im März 1540 brach er selbst wieder auf und schlug seinen Weg nach dem Savannahfluß, dem Grenzfluß zwischen Georgia und Südkarolina, ein, wo, wie er hörte, viel Gold zu haben sei.

Daselbst nahm er eine junge Indianerkönigin, die ihm mit großer Freundlichkeit entgegen gekommen war, ihm auch eine zwei Ellen lange Schnur von großen Perlen zum Geschenk gemacht hatte, einfach gefangen und als Geißel auf seinem weiteren Zug mit sich. Es gelang ihr aber zu entfliehen, und fortan war sie, samt dem ganzen Stamm, eine geschworene Feindin der Spanier.

Als de Soto an den Oberlauf des Savannah ge-

langt war, bog er um nach Süden, um ans Meer zu kommen. Unterwegs in Cooſa machte er den Kaziken, der ihm mit ſeinen Kriegern entgegengegangen war und ihn zu ſich einlud, zum Gefangenen und er mußte mit den Spaniern ziehen. Als das die Indianer ſahen, entflohen ſie, um ſich zum Krieg zu rüſten; ſie wurden aber verfolgt, viele von ihnen eingeholt und beſonders Weiber und Kinder in Ketten mit auf den Marſch genommen.

Auf dem ferneren Zuge aber gelang es dem gefangenen Kaziken von Cooſa mit anderen Kaziken, insbeſondere mit dem „Schwarzen Krieger", dem Haupt der Mobiliſchen Indianer, den Plan zum Krieg gegen die Spanier zu faſſen und auszuführen. Als de Soto von dem letzteren Häuptling in ſeiner Hauptſtadt Tuscaloosa freundlich empfangen worden war, dieſen aber gleich als Gefangenen behandelte, brachen nach Verabredung die Indianer von allen Seiten, aus Wäldern und Sümpfen auf die Spanier ein, vertrieben ſie aus der Stadt und ſchloſſen die Thore zur Verteidigung. Es entſpann ſich ein neunſtündiger Kampf, in welchem die ſpaniſche Infanterie die Thore erbrach und in die Stadt ſtürmte, während die Reiterei rings um die Stadt aufgeſtellt war, damit kein Feind entfliehen könne. Mit dem Schlachtruf: „die heilige Jungfrau und Santiago" hieben ſich die Spanier, de Soto voran, durch die Indianer eine Gaſſe in die Stadt hinein, beſetzten die Hauptgebäude und zündeten ſie an. Entſetzlich war das Blutbad jenes Tages. Man ſchätzte die Zahl der toten Indianer auf elftauſend. Die Spanier verloren 82 Mann durch den Tod, während de Soto nebſt dem größten Reſt der Überlebenden verwundet war. Nur ein einziger Wundarzt war noch vorhanden, der 1700 ſchwere Wunden verſorgen ſollte, während ihm alle Inſtrumente und Verbandſtoffe verbrannt waren. Überhaupt waren nicht bloß Lagergerät, Waffen,

Werkzeuge der Spanier durch die Feuersbrunst verloren, sondern auch Kleider, Arzneien, Reliquien, Kirchengewänder der Priester und der Abendmahlswein, so daß von da an „trockene" Messen gehalten werden mußten. Noch mehr aber grämte die Spanier der Verlust ihrer Spielkarten. Denn unter ihnen herrschte eine förmliche Spielwut und es wurde hohes Spiel getrieben. Als Ersatz machten sie sich Karten aus Tierfellen.

Noch bis 1542 währten die Irrfahrten des de Soto, der dabei die Entdeckung des Mississippi machte, durch die sein Name in der Geschichte Amerikas erhalten bleibt. Dort wollte er eine Ansiedlung gründen. Da er aber nicht im stande war, sich mit seiner zusammengeschmolzenen Truppe gegen die Indianer zu halten, erbaute er zwei Brigantinen, um durch den Golf von Mexiko nach Kuba zurückzukehren. Allein ein heftiges Fieber befiel ihn und er starb in der Mitte seiner Begleiter, die nur noch ein Schatten von dem waren, was sie bei ihrer Ausfahrt von Spanien gewesen. Der eine trug einen halben Küraß, der andere einen zerbrochenen Helm, ein dritter eine zersplitterte Lanze, ein vierter ein zerbrochenes Schwert, während manche in Tierhäute gekleidet waren oder halbnackt gingen.

Um die Leiche vor Entweihung zu schützen, versenkten sie de Soto in einer ausgehöhlten Lebenseiche um Mitternacht in den Wellen des Mississippi. Das war das Ende de Sotos im Jahr 1542 in einem Alter von erst 42 Jahren. Seine Frau, die er auf Kuba zurückgelassen hatte, starb bald aus Gram über den Tod ihres Mannes.

8. Kapitel.

Die Hugenotten in Florida. Ihre Schicksale. Florida wird Bundesstaat. 1562—1845.

Die Grausamkeit, Hinterlist und Habgier der Spanier hatte nunmehr im Osten, Norden und Westen von Florida nicht nur die Gründung von Kolonien unmöglich gemacht, sondern auch unter allen Stämmen der Eingebornen vom atlantischen Ozean bis zum Golf von Mexiko einen solchen Haß gegen alle Eindringlinge aus Europa erzeugt, daß es auch für die französischen Hugenotten schwer hielt, im Norden von Florida am St. Johns-Fluß Fuß zu fassen und die Freundschaft der Indianer zu gewinnen. Und doch gelang es den Hugenotten, die unter Ribaults Führung von Admiral Coligny aus Frankreich abgesandt worden waren und im Jahr 1562 von Süden her an den St. Johns-Fluß kamen, in den sie eine Strecke weit hinaufsuhren. Es sind das dieselben Hugenotten, die dann die Kolonie Port Royal gründeten, deren Geschick oben berichtet ist. Anfangs nahmen die Indianer eine drohende Haltung ein; als sie aber erfuhren, daß die neuen Ankömmlinge Feinde der Spanier seien, auch ihr ganzes Benehmen von dem der Spanier grundverschieden sich zeigte, schlossen sie bald mit den Franzosen Freundschaft.

Doch nur kurze Zeit hielten sich die Franzosen am St. Johns-Fluß auf, wo sie eine steinerne Säule mit dem Wappen des Königs von Frankreich errichteten und für diesen das Land in Besitz nahmen. Darauf segelten sie nordwärts nach Port Royal.

Da Admiral Coligny mit dem Bericht Ribaults über Land und Leute in Florida am St. Johns-Fluß sehr zufrieden war, half er eine zweite Expedition ausrüsten, die unter Laudonnière im Jahr 1564 abfuhr und zwei Monate

später die Küste von Florida erreichte. Laudonnière wurde von dem Häuptling, der Ribault gekannt, freundlich empfangen und an die Steinsäule geführt, die schön bekränzt war zu Ehren der Ankömmlinge. Von dem Kaziken erhielt er die Erlaubnis, auf dem Südufer des Flusses ein Fort zu erbauen, das dem König Karl IX. zum Andenken den Namen Fort Karolina erhielt.

Bald vernahmen die Ansiedler, daß im Innern des Landes Gold in Fülle zu haben sei, und eine Goldgier packte die Herzen, so daß alle Bande der Ordnung sich zu lösen drohten. Als aber die Gerüchte sich als falsch herausstellten, legte sich zwar das Goldfieber, dagegen wurden die Ansiedler träge und mißmutig. Es kam zu Meutereien und eines Tages fuhren etliche Soldaten und Matrosen mit zwei Schiffen davon in die Gewässer von Kuba, wo sie Seeräuberei trieben. Als sie nach drei Monaten zurückkehrten, wurden die Anführer standrechtlich erschossen.

Die Unzufriedenheit wurde immer größer, und da bei der allgemeinen Arbeitsscheu Hungersnot drohte, so beschloß Laudonnière mit der Gesellschaft nach Frankreich zurückzukehren, zu welchem Zweck er ein eben anwesendes englisches Schiff ankaufte. Da erschien Ribault, der im Mai 1565 von Dieppe abgesegelt war und eine große Anzahl neuer Ansiedler, auch Frauen und Kinder brachte, mit sieben Fahrzeugen im St. Johns-Fluß.

Etliche Tage nach Ribaults Ankunft fuhren fünf Schiffe den St. John herauf, die sich als ein spanisches Geschwader zu erkennen gaben. Vom Flaggenschiff erscholl die Frage: „Seid ihr Katholiken oder Lutheraner?“ Die Antwort lautete: „Wir sind Lutheraner von der neuen Glaubenslehre.“ Darauf folgte die Erklärung: „Ihr habt nichts auf den Besitzungen des Königs Philipp II. zu suchen. Ich bin Pedro Menendez und im Auftrag meines

Königs gekommen, alle Lutheraner zu hängen und auszurotten. Ist ein Katholik auf euren Schiffen, so soll er verschont werden; die Ketzer aber müssen sterben."

Auf diese Drohung hin stach Ribault mit seinen Schiffen in die See, von den Spaniern eine Strecke weit verfolgt. Als die Spanier umgekehrt waren, versuchte Ribault einen Angriff auf deren Schiffe; allein ein heftiger Sturm trieb ihn ins Meer hinaus und an der Ostküste von Florida nach Süden hinab, wo seine Schiffe beim Kap Kanaveral zerschellten, während die gesamte Mannschaft sich dort, südlich von St. Auguſtine, ans Land retten konnte.

Inzwischen war Menendez unter großen Feierlichkeiten gelandet. Das schwache Fort Karolina stand unter dem Befehl von Laudonnière, der nur wenige Soldaten, dagegen sämtliche Frauen und Kinder bei sich hatte. Wer in die Hände der Spanier fiel, wurde ohne Erbarmen niedergemacht. Einige wenige, darunter Laudonnière, konnten sich auf ein kleines Fahrzeug retten, auf dem sie nach Frankreich fuhren. Nach den Angaben von Mendoza, dem Kaplan des Menendez, wurden 142 Hugenotten erschlagen, während die Spanier nicht Einen Mann verloren. Die Weiber und Kinder wurden hingeschlachtet. Etliche Männer ließ Menendez an Bäumen aufknüpfen und darüber die Inschrift hängen: „nicht als Franzosen, sondern als Lutheraner."

Menendez kehrte nach der Ostküste von Florida zurück und legte dort die Ansiedlung St. Auguſtine (1564) an nebst einem festen Fort in der Nähe der Stadt. Sein Kaplan sagt von ihm: „er wurde bei seinen Unternehmungen aufrecht erhalten durch den glühenden Wunsch, dem Herrn zu dienen und die lutherische Sekte, diese Feindin unserer heiligen Kirche, auszurotten."

Inzwischen versuchten die aus dem Schiffbruch ge-

retteten Leute des Ribault am Ufer entlang nach Fort Karolina zu gelangen. Allein einer der Matrosen, der auch Seeräuberei getrieben hatte, verriet Ribault aus Rache und dieser ergab sich in St. Auguſtine dem Menendez, der ihm freundliche Versprechungen gemacht hatte. Ohne Rücksicht auf sein gegebenes Wort wurden Ribault und seine 150 Begleiter schonungslos ermordet, indem man je zehn Mann in eine Reihe stellte und niederhieb. So wurde die Stadt St. Auguſtine mit dem Blute der Hugenotten geweiht, und Mendoza schreibt: „Der heilige Geist hat den Verstand unseres Befehlshabers erleuchtet und ihn in den Stand gesetzt, einen so herrlichen Sieg zu erringen.“

Obgleich die Kunde von diesem entsetzlichen Mord in Frankreich die größte Entrüstung erregte, geschah doch von Seiten der Regierung nichts, die Unterthanen zu rächen; ja es ist wahrscheinlich, daß der französische Hof selbst den König Philipp II. aufgefordert hatte, in dieser Weise gegen die hugenottische Expedition zu verfahren.

Da sollte den armen Gemordeten ein Rächer erstehen in der Person eines strengen Katholiken, des französischen Ritters Dominique de Gourges, der von den Spaniern im Krieg gefangen und als Galeerensklave gehalten worden war und nun von Haß glühte gegen Spanien. Er verkaufte seine Liegenschaften, borgte Geld von seinen Freunden und bemannte drei kleine Fahrzeuge mit 180 Soldaten und Matrosen. Um in die Flußmündungen einfahren zu können, hatte er an seinen Schiffen den Kiel flach bauen lassen. Im Frühjahr 1568 erblickten sie die Küste von Amerika bei einem Flüßchen etwas nördlich von St. John, wo sie anfangs von den Indianern für Spanier gehalten und feindselig empfangen wurden. Der Trompeter aber, den de Gourges bei sich hatte und der schon unter Laudonnière diente, verstand die Sprache und konnte sich bald

mit dem Kaziken auseinandersetzen, der die größte Freude äußerte, als er hörte, die Franzosen seien gekommen, um ihre Landsleute an den Spaniern zu rächen. Sämtliche Indianerhäuptlinge nördlich und südlich am St. John versprachen ihre Hilfe und stellten ihre gesamte Mannschaft zur Verfügung. Was diese Indianer so bereitwillig machte, mit den Franzosen zu gehen, war der Umstand, daß Menendez mit seinen Soldaten sie mehrmals hinterlistig überfallen, ihre Besitzungen zerstört und die Weiber und Kinder ermordet hatte. So sannen auch sie auf Rache an den verhaßten Spaniern. Auf der Stelle wurde ein Bund zwischen Franzosen und Indianern geschlossen, wobei jeder Teil sich verpflichtete, dem andern bei Ausführung seiner Rache zu helfen.

Die Spanier hatten unterhalb dem Fort Karolina oder Matteo, wie es nunmehr hieß, zwei Forts an beiden Ufern des St. John, einander gegenüberliegend, erbaut. Daselbst wollten die Verbündeten sich treffen. Zunächst galt der Angriff dem nördlichen Fort. Es wurde überrumpelt, und die ganze Besatzung von 60 Mann, mit Ausnahme einiger weniger, die aufbewahrt wurden, niedergemacht.

Sofort setzte de Gourges auf Kähnen über den St. John, während die Indianer in Scharen nebenher schwammen. Als die ebenfalls 60 Mann starke Besatzung den zahlreichen Feind heranstürzen sah, entfloh sie in der Hoffnung, das etwa eine Stunde Wegs weiter oben liegende Fort Matteo erreichen zu können. Allein die Feinde schnitten ihnen den Weg ab und nahmen sie in den Wäldern gefangen. Auch sie, bis auf etliche, wurden erschlagen.

Sowie de Gourges erfuhr, daß Fort Matteo eine Besatzung von nur 250 Mann habe, die zudem durch die auf mehr als 2000 Mann geschätzte Zahl der verbündeten

Feinde mutlos geworden sei, beschloß er sofort an die Erstürmung auch dieses Forts zu gehen. Es wurde nach kurzem, aber hitzigem Kampf genommen. Abermals fand eine Niedermetzelung der ganzen Garnison statt, und nur wenige zusammen mit den vorher Verschonten wurden an die Stelle geführt, wo die Hugenotten „nicht als Franzosen, sondern als Lutheraner“ gehenkt worden waren. De Gourges ließ sie sodann an den nämlichen Bäumen aufhängen, mit einem Brett über ihren Häuptern, auf dem die Inschrift mit glühendem Eisen eingebrannt war: „nicht als Spanier und Seeleute, sondern als Verräter, Räuber und Mörder.“

An Menendez selber Rache zu nehmen, der noch in St. Augustine stand, fühlte sich de Gourges zu schwach. Mit Hilfe der Indianer zerstörte er die drei Forts gänzlich und fuhr dann nach Frankreich zurück, nachdem das Rachewerk vollendet war. Am Hof in Paris wurde er kalt empfangen und zog sich daher in die Stille zurück.

Menendez verstärkte das Fort und die Niederlassung in St. Augustine bedeutend, um gegen etwaige Angriffe von Seiten der Franzosen gesichert zu sein. Er sandte zwar eine Flotte an der Küste nach Norden hinauf, Land zu erobern und Kolonien anzulegen, aber ohne Erfolg, und sein Tod 1574 machte diesen Unternehmungen ein Ende. Weitere Versuche, Kolonien zu gründen, wurden von den Spaniern in der Folgezeit nicht gemacht, und somit blieb nur Florida in ihrem Besitz bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts. — Etwa 15 Jahre nach dem geschilderten Ereignissen, nachdem 1588 die spanische Armada zerstört war, unternahm der tollkühne Seeheld Franz Drake, der die Kartoffel nach Europa brachte, einen vernichtenden Zug gegen Spanien, das er von Herzensgrund haßte. Er fuhr mit seiner Flotte nach Südamerika, wo er Kartagena zerstörte, sodann herauf nach Florida, wo er die Forts An-

tonio und St. Auguſtine verheerte. Im Jahr 1595 erlag er einem böſen Fieber, und ſeine Leiche wurde im Ozean verſenkt. —

Auch für Florida kam die Zeit, der nordamerikaniſchen Union einverleibt zu werden. Am Anfang unſeres Jahrhunderts kamen die Rechte Spaniens in Amerika mehr und mehr ins Schwanken, und das Verlangen der Amerikaner, in den vollen Beſitz der ſeither Spanien gehörenden Länderteile zu gelangen, wurde immer größer. Der Zufall ſollte den letzteren zu Hilfe kommen. Ein Freibeuterkorps hatte die Inſel Amelia an der Küſte von Florida beſetzt und von ihr aus Räuberei und Erpreſſung auf dem Feſtland getrieben, ſo daß die ſpaniſche Regierung ſich veranlaßt ſah, bei der amerikaniſchen Regierung Klage zu erheben wegen Begünſtigung des Treibens dieſer Banditen. Die Antwort lautete, da die Spanier mit dieſen Flibuſtiern nicht fertig werden können, ſo werden die Amerikaner dem Unweſen ſteuern. Es wurde ein Heer gegen Amelia geſandt, die Freibeuter wurden überwunden, das Land aber beſetzten die Amerikaner bis „ein Verſtändnis über ganz Florida erzielt werden könne," d. h. bis die längſt geplante Beſitzergreifung von Florida bewerkſtelligt werden könne. Der Sklavenſtaat Georgia hatte ſchon lange einen dahin gehenden Antrag eingebracht, weil die Seminolenindianer von Florida den aus Georgia entfliehenden Sklaven bereitwilligſt Unterkunft zu gewähren pflegten, gedeckt durch die ſpaniſche Verwaltung. Die amerikaniſche Regierung beſchloß, dieſe Seminolen einmal gründlich zu züchtigen, und übertrug dieſe Aufgabe dem General Jackſon, der 1816 ein von Seminolen und flüchtigen Sklaven beſetztes Fort ſamt der Garniſon in die Luft ſprengte. Gegen einen ſolchen Einfall in ihr Gebiet beſchwerten ſich die Spanier; da dieſe aber ihrer Beſchwerde nicht mit den Waffen Nach-

druck zu geben vermochten, ließ sich General Jackson in seinem Unternehmen nicht stören. Er schlug die Indianer wiederholt in die Flucht, entsetzte die spanischen Behörden und richtete eine eigene Regierung ein. Auf Grund dieser Erfolge verlangte die amerikanische Regierung die Abtretung von Florida. Am 22. Februar 1819 unterzeichnete denn der spanische Bevollmächtigte einen Vertrag, nach welchem Florida gegen eine Summe von fünf Millionen Dollar in den Besitz der Vereinigten Staaten übergehen sollte. Da nun aber eine große Anzahl von Sklavenhändlern und Besitzern Entschädigung für Verluste, die sie bei diesem Besitzwechsel erlitten hatten, forderte, wurde diese Summe, wie es hieß, für diese verwendet. Nachdem Spanien bei Frankreich und England angefragt hatte, ob diese Länder im Falle eines Krieges zwischen Amerika und Spanien dem letzteren ihre Hilfe gewähren würden, und eine verneinende Antwort erhalten hatte, willigte man im Oktober 1820 in die Übergabe Floridas. Sein Geld hiefür hat Spanien heute noch zu fordern; Florida aber ist amerikanisch geblieben, zunächst als sogenanntes Territorium, seit 1845 aber als eigener Staat.

---

9. Kapitel.

Von St. Fernandina nach Jacksonville. Alles neu! Der alte Schweizer. Eine schwarze Gerichtsverhandlung. Ländliches Stillleben in Jukee.

Die Insel Amelia liegt an der Mündung des St. Maryflüßchens, das die Grenze zwischen Georgia und Florida bildet. Sie ist verstärkt durch ein großes, weitgedehntes Fort, das mit seinen riesigen Backsteinmauern und Schießscharten schon aus weiter Ferne einen gewaltigen Eindruck macht, den neuesten Geschützen aber wohl

schwerlich lange standhalten würde. Mit Kanonen war es, als wir dort waren, nicht versehen; ja die gesamte Besatzung bestand aus Einem Mann, einem Sergeanten, der die Aufsicht über das ganze Fort zu führen hatte, damit nicht etwa die Bewohner der Umgegend sich gelüsten ließen, von dem Mauerwerk sich Steine zu eigenem Hausbau zu brechen. Frau und Kinder machen dem Wächter den Aufenthalt in den öden Gebäulichkeiten einigermaßen erträglich. Nach Ausbruch des spanisch-amerikanischen Kriegs kam aber Leben in die Gegend, indem ein ganzes amerikanisches Regiment dort gebildet und später nach dem Süden versandt wurde. Ein neues Regiment rückte nach und die alten Festungswerke hallten wider vom Kommando beim Exerzieren der angeworbenen Rekruten. Das Fort führt den Namen Fort Clinch.

Der Hafen der Insel ist sehr groß und gut geschützt. Daß der Handelsverkehr dort ein sehr reger sein müsse, davon gaben die vielen Segelschiffe Zeugnis, die da beisammen lagen und hauptsächlich Baumwolle, Holz und Phosphate zu Kunstdünger verfrachteten.

Der einzige Ort auf der kleinen Insel ist die Stadt St. Fernandina. Sie war schon in älteren Zeiten von den Spaniern angelegt worden, aber eine Zeit lang ganz verschwunden gewesen, bis 1808 wieder eine Neugründung stattfand. Die Einwohnerzahl stieg auf sechshundert, der Handel nahm zu und eine Menge Schiffe aller Nationen pflegte in dem guten Hafen einzulaufen.

Im Jahr 1812, als schon die Lust, Florida den Vereinigten Staaten einzuverleiben, anfing Gestalt zu gewinnen, sammelte sich ein Freibeuterzug von Georgiern und Floridanern und fuhr mit etlichen bewaffneten Schiffen im Hafen von Fernandina ein. Der spanische Befehlshaber des Forts wurde zur Übergabe aufgefordert und kam auch

dieser Aufforderung nach, da er erkannte, daß ein Widerstand unmöglich sei. Es wurde eine Urkunde aufgesetzt, wonach Stadt und Insel zunächst auf ein Jahr in die Hände der Amerikaner übergeben wurde, wie der Befehlshaber hinzufügte: durch Übermacht gezwungen. Die Spanier zogen ab. Aber schon im nächsten Jahr mußte die amerikanische Regierung ihre Landsleute, die bei dem Freibeuterzug beteiligt gewesen waren, verleugnen und Fernandina den Spaniern wieder zurückgeben. Mit ganz Florida ging dann auch die Insel Amelia und die Stadt Fernandina im Jahr 1824 dauernd in den Besitz von Amerika über. Allein die Stadt sank mehr und mehr herunter, so daß im Anfang der vierziger Jahre kaum Ein Schiff in dem schönen, geschützten Hafen zu sehen war, und sich kaum noch zwanzig Einwohner daselbst fanden. Der Schmuggel, der dort seit vielen Jahren, besonders auch mit Sklaven, überaus schwunghaft betrieben worden war, hatte ganz aufgehört, und damit war den Bewohnern ihre Einnahmequelle versiegt und sie verzogen nach anderen Orten. Seit vierzig Jahren und besonders seitdem Fernandina mit dem Festland durch eine Eisenbahn verbunden ist, hat sich die Einwohnerzahl mehr und mehr gehoben und beträgt jetzt 3500. Durch die Brücke mit dem Festland ist es jetzt möglich, die vom Norden und Nordwesten von Florida mit der Eisenbahn hierhergebrachten Güter direkt in die Schiffe zu verfrachten. Die Eisenbahngesellschaft hat am Hafen ein ungeheures, achtstockiges Holzgebäude errichtet, in welchem die verschiedenen, in Nordflorida so reichlich gewonnenen Phosphate aufgestapelt und mittelst riesiger Krahnen auf die Schiffe nach allen Ländern verfrachtet werden.

Wir gingen mit unserem floridaner Freunde in die Stadt. Wie ist doch alles so ganz neu, was wir da auf

Schritt und Tritt, in der Natur, wie an Menschen und Häusern sehen! Es ist eben ein ganz neues Klima und ein neuer Erdteil, den wir in schnellem Übergang von New-York her betreten haben. Solche Bäume und Sträucher haben wir noch nie gesehen, Lebenszeichen mit Moos behangen, jahraus jahrein grünend, wohlriechende gelbblühende Büsche, Orangen- und Zitronenbäume mit herrlichen Früchten behangen, Weinreben an den Bäumen emporwachsend oder an Stöcken über die Fußsteige herübergezogen, so daß einem buchstäblich die Trauben von oben in den Mund hängen; die zweiräderigen, federleichten Wägelchen mit Maultieren oder Zwergponies von jungen Damen gelenkt, lautlos über den Sand dahinfliegend, alles neu! Aber Sand und Sand, weiß und grell, bei dem stechenden Sonnenschein doppelt blendend für das ungewohnte Auge! Daß in solchem Sand überhaupt etwas wachsen kann und nun vollends so üppig, das ist uns Fremdlingen ganz überraschend.

Die Bewohner, in der Mehrzahl wieder Neger, im leichtesten Anzug oder so abgerissen, daß die Lumpen bei uns zu Hause kaum mehr für Vogelscheuchen zu gebrauchen wären, liegen rauchend und kauend in den schattigen Ecken der Holzhäuser und berichten einander in lebhafter Unterhaltung die unglaublichsten Dinge, die Zeit in süßem Nichtsthun vergeudend. Man kann eigentlich nicht sagen: vergeuden; denn die Leute brauchen zu ihrem recht genügsamen Leben nicht mehr, als was sie in einem Drittel der Zeit zusammenbringen, die wir zum Durchkommen nötig haben. Also viel und schwer wird nicht gearbeitet. Das Land giebt sein Gewächs fast von selbst, und was noch extra gewünscht wird, das holt sich der Neger an den Schiffen oder an der Eisenbahn in etlichen Stunden nicht übertriebener Arbeit. Somit ist es ein recht sorgen-

freies Naturleben, das diese Leute da führen, die mit Ausnahme weniger Kaufleute von Luxus nichts wissen, auch mit der Lösung der sozialen Frage sich nicht zu beschäftigen haben. Die Wohnsitze der großen Kaufherren, mitten in prächtigen Gärten und Bäumen aufs angenehmste eingerichtet, bilden einen gewaltigen Gegensatz zu den Lotterbuden der Straße entlang, die jeden Augenblick über die Fußsteige sich zu neigen drohen und von Schmutz starren. Und doch ist der Arme zufrieden, da er höhere Bedürfnisse nicht kennen gelernt hat und befriedigt ist, wenn sein Magen das Nötige erhalten hat. Diese Bretterbuden und davor das elektrische Licht auf gewaltigen Pfosten, man kann sich keinen größeren Gegensatz denken zwischen Vergangenheit und Gegenwart. Gesund ist das Klima der Insel, denn sonst würden kaum solche Wohnungsverhältnisse geduldet werden. Übrigens gingen wir nicht in das eigentliche Negerquartier hinein, wo diese Schwarzen enge zusammengedrückt bei einander wohnen. Wir konnten einen genügenden Einblick bekommen von den selbst an der Hauptstraße in echt amerikanischer Freiheit geduldeten Negerhütten, wo die nackte Jugend seelenvergnügt in dem heißen weißen Sand sich wälzte. —

Die Hitze war drückend, besonders für uns, die wir noch in unsern europäischen Reisekleidern staken, an denen wir bei der stürmischen Meerfahrt natürlich froh gewesen waren, die uns aber hier bei der tropischen Sonnenglut zu Gegenständen der Anstaunung machten von Seiten der leichtest gekleideten Einwohner. Wir bekamen Hunger und noch mehr Durst. Unser Floridaner suchte sich etwas zum Essen und lud uns ein, ihm zu folgen. Es war eine von Schmutz starrende Bretterbude, an der ein ebenso unappetitlicher Zettel „köstliche Austernsuppe für 40 Pfennig" verhieß. Wir konnten uns nicht überwinden, ihm zu folgen.

Er erklärte uns später: „Die Geschichte war rather schmutzig und die Suppe hast kaum essen können.“ Wir gingen in ein Kolonialwarengeschäft, in dem aber auch sonst alles zu haben war, was der Mensch für seinen Leib braucht, innerlich und äußerlich, vom Kopf bis zu den Füßen. Geistige Getränke gab es nicht, aber gegen zwölf verschiedene Limonaden. Da zugleich frische Bäckerwaren und Käse da lagen, so konnte Hunger und Durst gestillt werden. Wir ließen uns jeder wieder eine andere Limonade vorsetzen und besprachen die Güte derselben, während der junge Ladenbesitzer uns in auffälliger Weise betrachtete und, wie wir bemerkten, einem Ladenjungen winkte und einen Auftrag gab, worauf sich dieser sofort entfernte. Man wird mißtrauisch, wenn man in so ganz neue ungewohnte Lage und Umgebung hineinversetzt ist.

Nun, nach einiger Zeit, nachdem wir uns gestärkt und mit dem Besitzer uns etwas unterhalten hatten, trat ein alter Herr in den Laden, der auf ein Kopfnicken des ersteren hin auf uns zukam: „Mein Herr, Sie sind Deutsche?“ Wir bejahten die Frage. „Mein Sohn hat mir annoncieren lassen, daß Deutsche im Laden seien. Ich habe seit vielen Jahren keine Deutsche mehr gesehen. Ich bin Schweizer und komme von St. Gallen.“ Und nun erzählte er uns, Thränen in den Augen, in ganz gebrochenem Deutsch seine Lebensgeschichte in kurzen Zügen. Vor 38 Jahren war er mit seiner Frau aus der Schweiz herübergekommen und einmal an diesen Fleck Erde verschlagen, war er da ansässig geworden und hatte seine bleibende Heimat hier gefunden. „Als ich nach hier kam, waren nur sechs Persönlichkeiten am Platz, jetzt sind es 3500.“ Ich frug ihn, ob er im Lauf der vielen Jahre auch einmal in seiner Heimat drüben gewesen sei. Er erwiderte, es sei ihm nicht geglückt, die Reise zu machen, so sehr er sich immer

wieder nach der Schweiz gesehnt habe. Anfangs habe er die Mittel nicht gehabt, die Reise auszuführen; dann aber sei seine Frau gestorben; später habe er zum zweitenmal geheiratet, eine Amerikanerin, und nun sei seine ganze Familie amerikanisch geworden, so daß selbst seine Kinder nicht deutsch reden können. „Und doch," fügte er hinzu, „bleibt das Heimweh in meinem Herzen und es hat mir wohl gethan, wieder einmal meine Heimatsprache zu hören." Tief gerührt verabschiedete sich der biedere alte Mann von uns. Es ist gut und recht, was das alte Wort sagt: wo es einem wohl ergeht, da ist die Heimat; aber besser fühlt und höher steht der, der auch im besten Wohlergehen im fremden Land sein Vaterland, seine Heimat nicht vergißt.

Wir hatten noch viel Zeit zur Verfügung, da unser Zug nach Jacksonville erst am Abend abgehen sollte. Die Hitze schien immer noch zunehmen zu wollen. Das Straßengebummel hatte auch keinen Reiz mehr, zumal wir die einzige ordentliche Straße bereits auswendig kannten. Da wir an einem großen Steinbau vorüberkamen, der sich als Gerichtsgebäude auswies, und wir an der Menge Ab- und Zugehender ersahen, daß gerade eine Sitzung sei, so beschlossen wir, derselben anzuwohnen. Durch einen schönen Korridor und über eine breite Treppe gelangten wir in den sehr geräumigen Sitzungssaal. Eigentümliche Verhältnisse! Schon unten, und jetzt auch im Saal waren große Plakate angebracht mit der Schrift: „Das Ausspucken auf den Boden ist bei Strafe verboten." Darum also das fortwährende Auf- und Abrennen der Leute, die durch die Bank dem Laster des Tabakkauens huldigten! Freilich für die Herren vom Gericht selbst war in dieser Beziehung dafür gesorgt, daß sie nicht auch jeden Augenblick das Lokal zu verlassen brauchten und doch sich ihrer süßen Gewohnheit getrost hingeben konnten. Süß ist die Ge-

wohnheit im wahren Sinn des Wortes; denn der Kautabak wird mit Syrup zubereitet und in flache Würfel gepreßt, von denen der Kauer nach Bedarf ein Stück abbeißt, um den Würfel dann seinem Nachbar zum gleichen Zweck zu überreichen, wie Kinder einander von ihrem Apfel „beißen lassen".

Der Herr Richter lag behaglich in seinem Schaukelstuhl hingegossen auf einer erhöhten Plattform und schaukelte sich, wohl um etwas mehr Kühlung zu bekommen. Der Gerichtsdiener saß vor einem Tisch und hatte seine langen Beine auf diesem ausgestreckt und schlug, wenn das Publikum zu laut wurde, mit der Faust auf den Tisch und rief: „Stille." Der Verteidiger, dem der Schweiß von der Stirne rann, entwickelte einen Redeschwall, daß das Publikum Mund und Augen aufsperrte. Und das Publikum selbst? Lauter Neger, mit Ausnahme von uns drei Fremdlingen, die bald die Aufmerksamkeit der Schwarzen fast ebenso stark erregten, wie die sechs Angeklagten. Das zarte Geschlecht der schwarzen Einwohnerschaft war sehr zahlreich vertreten und zwar in großer, d. h. ungemein bunter Toilette und fächelte den feuchtglänzenden Gesichtern mit riesigen Fächern Kühlung zu, während die kleinen schwarzen Mädchen, die mit ihren Büchermappen eben aus der Schule gekommen waren und damit den Beweis lieferten, daß auch hierorts für die Entwicklung des Geistes selbst bei Schwarzen das Nötige geschieht, fröhlich mit einander schäkerten. Die schwarzen Herren der Schöpfung aber waren, wie auch die Angeklagten, in Hemdärmeln mit tadellos weißen Hemden; das scheint deren große Toilette zu sein oder ihr Festgewand, und es ließ sich an den fröhlichen Gesichtern wohl erkennen, daß die ganze Verhandlung ihnen für ein Fest galt. So viele ihrer Platz finden konnten, hatten die Fensterstimsen besetzt bei herab-

gelassenen Jalusien, um mehr Luft zu haben und wohl auch deshalb, um des häufigen Hinauslaufens bei ihrem Tabakkauen enthoben zu sein. Es waren gewiß hundertfünfzig schwarze Männer und Frauen in dem Saal beisammen und darum bei der herrschenden Hitze der Geruch unbeschreiblich.

Die sechs Schwarzen waren angeklagt, bei einer Rauferei einen schwarzen Polizeidiener mit Schroten angeschossen zu haben. Ein lautes Verachtungsgeheul erhob sich, als der Angeschossene als Kläger und Zeuge auftrat, und es erforderte die ganze Kraft des Gerichtsdieners, um Ruhe zu „schlagen". Bequem ist es übrigens auch für die Zeugen eingerichtet; sie setzen sich in den Zeugenstuhl, einen drehbaren Lehnstuhl, so daß sie bald nach rechts gegen den Richter, bald nach links gegen den Verteidiger, bald aber ganzum gegen den Angeklagten sich drehen können. Auch die Zeugen erscheinen in Hemdärmeln. Die Verhandlung schien sich durch die Redefertigkeit des Verteidigers endlos hinziehen zu wollen, und da Hitze und Geruch nachgerade betäubend auf uns wirkten, zogen wir bald vor, auf das Resultat einer solchen hochnotpeinlichen Untersuchung zu verzichten. Richter, Verteidiger und der schweigsame Staatsanwalt machten übrigens in ihrem ganzen Benehmen den Eindruck, als ob sie bloß den Schwarzen zu lieb den Lärm und die Aufregung der Verhandlung so lange sich gefallen ließen. Als wir schon weit von dem Gebäude entfernt waren, stieß ein älteres Männchen zu uns und erklärte uns: „Sie waren bei der Verhandlung? Ich sage ihnen, der Polizeidiener hätte die Schrote nicht in die Beine, sondern ein gut Stück weiter obenhinein verdient. Das ist meine Meinung, und ich weiß, auch die des Richters. Wir kennen den Mann."

Am Abend fanden sich die Reisenden auf dem Bahn-

hof wieder zusammen. Wie in allen kleineren Stationen war auch in Fernandina der Bahnhof ein einfaches Bretterhaus. Nur auf den Hauptstationen trifft man Gebäude aus Stein oder wenigstens aus Fachwerk. Diese einfachen Bahnhöfe genügen ihrem Zweck vollständig und wenn sie erneuert werden müssen, sind die Kosten nicht groß.

Die Wartsäle sind auf den Eisenbahnlinien des Südens nicht für alle Passagiere gemeinsam wie im Norden, wo es überhaupt nur Einen Warteraum giebt. Sondern hier sind sie abgeteilt nach der Farbe der Reisenden. Der eine Raum hat die Überschrift „für Weiße", der andere „für Farbige". Eine junge Negerin, allerdings von ziemlich heller Gesichtsfarbe und merkwürdig bunt gekleidet, um ihren Besitzstand anzudeuten, erklärte ihrem Begleiter: „ich bin nicht farbig sondern gelb, und darum gehe ich in den Wartsaal für Weiße," und sie that es auch.

In diesen Südstaaten, den früheren Sklavenstaaten, hat der Neger noch nicht die Stufe in der menschlichen Gesellschaft erreicht, wie in den Staaten des Nordens. In New-York wird sich kein Gast genieren, neben einem Neger an der Tafel des Hotels zu sitzen, vorausgesetzt, daß dieser anständiger Herkunft und Aufführung ist. Im Süden aber dürfte es kein Neger, selbst der reichste nicht, wagen, sich unter die weißen Gäste in einem Hotel zu mischen. Dagegen wird man überall, in Gasthäusern, Barbierläden u. s. w. nur von Negern bedient. Wie auf den Bahnhöfen, so ist es gerade auch in den Wirtschaften. Auch sie haben besondere Abteilungen für Weiße und für Farbige. Trotzdem schon die dritte Generation seit der Sklavenbefreiung da ist, verachtet der Weiße des Südens den Neger noch ebenso wie zur Zeit der Sklaverei, und daran vermag die Gesetzgebung, die dem Neger dieselben Rechte und Freiheiten einräumt wie dem Weißen, nichts

zu ändern. In den Eisenbahnwagen selbst ist diesen Verhältnissen Rechnung getragen, indem für die Neger wieder ein ganz besonderer Wagen mitgeführt wird; in den Wagen der Weißen darf höchstens ein schwarzes Kindermädchen mit ihrer Herrschaft sitzen. Selbständig reisende Neger gehen ganz von selbst in den „Wagen für Farbige". Selbst ein schwarzer Geistlicher, den ich mehrmals auf der Eisenbahn an der Küste von Florida hin- und herfahrend traf, mußte sich zu seinen Mitfarbigen setzen, so groß sonst das Ansehen und die Achtung ist, die dem Geistlichen von der ganzen Bevölkerung entgegengebracht wird. Die Neger sind eben nicht ebenbürtig. Wann sie das da unten im Süden werden, oder ob sie es überhaupt einmal werden? wer will das sagen. So lange freilich durch die eben genannten Unterscheidungen überall auf die Trennung der Farbigen offiziell gedrungen wird, so lange wird von einer Höherstellung des Negers in der Gesellschaft nicht die Rede sein können.

In einer halben Stunde brachte uns der Zug nach Julee, wo wir umsteigen und den von New-York kommenden Zug abwarten mußten, da der unsrige nach dem Westen von Florida zur Hauptstadt Talahassee weiterging. Es war nicht gerade angenehm, 1½ Stunden auf dem kleinen Bahnhof mitten im Wald warten zu müssen, zumal außer uns nur noch einer der Passagiere von New-York vorhanden war, der Spanier, der nach Jacksonville wollte.

Also Zeit genug hatten wir, die Sehenswürdigkeiten von Julee zu betrachten, die allerdings bald gezählt waren und nur aus dem Stationsmeister und seinen Schweinen bestanden. Der Stationsmeister war ein unförmlich fetter Mensch, der hemdärmelig in seinem Schaukelstuhl auf dem Bahnsteig lag und auch bei der Ankunft des Zuges nicht zum Aufstehen aus seiner bequemen Lage zu veranlassen

war. Er erzählte allerlei kleine Geschichten, über die er selber am meisten lachte, so daß Mann und Stuhl in Bewegung kamen, und ließ sich seine nie ausgehende kurze Pfeife von den Reisenden willigliche füllen. Am Tabak konnte er erkennen, woher der betreffende Reisende kam. Im Gegensatz zu ihrem Besitzer waren die Schweine unendlich mager. Es ist überall dasselbe Schwein, pechschwarz und wildlebend, das man über ganz Florida verbreitet findet. Gefüttert werden diese Schweine nie, sie suchen sich auf Meilen im Umkreis was sie zu fressen finden können, und fressen alles, was sie antreffen, ob Pflanzen oder Tiere, besonders auch Schlangen, von denen sie die Köpfe säuberlich liegen lassen. Wir fanden später bei einem Nachbar, der auch solche Schweine hielt, mehrere Klapperschlangenköpfe, welche die Schweine übrig gelassen hatten. Abends stellen sich die Tiere in der Nähe der menschlichen Wohnungen ein. So war es auch auf dem Bahnhof in Julee und es schien, als ob die Borstentiere zur Gesellschaft gehörten, wenigstens jagte sie niemand vom Bahnsteig weg, und der Bahnhofvorstand ließ sich als selbstverständlich von ihnen in aller Freundschaft beschnüffeln. Als der Zug kam, zogen sie sich ruhig in den Sumpf zurück. Und sumpfig war es um den Bahnhof her. Es hatte tüchtig geregnet in der Gegend und alle Vertiefungen in dem Sandboden des niederen Waldes waren mit Wasser angefüllt, in dem die Frösche ihr Abendkonzert gaben, das erst verstummte, wenn eines der Schweine sich in den Wassertümpel stürzte.

Schon in Julee konnten wir uns davon überzeugen, daß es an den Bahnlinien im wenig bevölkerten Süden Stationen giebt ohne Ortschaften, die dazu gehören würden. Weit und breit war kein Wohngebäude zu erblicken, aber auch kein Weg, der zu irgendwelchen menschlichen Woh-

nungen hätte führen können. Der Stationsmeister und ein Gehilfe wohnen einsam im Bahnhof, besorgen die amtlichen Geschäfte und kochen und waschen für sich selbst. Der weiblichen Hilfeleistung muß man entraten. Es hält es übrigens kein Mensch dort für eine Schande, solche Verrichtungen zu besorgen, die sonst ausschließlich als ins Gebiet der weiblichen Berufsthätigkeit gehörend angesehen werden.

Der Schnellzug von New-York hielt und wir stiegen ein. Aber wie sah es aus in dem Wagen! Alles dick mit Sand und Staub bedeckt! Die Reisenden schienen alle gleichmäßig grau uniformiert; auf den schmalen Fenstersimsen und auf den Sitzpolstern lag der Staub zolldick. Nun, wir säuberten so gut es ging und setzten uns ans Fenster; in einer Viertelstunde waren wir ebenfalls mit Staub überzogen! Da der Zug rasend schnell dahinfährt, die Linie aber ganz auf Sand gebaut ist, so wirbelt es den Sand zu dichten Wolken um den Zug her auf, und derselbe bringt durch alle Öffnungen ein in einer Weise, daß z. B. die Haare auf dem Kopf ganz dick damit bedeckt werden. Am meisten Mitleid hatte ich mit zwei ganz kleinen Kindern, die auf den Sitzbänken schliefen, allerdings mit einem Schleier zugedeckt, aber doch im Gesicht voll Sand.

Es war gut, daß die nächtliche Fahrt nicht mehr zu lange währte. In einer Stunde war das Endziel unsrer heutigen Fahrt und zugleich der Ausgangspunkt für unser ferneres Unternehmen, Jacksonville, erreicht. Wir waren nunmehr etwa 350 Stunden von New-York nach Süden gefahren, vom 41° zum 31,5° nördlicher Breite und befanden uns also in der subtropischen Zone.

10. Kapitel.

Jacksonville. Nordflorida und seine Merkwürdigkeiten. Der Millionär Flagler. An der Pforte nach Florida.

Der elektrisch beleuchtete Bahnhof gewährte einen prächtigen Anblick. Erst vor etlichen Monaten war derselbe dem Verkehr übergeben worden. Acht verschiedene Eisenbahnlinien gehen von Jacksonville nach allen Richtungen aus und es war daher wünschenswert, für alle diese Linien einen Zentralbahnhof zu bekommen, der denn auch in großen Verhältnissen gebaut ist und allen Anforderungen entspricht. Aber selbst in einem solchen Zentralbahnhof würde man vergeblich nach irgendwelchen Restaurationsräumen suchen. Alles was zur Bequemlichkeit des Reisenden in dieser Beziehung vorhanden ist, besteht in einem Trinkbrunnen, dessen Wasser beinahe dieselbe Temperatur aufweist, wie die Luft, also mehr als lau ist.

Es war 10 Uhr abends, als wir in Jacksonville ankamen. Vor dem Bahnhof bestiegen wir die elektrische Straßenbahn und fuhren an einem Hotel vor, das uns der Spanier auf unserem Schiff empfohlen hatte. Die Frage der Hotelvorsteherin, ob wir teuer oder wohlfeil untergebracht sein wollten, beantworteten wir im letzteren Sinn und bekamen ein großes Zimmer mit zwei riesigen Betten nebst den allernotwendigsten Möbelstücken. Neu für uns waren die Moskitogitter an den Fenstern und die Moskitonetze, die über jedes Bett bis auf den Boden herabhingen, um diesen lästigen Stechfliegen das Eindringen zu verwehren. Auf diese Weise hört man wohl ihr aufregendes Singen im Dunkel der Nacht, man ist aber auch gewiß, daß sie ihre Quälereien nicht ausüben können. Nur darf das Netz auch nicht die geringste Öffnung haben,

denn diese Tierchen haben einen ganz merkwürdig feinen Instinkt, selbst das kleinste Löchlein ausfindig zu machen, und dann ist es mit Ruhe und Schlaf vorbei.

Wir hatten im Lauf des Mittags und Abends ordentlich Hunger bekommen und gedachten nun, denselben im Hotel in aller Ruhe zu stillen. Allein wir konnten nichts erhalten. Außer den regelmäßigen Mahlzeiten, hieß es, nämlich Frühstück, Mittagessen und Abendessen zu den bestimmten Stunden, sei nichts zu haben. Eigentümliche Verhältnisse, und sehr peinlich für Ankömmlinge aus Europa, wo man etwas ganz anderes in einem Hotel gewöhnt ist! Wenn wir noch etwas essen wollten, wurde uns geraten, dann sollten wir eine Strecke weiter die Straße hinuntergehen, wo wir auf eine Restauration stoßen werden. Man macht auf den Reisen in Amerika immer wieder die Erfahrung, daß das leibliche Wohlbehagen Nebensache ist und man lieber hungert und dürstet gegenüber dem Vorteil, in größtmöglicher Schnelligkeit von einem Ort zum andern und somit auch an seinen Bestimmungsort zu gelangen, wo dann dem Schaden wieder in aller Gehörigkeit abgeholfen werden kann. Wem seine Mittel es erlauben, der benützt die Züge mit Restaurationswagen. Und eine andere Erfahrung amerikanischen Lebens ist die, und zwar eine sehr vernünftige und gesunde, daß man an drei Mahlzeiten im Tag vollständig genug hat. Wir konnten im Laufe der Zeit dieser Lebensweise unsren vollen Beifall zollen.

Wir folgten der Weisung und gingen in die Restauration, und siehe da, sie gehörte einem Deutschen! Ja, dem blonden, kugelrunden Männchen konnte man den Deutschen auf den ersten Blick ansehen. In seiner hellen Freude, einmal richtige Deutsche und Landsleute bei sich zu haben, wußte der gute Mann nichts besseres zu thun,

Jacksonville mit der Eisenbahnbrücke.

als sein Orchestrion in Gang zu setzen, so daß bei dem gewaltigen Lärm, den das Ding in dem kleinen Raum machte, die Unterhaltung eine recht unbequeme wurde. Wie wir von ihm hörten, gefiel es ihm nicht im Süden und er strebte wieder nach einem Platz im Norden. In der That, als ich nach zehn Monaten auf der Heimreise noch einmal dort einsprach, war das Geschäft in andern Händen. Bei einem Schinkenbrot und Glas Bier konnten wir uns wieder erquicken, und es war das letzte Glas Bier, das wir für die nächsten neun Monate erhalten sollten.

Wir schliefen gut und hatten am Morgen noch Zeit, uns die Stadt ein wenig anzusehen, soweit es der öfters einsetzende Regen zuließ. Eine höchst löbliche Gewohnheit in Stadt und Land ist es übrigens, mit Sonnenaufgang aufzustehen und um neun Uhr Abends sich niederlegen. Deren sind überall wenige, die die Nacht zum Tag machen.

Jacksonville ist das Thor, durch das man Florida betritt. Was die Eisenbahn in Bezug auf Entwicklung eines Ortes mit sich bringen kann, dafür giebt Jacksonville ein sprechendes Zeugnis. Während früher in der kaum 80 Jahre alten Stadt nur etliche Hundert Einwohner zu zählen waren, hat sich die Zahl derselben, seitdem die verschiedenen Bahnlinien dort zusammentreffen, auf 35000 gehoben und Jacksonville ist die bevölkertste Stadt Floridas geworden. Es war in früheren Jahren so, daß die Heilungsbedürftigen aus dem Norden bis Jacksonville kamen und daß nur wenige sich der beschwerlichen Weiterreise zu Wasser oder Land bis hinab nach St. Auguſtine unterzogen. Jetzt haben alle, die die verschiedenen Eisenbahnlinien im Norden, Westen und Süden von Florida benützen wollen, in Jacksonville Halt zu machen, können aber auch aufs bequemste an den Ort ihrer Bestimmung gelangen.

Die Stadt liegt am nördlichen Ufer des breiten

St. Johns-Flusses, etwa acht Stunden vom Meer entfernt. Doch kommen die größten Schiffe den Fluß herauf in den guten, durch ein Fort gedeckten Hafen der Stadt. Hier ist alles nach der neuesten Mode und nach den neuesten Errungenschaften gebaut und eingerichtet. Man sieht es aber den Häusern schon von außen an, daß sie auf Spekulation in der größten Eile und mit möglichst geringen Kosten erbaut worden sind. Den Eindruck des Soliden machen nur einige große öffentliche Gebäude und zwei Hotels. Die Häuser sind meist einstockig. Zwischen den neuen Gebäuden trifft man noch allenthalben die elendesten Negerhütten, die noch auf gute Käufer warten. Mehr als zwei Drittel der Einwohner sind Neger, deren Zahl im Verhältnis mehr und mehr abnimmt, je weiter man nach dem Süden kommt.

Wundervoll machen sich die Alleen von großen, immergrünen Eichen, die oben über dem Weg zusammenragen gleich einem riesigen Dom, und die mit dem langen, grauen Moos (Tillandsien) wie mit ungeheuren Guirlanden behangen sind; wenn ein Lüftchen geht, so wogen sie sanft und leise hin und her, und obgleich sie nur mit Einem Würzelchen am Baumast sich festhalten, trotzen sie doch dem stärksten Sturm, ohne abzufallen. Schön sind auch die öffentlichen Anlagen mit ihren subtropischen Bäumen, Sträuchern und Blumen, von denen immer eine Anzahl in Blüte steht und einen herrlichen Wohlgeruch verbreitet. Aber abscheulich sind die Straßen! Nach jedem Regenschauer muß man bis an die Knöchel im Wasser waten und stampft manchmal noch tiefer hinein, wenn der Fuß gerade in ein unsichtbar gewesenes Loch gerät. Die Einwohner scheinen sich nicht viel daraus zu machen und so viel ist sicher, man ist bald wieder trocken und da überall weißer Sand liegt, wird man nicht weiter schmutzig. Mit

ungeheurem Wohlbehagen rollt sich die schwarze Jugend von den oft recht hohen Fußsteigen herunter in Sand und Wasser der Straßenkandel, während die Alten mit ihren kurzen Pfeifen im Mund stolz die Leistungen ihrer Nachkommenschaft bewundern. Gerade der Teil der Stadt, der um den neuen Bahnhof liegt, ist der älteste und schmutzigste, und man hat ein gut Stück auf der einzigen Hauptstraße zu gehen, bis das Stadtbild sich ändert und der Eindruck ein besserer wird.

Mehrere große Kirchen schmücken die Stadt, stillos erbaut, den Katholiken, Methodisten und Episkopalen gehörend. Dagegen soll es keine Juden in Jacksonville geben. An ihre Stelle sind die Neger getreten, die in ihren Buden alles Mögliche und Unmögliche zusammenhäufen und auch die Geschäfte von Pfandverleihern besorgen. Sehr wohlthuend war es, daß wir bei unsern Gängen am späten Abend nirgends auf einen Betrunkenen stießen, obgleich die Straßen in der angenehmen Kühle noch recht belebt waren von Besuchern des Theaters und der Konzerte. Das Gesetz über den Verkauf der Getränke wirkt eben doch segensreich. Ein eigentlicher Temperenzstaat ist ja Florida nicht; allein die Regierung hat auf die Konzession zum Ausschank von Bier und Spirituosen eine jährliche Abgabe von 4000 Mark gesetzt. Das hat zur Folge, daß nur wenige Wirtschaften und auch diese nur in größeren Plätzen überhaupt bestehen können.

Ganz neu und ungewohnt, aber auch recht unangenehm war uns der Anblick der männlichen und weiblichen Stutzer der schwarzen Bevölkerung, wie sie eben aus dem Theater nach Hause gingen. Man muß sich wahrlich erst gewöhnen an solch grellen Aufputz des menschlichen Körpers mit schwarzem Gesicht. Besonders die Männer in schwarzen Fräcken und Cylindern mit weißen Handschuhen und Kra-

vatten gewähren einen geradezu lächerlichen Anblick. Ich hatte auch immer den Eindruck, namentlich wenn nur ein einzelner uns begegnete, als fühle er selbst sich nicht ganz wohl in dem Gewand, das er trug; die ganze Haltung und Bewegung, wie auch die Augen und Mienen schienen diese Unsicherheit zu verraten. Besser weiß sich der weibliche Teil in seine Rolle zu finden, wenn das nötige Geld vorhanden ist. Allerdings nimmt sich das amerikanische Geldprotzentum in seiner ekelhaften Aufdringlichkeit noch viel ekelhafter aus bei dieser schwarzen Rasse, zumal wenn diese schwarzen Schönen ihre weißen Mitschwestern auch darin nachahmen, daß sie an jedem Finger einen oder zwei Ringe zur Schau tragen. Es ist übrigens erstaunlich, wie viele wohlhabende, ja reiche Neger es in Jacksonville giebt. Jedenfalls ist es auch ein Beweis von Fleiß und Sparsamkeit.

In Jacksonville öffnet sich das Land und der reiselustige Fremdling kann mit Leichtigkeit die verschiedensten Gegenden der Halbinsel aufsuchen, je nachdem der Zweck seiner Reise Erholung oder Arbeit, vorübergehender Aufenthalt oder dauernde Ansiedlung ist.

Was Florida besonders interessant macht, ist der Umstand, daß das Land seiner Bildung und Entstehung nach das neueste ist von allen Gebieten des nordamerikanischen Kontinents, ja daß die Landbildung im Süden und Südosten noch nicht vollendet, sondern in steter, bemerkenswerter Entwicklung begriffen ist. Wir selbst konnten z. B. an der Ostküste des Landes unsrem Wohnsitz gegenüber im Lauf von neun Monaten den Fortschritt ganz deutlich beobachten, den das Land dem Meer entlang machte. Nicht bloß hatten sich die Dünen und Sandbänke nach jeder größeren Flut verändert, sondern die Erhöhungen des Landstreifens an der Küste und seine Breite nahmen mehr und

mehr zu, wenn es zunächst auch nur Sand war, der diese Landvergrößerung herbeiführte. Aber eben auf diese Weise ist ja die ganze Halbinsel Florida erst entstanden.

Vom Alleghany Gebirge in den Karolinastaaten zieht sich dessen neueste Formation, die Kreide und Tertiärschicht, hinab nach der Ostküste jener Staaten, an denen wir mit dem Schiff vorbeigefahren waren; aber ebenso auch nach dem Süden zu, um da bis zum 28° nördl. Breite, also bis zur Hälfte von Florida, gleichsam den Rückgrat dieser Halbinsel zu bilden. So weit läßt sich bis zu einer höchsten Erhöhung von 60 Metern über dem Meer der durchlässige Kalkstein und der lockere Sandstein als Grundlage für den darüber liegenden Humus nachweisen. Von dieser Erhebung in der Mitte des Landes findet nach beiden Küsten im Osten und Westen eine Neigung bis zum Meer statt; im Westen ist diese Neigung steiler und schneller, nach Osten aber bildet sie einen manchmal mehr als 60 Kilometer breiten Strich Land, das aus bis 1½ Meter tiefem Quarzsand mit einer dünnen darüber gelagerten Humusschichte besteht. Unter diesem Sandboden, also unter dem Meeresniveau stößt man überall auf die sogenannte Coquina, d. h. einen Muschelkalk nachtertiären Alters, der in den Städten zum Bau der Häuser Verwendung findet.

Dieser Bodengestaltung verdankt der Norden von Florida seine Merkwürdigkeiten, die jedes Jahr eine große Menge von Reisenden in jene Gegenden herbeilocken.

Es ist dort häufig der Fall, daß klare Süßwasserflüsse mit Einem Mal in einer unterirdischen Höhle verschwinden, wie umgekehrt, daß schiffbare Flüsse mit allen ihren Bewohnern, Fischen, Schildkröten und Alligatoren aus irgend einem Loch der Erde hervorstürzen. Solche Quellen im Großen sind höchst sehenswert.

Zu diesen Flüssen gehört der Wakully, dessen Quelle

einen Durchmesser von 30 Metern hat und dessen Tiefe beim Ursprung noch nicht gemessen werden konnte. Sein Wasser ist vollkommen klar und von tiefblauer Farbe; unzählige Fische tummeln sich in seiner Quelle.

Ein anderer Fluß, der Chipola, zeigt eine andre Szenerie. Auch er schießt und zwar aus der Seite eines kleinen Hügels, mit ungeheurer Gewalt zwischen zwei Felsen hervor. Die Mündung ist 10 Meter breit und 3 Meter hoch und sogleich bildet sich der Fluß mit 3 Meter Tiefe, und 30 Meter Breite, ein Beweis für die gewaltige Stärke seiner Quelle. Das Wasser beim Austritt aus der Erde wirkt wie ein Prisma, indem bei Sonnenschein alle Gegenstände in demselben gesehen, sämtliche Farben des Regenbogens wiederspiegeln.

Solcher Quellen giebt es eine Menge, besonders dem Lauf des St. John entlang. Sie können erinnern an die Donauquelle in Donaueschingen oder an das Verschwinden des Donauwassers bei Tuttlingen und dessen Erscheinen als Aach bei Singen. Manche der Quellen sind mineralhaltig, teils kalt, teils warm, mit Eisen, Schwefel, Vitriol.

Eine ganz besonders merkwürdige Quelle befindet sich mitten im Meer zwei Kilometer von der Insel Anastasia in der Nähe von St. Augustine an der Ostküste. Auf einem Raum von etwa 30 Meter Durchmesser fängt das im Unterschied vom Meerwasser dort vollständig gelbe Wasser an zu wallen und zu brausen, als würde es kochen. Es ist warm und süß. Die Tiefe beträgt 40 Meter, mehr als der umliegende Meeresgrund.

Auch an schönen Höhlen fehlt es im Norden von Florida nicht. Nur Eine soll hier erwähnt sein, die Arch-Höhle in der Grafschaft Jackson. Unter einem Kalkfelsen öffnet sich ein Gang etwa 2 Meter hoch und 10 Meter weit, der langsam 25 Meter hinabführt zu einer 30 Meter

weiten und 15 Meter hohen Höhle. Ein tiefer Kanal mit klarem kaltem Wasser fließt durch und verschwindet unterirdisch am andern Ende, wo die Höhle abbiegt und sehr enge wird. Nach etwa 60 Metern kommt man über einen zweiten, ziemlich großen Fluß, der mit Fischen wimmelt. Wieder macht der Gang eine Wendung und man steht in einer 30 Meter langen Halle, von der die schönsten Stalaktiten herabhängen, während mehrere Säulen die Halle stützen. Myriaden von Fledermäusen haben sich an der Decke niedergelassen und wenn man mit den Lichtern erscheint, entfliehen sie mit einem Geräusch, das einem starken Wind vergleichbar ist. Noch weiter führt ein Gang, schmal und gewunden, in eine zweite Halle, in der aber ein See das weitere Vordringen unmöglich macht.

Daß auch im Süden der Boden voll von unterirdischen Löchern und kleinen Höhlen ist, erfuhren wir beim Bohren eines artesischen Brunnens, indem der 15 Fuß lange Bohrer, nachdem er einen Fuß durch Felsen gedrungen war, auf einmal so schnell versank, daß man ihn kaum noch ergreifen und retten konnte.

Landschaftlich bietet der Norden schon wegen des Hügel- und Flußlandes größere Reize als der Süden. Zu den schönsten Gegenden gehört das Land rings um die Hauptstadt Tallahassee, die im Jahr 1824 gegründet, heute erst etwas über 3000 Einwohner zählt. Schon die Indianer gaben dem Land dort den Namen Tallahassee d. h. Schönes Land. In der Nähe befindet sich die Murat-Farm, ein sehr schönes Landgut, das von dem Sohn des Lieblingsgenerals Napoleons I., Murat, dem nachmaligen König von Neapel, angelegt wurde, wo der Prinz seine letzten Lebensjahre zubrachte und wo auch seine Witwe lange nach ihm starb. Beide sind neben einander auf den Kirchhof der Episkopalen in Tallahassee beerdigt.

Der ganze Norden von Florida ist sehr ergiebig an Bodenprodukten aller Art, besonders an Korn, Reis, Zuckerrohr und Tabak. Was diesem Teil der Halbinsel ganz eigenen Wert verleiht, das sind die ungeheuren Lager von phosphorsauren Salzen, die in verschiedenen Formen, teils weich oder hart, teils als phosphorsaurer Kalkstein oder als Knochen untergegangener Tiergeschlechter gefunden werden. Die Industrie hat sich der Sache bemächtigt und besonders in Jacksonville sind eine Menge Fabriken errichtet worden, in denen die Stoffe zu Dungmitteln verarbeitet und überallhin, namentlich auch nach Europa verfrachtet werden. Diese Dungmittel oder „Fertilizer" spielen bei allen Pflanzen in ganz Florida eine große Rolle. Welche Art von Fertilizer für das betreffende Land die geeignetste ist, kann der einzelne Farmer oft schwer bestimmen; da geht die Regierung mit unentgeltlichem Rat und jeder Auskunft bereitwilligst an die Hand. Wenn nicht so viele Fälschungen in den Fabriken vorgenommen würden, dann wäre alles gut und recht; aber wie es leider ist, erhält man nur zu oft wertloses Zeug für gutes Geld. Denn teuer sind die Dungmittel alle, besonders nachdem sich auch eine Monopolgesellschaft zum Zweck der Herstellung derselben gebildet hat.

In Jacksonville wollten wir uns nicht länger als nötig war aufhalten, sondern den Zug nach dem Süden sogleich benützen. Es geht nämlich auf dieser Linie überhaupt nur Ein Zug im Tag hin und einer zurück, so daß wir hätten noch eine Nacht in Jacksonville bleiben müssen.

Die Eisenbahnlinie, die wir benützen mußten, heißt die East-Coast (Ostküste) Linie; sie führt von Jacksonville nach Miami 125 Stunden lang meist am Ozean hin. Es ist das so ziemlich die ganze Länge von Florida, das mit seinen 147000 Quadratkilometer., etwa 1/4 der Größe von

Deutschland, doch nur etwas über 300000 Bewohner hat, darunter sich 130000 Farbige, Neger und Indianer, befinden. Die letzteren lassen sich nur schätzen, nicht zählen, da sie nirgends dauernd ansäßig sind und in ihre eigentlichen Niederlassungen niemand einzudringen wagt. Es mögen ihrer etwa 2000 sein.

Der Besitzer der Eisenbahn ist H. M. Flagler, der Petroleummillionär, der vor Jahren mit etlichen anderen, darunter der jetzige Milliardär Rockfeller, nach Petroleum grabend in den Besitz solch ergiebiger Quellen gelangte, daß sein Reichtum von selbst in stetem Wachstum begriffen ist. Er kam auf den Gedanken, auch den Osten von Florida dem Verkehr zu erschließen, nachdem der Norden und Westen bereits seit Jahren dem Eisenbahnverband des Nordens angegliedert war. Vor vier Jahren ist die Bahn fertig geworden. Damit hat denn auch die Zahl der Bewohner in manchen Grafschaften rasch zugenommen. Z. B. in der Grafschaft Dade, wo wir hinreisten, betrug die Einwohnerzahl auf 7000 Quadratkilometern vor ganz kurzer Zeit 127, während heute allein der Hauptort der Grafschaft, Miami, schon über 3000 Seelen zählt.

Da jede Eisenbahngesellschaft beim Bau einer Bahnlinie vom Staat teils bares Geld, teils Ländereien links und rechts von der Bahnstrecke zugewiesen bekommt, so ist es nicht so schwierig und kostspielig eine Bahn herzustellen, zumal wenn sie, wie die an der Ostküste von Florida, nirgends einen Tunnel nötig hat und ganz in Sand gebettet werden konnte ohne irgendwelche nennenswerte Steigung. Das einzige, was größere Kosten verursachte, waren die zahlreichen Brücken zum Teil über sehr breite Flüsse; allein sie wurden höchst einfach und darum entsprechend wohlfeil hergestellt.

Drei Kilometer links und rechts von der Bahnlinie

bis nach Miami hinunter gehört das Land der Eisenbahngesellschaft unter Flaglers Vorsitz. Ein Teil dieser bildete sodann eine besondere Gesellschaft, die dieses Land zu verwerten, zu annehmbaren Preisen zu verkaufen und so Ansiedler in die Gegend zu bringen sucht. Dieser Gesellschaft gehörte auch der Grund und Boden, auf dem wir uns ansiedeln wollten. Die Hauptagentur dieser über Millionen von Morgen verfügenden Gesellschaft ist in St. Augustine; es war aber natürlich, daß sie auch in Jacksonville, dem Haupteingangsthor, eine Agentur besaß. Wir gingen hin und erfuhren dort, daß der Hauptagent, dem unser Kommen gemeldet war, von St. Augustine heraufgefahren sei, uns zu empfangen; da er sich aber verspätete, konnte ich ihn leider nicht mehr sehen. Wir hatten nur noch Zeit, die Fahrkarte für die Bahn uns geben zu lassen und freie Lieferung unsrer großen Gepäckstücke bis nach Fort Lauderdale, unsrem Endziel, herauszuschlagen, und dann eilten wir zum Bahnhof.

Gewitzigt durch das Hungerleidenmüssen unterwegs versahen wir uns in verschiedenen Läden mit Brot und Fleischwaren und verließen Jacksonville um ½10 Uhr Morgens, um nun vollends den letzten Teil der Reise zurückzulegen und den Ort zu erreichen, in dessen Nähe unsre Niederlassung sein sollte. Übrigens von einer Stadt Dresden wußte man weder auf dem Bahnhof noch im Bureau der Landgesellschaft etwas; wir dachten aber, wir würden es schließlich doch auffinden.

Der Zug besteht jahraus jahrein aus sechs Wagen, nämlich zwei Gepäckwagen, einem Pullmanschlafwagen, einem Wagen für Neger, einem Rauch- und einem gewöhnlichen Wagen für Weiße und man kann, wie in Württemberg, durch den ganzen Zug gehen. Die Wagen, besonders aber die Lokomotive stehen sehr hoch über den Schienen. Unter-

wegs erst sollte uns der Zweck davon klar werden. Man fährt nämlich bei den häufigen und gewaltigen Regenschauern, ganz besonders aber während der Regenzeit (Juli bis September) an manchen Strecken 1—2 Fuß im Wasser; die Höhe der Räder verhütet die Gefahr, daß das Feuer unter dem Dampfkessel erlischt und in die Wagen eindringt. Daß eine solche Fahrt durchs Wasser, und das oft mehrere Kilometer weit, angenehm wäre, läßt sich nicht behaupten.

Ich muß sagen, das Herz schlug uns allen schneller, als wir den Eisenbahnwagen betraten. Die letzte Strecke sollte vollends gemacht werden, nachdem wir bereits seit Wochen unterwegs gewesen waren. Immer weiter weg war es gegangen von der deutschen Heimat; allein man hatte dabei weder Zeit noch Lust, sich in die neuen Verhältnisse genauer hineinzudenken. Nun aber, da wir in 12 Stunden am Ziel sein und dem Neuen geradezu ins Auge sehen sollten, da konnte man eine gewisse Bangigkeit nicht unterdrücken. Was so oft und genau überlegt, besprochen und geplant worden war, sollten wir in Kürze sehen und mitten hinein versetzt sein. Wie würde es ausfallen? Es wird nicht zu leugnen sein, daß das Ganze ein großes und am Ende auch gewagtes Unternehmen war, das sich ja erst jetzt abzuwickeln beginnen sollte. Aber ich glaube ehrlich sagen zu können, daß noch kein Ansiedler in Florida mit so bescheidenen Ansprüchen und nüchternen Erwartungen denselben Weg hinabgefahren ist, wie wir drei Neuankömmlinge, die nur mit dem Allernotwendigsten ausgerüstet an die Gründung eines neuen Heims in wildfremdem und unkultiviertem Land gehen wollten. Daß es gut sei, dem Kolonialfieber einen Dämpfer aufzudrücken und die überschwenglichen Schilderungen von Pastor Pohle über den paradiesischen Zustand des Landes recht erheblich zu vermindern, darüber waren wir uns schon in Deutsch-

land klar, und der Fortgang dieser Aufzeichnungen wird es zeigen, wie recht wir hatten, die ganze Sache von einem möglichst nüchternen und prosaischen Standpunkt aus zu erfassen. Daher fuhren wir denn auch getrosten Mutes dem Süden zu und konnten uns trotz manches bänglichen Gedankens doch freuen auf das, was alles kommen sollte. Meine Söhne hatten den festen Willen, ihren Mann da zu stellen, wo wir den Platz für sie und ihren Wirkungskreis gesucht hatten. Dessen waren wir uns allerdings von Anfang an vollkommen klar, daß wir von Kultur und Zivilisation Abschied zu nehmen hatten; das war schon auf der seitherigen Reise Stück für Stück geschehen und der bevorstehende völlige Abbruch hatte nichts Schreckliches für uns. Allein so war denn doch die Sache nicht, daß es über dem Eingangsthor nach Florida hinein geheißen hätte, wie bei Dante über der Thüre zur Hölle:

„Die ihr hier eingehet, lasset alle Hoffnung hinter euch!"

Nein, gerade Hoffnung konnten wir mitnehmen, Hoffnung, mit Gottes Hilfe in treuer Arbeit und gewissenhafter Anwendung auch der geistigen Kräfte, die ja im Vaterland ihre Ausbildung hatten finden dürfen, voran zu kommen und eine Heimat zu finden, in der es einem wohl wäre. Würde aber diese Hoffnung versagen, so sollte die Schuld nicht auf unsrer Seite liegen und es würde jedenfalls sich ein Ausweg finden und ein Übergang in andere Verhältnisse, in einem Lande, wo ein Wechsel in beruflicher Stellung nicht ungewöhnlich ist und nicht schwer genommen wird.

11. Kapitel.

In 12 Stunden durch Florida. Amerikanische Eisenbahnen. Wasser und Land. St. Auguſtine einſt und jetzt. Tropiſche Landſchaft. Palm Beach. Der Agent.

Der Tag ließ ſich ſchön an und das übt ſtets eine gute Wirkung aufs Gemüt, beſonders auf der Reiſe. Die Sonne ſchien prächtig und ein angenehmer Wind vom Meer herüber brachte erwünſchte Kühlung während der ganzen, langen Fahrt. Daß man im Wagen recht bequem ſitzen konnte, trug auch dazu bei, die Stimmung in behaglicher Höhe zu erhalten.

Das muß man den Amerikanern laſſen, ihre Eiſenbahnwagen ſind äußerſt angenehm gebaut und eingerichtet. Es giebt nur eine Klaſſe für alle Reiſenden. Dieſe entſpricht der beſten zweiten Klaſſe in Deutſchland, nur ſind die Wagen bedeutend höher, alſo heller und luftiger gebaut. Die Sitze ſind breit und gut gepolſtert; die Doppelfenſter erlauben jedem Reiſenden freien Ausblick. In jedem Wagen befindet ſich ein Toilettenzimmer, das bei dem greulichen Staub und Sand ſehr notwendig iſt. Herrlich iſt bei der großen Hitze der Eiswaſſerbehälter, der ſich ſtets großen Zuſpruchs erfreut; auf den größeren Stationen wird immer wieder friſches Eis nachgefüllt. Die Wagen ſind durchgehend und ſehr lang. Die Fahrkarten berechtigen für alle Züge und koſten per Kilometer 8—16 Pfennig. Da die Bahn von Jackſonville nach Miami ohne Konkurrenz iſt, ſo hat ſie die höchſte Taxe für das Billet. Wer noch nobler reiſen will, der kann die Pullmanſchen Speiſe- und Schlafwagen benützen, die alles bieten, was man an Bequemlichkeit wünſchen kann. Man ißt in ihnen vortrefflich und ſchläft ausgezeichnet. Der Preis in dieſen Wagen erhöht ſich per Kilometer um 3—5 Pfennig. Die

gewöhnlichen Züge, wie der unsrige einer war, legen in der Stunde 50—70 Kilometer zurück, Schnellzüge aber zwischen 80 und 90 Kilometer. Der Zug wird von zwei Mann bedient, von denen einer die Passagiere, der andere das Gepäck besorgt. Die Hauptarbeit liegt auf dem Lokomotivführer, der darum fortwährend seine große Glocke über der Lokomotive in Bewegung setzt, wenn er in eine Station einfährt, oder wenn der Zug wieder weiterfahren soll. Gepfiffen wird nur weit draußen vor einer Station als Frage, ob Reisende einsteigen wollen oder nicht. Auf den meisten Bahnhöfen unsrer Linie giebt es nämlich keine Stationsmeister, weil der geringe Verkehr die Kosten nicht decken würde. Man stellt sich bei Tag auf die Schienen, wenn man den Zug pfeifen hört und winkt mit dem Taschentuch, bis noch ein Pfiff ertönt, der anzeigt, daß man gesehen worden sei und daß angehalten werde. Bei Nacht benützt man eine Laterne, falls eine zur Verfügung steht, oder aber eine brennende Zeitung, um den Zug zum Halten zu bringen. Das Fahrgeld bezahlt man dann dem Schaffner im Zug. Läßt man sich von diesem keine Karte für das Geld geben, so unterschlägt er es in der Regel in seine Tasche, da eine Kontrole nicht vorhanden ist. Bahnwärter giebt es auf der 125 Stunden langen Bahnlinie keine. Dagegen ist die Bahn an solchen Strecken, wo viel Vieh in der Nähe weidet, auf beiden Seiten mit einem Draht eingesäumt, um dem Vieh, und weiter im Süden auch dem Wild den Zugang auf das Geleise zu wehren. Wenn sich aber dennoch häufig genug allerlei Tiere auf die Bahn verirren, so werden sie von dem riesigen Fänger vorne an der Lokomotive aufgenommen und auf die Seite geworfen. Eine gewaltige Laterne oben am Kamin der Lokomotive läßt den Führer die Linie auf große Entfernung hin klar übersehen.

Die Schwellen des Bahnkörpers sind einfach in den Sand gebettet. Vor Fäulnis werden sie dadurch bewahrt, daß sie zuvor mit einer Flüssigkeit, die hauptsächlich Terpentin enthält, durchtränkt werden. Übrigens ist ein solcher Unterbau sehr solid. Der kompakte Sand läßt ein Weichen oder Sinken der Schwellen nicht zu. Da in Florida keine Steinkohle, wohl aber Holz in Menge vorhanden ist, so wird die Lokomotive mit dem Holz der Pechtanne geheizt. Rauch und Qualm ist dementsprechend entsetzlich. Ein Tender voll Holz reicht bei den ungeheuren Maschinen natürlich nicht weit. Darum befinden sich unterwegs mitten im Wald Holzlagerplätze, an denen gehalten wird, um die meterlangen Scheite einzunehmen. Eine Menge Neger findet auf der langen Linie ununterbrochenen Verdienst durch Fällen der nötigen Bäume und Zubereitung des Holzes für den Gebrauch.

Je nachdem Reisende aus- oder einsteigen wollen, hält der Zug mehr oder weniger oft an den vielen kleinen Stationen an, bei denen man oft vergeblich nach Wohnhäusern sich umsieht. Diese sind manchmal mehrere Kilometer vom Bahngebäude entfernt und dazu noch nach allen Richtungen zerstreut. Ein jeder Ansiedler sucht sich eben sein Land aus, wo es ihm am besten paßt und baut sich da an. Für den Weg nach der Station, wo er seine Produkte verladen kann, muß er dann selbst sorgen. Wer die Mittel dazu hat, der hält sich ein Maultiergespann, gewöhnlich einen zweirädrigen Karren, mit dem er dann durch dick und dünn, Sumpf und Gestrüpp fährt, wie es eben geht. Warum diese Maultiere eine Art Schuhe aus breitem Blech über den Hufen tragen, wurde uns erst klar, als wir mit der sumpfigen Beschaffenheit mancher Landstrecken bekannt wurden. Diese Tiere müssen sich die meiste Nahrung selbst suchen und grasen oft in sehr weitem

Umkreis um die Anſiedlung. Am Abend ſtellen ſie ſich dann von ſelbſt ein; häufig aber geſchieht es, daß eines von einer giftigen Schlange gebiſſen wird und elendiglich verendet.

Kaum hat man den Bahnhof in Jackſonville verlaſſen, ſo fährt der Zug über den hier zwei Kilometer breiten St. Johnsfluß und zwar auf einer gewaltigen eiſernen Brücke, die in ihrem mittelſten Stück zum Drehen eingerichtet iſt, um den vielen Schiffen den Durchlaß zu gewähren. Auf der ganzen langen Eiſenbahnſtrecke iſt übrigens dieſe die einzige eiſerne Brücke.

Wie die Bodengeſtaltung der eigentlichen Halbinſel Florida eine ganz eigentümliche iſt, ſo ſind auch die Bewäſſerungsverhältniſſe in dieſem Teil des Landes ganz eigen geartet. Davon giebt der St. Johnsfluß, der größte auf der Oſtſeite, das beſte Exempel. Das etwa ſechzig Kilometer breite Flachland öſtlich von dem durch die Mitte Floridas ſich durchziehenden Höhenkamm, das überall nur höchſtens etliche Meter über dem Meeresſpiegel liegt, iſt voll von ungezählten größeren und kleineren Seen, die unter ſich durch Waſſerſtraßen verbunden ſind. Das ſind teils Binnenflüſſe zwiſchen einem oder mehreren Seen, teils aber finden ſie einen Ausfluß ins Meer, in den atlantiſchen Ozean, nachdem ſie durch mehrere Seen gefloſſen ſind. Der bedeutendſte aller dieſer Seenausflüſſe iſt der St. John, der von Süden nach Norden gerade die Hälfte der eigentlichen Halbinſel durchfließt, zum Teil nur etliche Kilometer vom Ozean entfernt und in ſo ſchwachem Fall, daß er 400 Kilometer oberhalb ſeiner Mündung öſtlich von Jackſonville nur etwas mehr als einen Meter über dem Meeresſpiegel fließt. Seine ganze Länge beträgt 720 Kilometer, ſeine Breite in der unteren Hälfte ſeines Laufes mit Ausnahme von etlichen Vereng-

ungen mindestens vier Kilometer, seine Tiefe bei der Mündung 28 Meter, sonst aber durchweg kaum mehr als drei Meter, so daß er bis zu seinem Ursprung für kleinere Fahrzeuge schiffbar ist. Alles das zusammengenommen kann man diesen Fluß eigentlich nur als einen mehr oder weniger breiten See oder eine Lagune ansehen. Und so ist es mit allen Flüssen an der Ostküste. Sind sie kurz, so erscheinen sie wie ein Meeresarm, der sich ins Land erstreckt, oft nur 15—20 Kilometer; sind sie länger, so bilden sie eine Wasserstraße zwischen etlichen Seen, die durch sie von der Küste aus erreichbar sind. Ein solches Ineinandergehen von Sumpfprärie, See, Lagune und Fluß, wie in diesem Teil von Florida, findet man nirgends sonst in einem Teil der Erde, und es läßt sich wohl behaupten, daß der ganze mittlere und südliche Teil der Halbinsel Florida großenteils noch gar kein festes Land ist, sondern ein Mittelding zwischen Land und Wasser.

Die Landschaft, durch die wir fahren, ist überaus einförmig: Wald und Sand, Sand und Wald, soweit das Auge reicht und dabei alles eben, kein Berg, ja nicht einmal ein Hügel ist zu erblicken, der dem suchenden Auge Rast gönnte. In den niederen Fichtenwaldungen wechseln wieder kahle Stellen, meist Sümpfe, mit dichter bestandenen Partien, wo Eichen und Wallnüsse vorherrschen. Da zeigt das Erdreich dann schwarzen Humus und das Unterholz wird so stark und dicht, daß es undurchdringlich erscheint. Von Zeit zu Zeit fährt man an einer kleinen Herde von mageren Kühen vorüber, die im Wald und Sumpf ihre Nahrung suchen müssen und höchstens zwei bis drei Liter Milch im Tag geben können.

Nach stark einstündiger Fahrt, nachdem 65 Kilometer in dieser einförmigen, langweiligen Landschaft zurückgelegt sind, hält der Zug in St. Augustine, wo mit dem 30. Breite-

grad Mittelflorida beginnt, das bis zum 28. Grad ſich hinabzieht.

In St. Auguſtine haben wir die älteſte Stadt in den Vereinigten Staaten.

Es wurde bereits erzählt, daß die Spanier im Anfang des 16. Jahrhunderts verſchiedene Male an dieſer Stelle Amerikas gelandet waren und von da aus Unternehmungen ins Innere, wie auch nach dem Norden gemacht hatten. Aber zu einer wirklichen Anſiedlung und zur Gründung einer Stadt kam es erſt durch Menendez im Jahr 1564. Der Ort für eine Stadt war gut gewählt. Denn einmal iſt die Gegend dort ſehr ſchön und abwechslungsreich, ſodann aber beſitzt die Stadt einen geſchützten und beträchtlichen Hafen. Die vorgelagerte Inſel Anaſtaſia verhindert den Anprall des Meeres und iſt dabei doch nicht ſo hoch, um die friſche Meeresbriſe abzuhalten, die zur Geſundheit der Bewohner ſo durchaus notwendig iſt. Zwiſchen der Inſel und dem Feſtland liegt ein Meeresarm, der Mantazasfluß genannt iſt und den Hafen für St. Auguſtine abgiebt, das durch eine Eiſenbahnbrücke mit der Inſel verbunden iſt.

So gewaltig auch die Vereinigten Staaten ſich entwickelt haben, iſt ihre Geſchichte und Vergangenheit doch eine ſehr kurze, und ihre älteſte Stadt noch nicht 350 Jahre alt. Kaum irgendwo in allen Staaten der Union wird man auf ſo engem Raum und in einer ſo kleinen Stadt Altertum und Neuzeit neben einander vereinigt finden, wie in St. Auguſtine.

Im Norden der Stadt finden wir die Überreſte des einſt gewaltigen Forts Marion, das 1756 vollendet wurde. Es konnte tauſend Mann Beſatzung aufnehmen und ſeine 21 Fuß hohen, an den Ecken mit Baſtionen verſehenen Wälle waren ſeinerzeit mit 70 ſchweren Geſchützen beſetzt.

Das Fort war mit Kaſematten verſehen und bombenſicher. Der Graben ringsum hatte eine Breite von 40 Fuß. Zu verſchiedenen Malen war Fort Marion Gegenſtand erbitterten Kampfes, ſo lange Spanier und Engländer darum ſtritten, und zuletzt im amerikaniſchen Bürgerkrieg, als die Konföderierten daraus vertrieben wurden. Gegen die Indianer, beſonders während des letzten Seminolenkriegs Ende der dreißiger Jahre, leiſtete das Fort den Bewohnern von St. Auguſtine ausgezeichnete Dienſte. Obgleich immer wieder daran gebaut und geflickt wurde, iſt es doch mehr und mehr dem Zerfall anheimgegeben.

Ebenſo ſteht es mit der ſogenannten Kaſerne im Süden der Stadt. Früher hatten da die ſpaniſchen Franziskaner ihr Kloſter; als dieſe abgezogen waren, wurde es zu einer Kaſerne umgebaut, ſpäter aber durch Feuer zerſtört. Einen Teil davon ließ die Regierung wieder aufbauen und als Kaſerne bis in die neueſte Zeit benützen.

Zwiſchen beiden Bauwerken zieht ſich die Stadt in der Länge von zwei Kilometern hin. Der alte Teil iſt enge und winkelig; die zweiſtockigen Gebäude berühren ſich beinahe an den Dächern. Sie ſind aus einer Art Zement, beſtehend aus zermahlenen Meermuſcheln und Kalk hergeſtellt und haben dem dortigen Klima aufs Beſte widerſtanden. Doch ſind nicht mehr viele dieſer alten Häuſer vorhanden, denn ſie müſſen mehr und mehr den neuen Straßen zum Opfer fallen, die in ſchnurgeraden Linien ſich überall im rechten Winkel kreuzend hergeſtellt werden. Das Alte war in manchen Stücken weniger ſchön, aber jedenfalls intereſſanter als das Neue.

Was der Stadt den Charakter der Neuzeit ganz beſonders aufdrückt, das ſind die drei neuen, aufs prächtigſte und bequemſte eingerichteten Hotels, die der Millionär Flagler zu gleicher Zeit mit ſeiner Eiſenbahn bauen ließ:

Hotel Ponce de Leon, Cordova und Alcazar, alle drei bis in die kleinſten Teile hinein feuerfeſt aus blendend weißer Zementmaſſe errichtet, jedes vom andern nach ſeinem Bauſtil verſchieden, aber alle inmitten reizender Anlagen voll von tropiſchen Sträuchern und Bäumen. Das größte dieſer Hotels enthält 700 Zimmer. Die Hallen, Treppen und Säle ſind geſchmückt mit echtem italieniſchem Marmor, Terra-Cotta und mexikaniſchem Onyx. Während im Hotel Cordova ein prächtig angelegtes Sonnenzimmer den Gäſten zum Gebrauch von Sonnenbädern dient, enthält das Alcazar Hotel ein großartiges Schwimmbad für beide Geſchlechter, durch das fortwährend ein Strom gleichmäßig warmes, klares Waſſer fließt. Vom 1. Januar bis 31. März ſind dieſe Hotels dem Fremdenverkehr geöffnet und auch während dieſer ganzen Zeit voll beſetzt. Allerdings muß man ſchon mit einer vollen Börſe verſehen ſein, um in dieſen Hotels bleibende Wohnung zu nehmen; nun daran fehlt es ja vielen im Norden nicht. Am prächtigſten nehmen ſich dieſe drei Häuſer am Abend aus, wenn nach Sonnenuntergang alle drei von oben bis unten im Glanz elektriſcher Beleuchtung erſtrahlen, die in Tauſenden von Glühlämpchen außen und innen angebracht iſt. Wandelt man dann in der angenehmen Abendkühle unter den Palmen der Hotelanlagen und hört das Zirpen der Grillen oder den Lockruf des Sandhuhns, ſo glaubt man ſich wirklich in die Schilderungen von 1001 Nacht hineinverſetzt. Am 31. März hört aber alle Herrlichkeit auf, da an dieſem Tage die Hotels unfehlbar zugeſchloſſen werden.

Die Einwohnerſchaft von St. Auguſtine ſetzt ſich aus allen möglichen Nationen zuſammen. Amerikaner, Spanier, Deutſche, Engländer, Franzoſen, Italiener und Griechen wachſen hier allmählich zu Einem Volk zuſammen. Die Bewohner ſind ſehr zuvorkommend gegen Fremde, ſehr

fleißig, ſparſam und mäßig. Dagegen erfreuen ſie ſich noch immer an den alten Spielen und Gebräuchen, die in die Neuzeit herübergerettet wurden. Von dieſen ſei nur der ſogenannte Poſey-Tanz erwähnt. Die jungen Damen aus den Familien aller Kreiſe errichten in einem Zimmer einen kleinen Altar, den ſie mit Blumen und Blattpflanzen und Wachskerzen ſchmücken. Die jungen Herren kommen nun und bewundern den guten Geſchmack der Schönen während einer Reihe von Abenden. Darauf überreicht jede Dame dem Herrn ihrer Wahl vor dem beleuchteten Altar einen hübſchen Blumenſtrauß. Lehnt dieſer die Gabe ab, ſo hat er die Koſten für die Altarbeleuchtung zu bezahlen, nimmt er ſie an, ſo iſt er Ballkönig mit ſeiner Dame als Königin bei dem großen Ball, der die ganze Feſtlichkeit abſchließt und an dem alle Stände in Ehren teilnehmen. Faſtnacht wird ebenfalls noch ſehr gefeiert als Erbſtück aus der alten ſpaniſchen Zeit. Aber auch bei ſonſtigen Gelegenheiten werden Faſtnachtsſcherze in oft grober Weiſe ausgeführt, z. B. wenn ein Witwer eine Witwe heiratet. Zwei bis drei Tage lang finden dann Umzüge in der Straße ſtatt, in der die Neuvermählten wohnen, und jedesmal wird vor ihrem Hauſe eine Katzenmuſik veranſtaltet. Unter den Tänzen ſteht der gemeſſene ſpaniſche Walzer obenan.

Daß an einem Orte, wo ſo viele Fremde zuſammenſtrömen, auch ſchwindelhafte Elemente ſich einfinden, iſt leidige Thatſache. Ein Beweis dafür iſt der folgende Fall, der ſich gerade während unſeres dortigen Aufenthalts zutrug. Ein Baron und eine Baronin von B. mieteten ſich in einem der ſchönſten und teuerſten Landhäuſer ein und lebten herrlich und in Freuden, umringt von den vornehmſten Vertretern der Geldariſtokratie. Die Pferde und Equipagen des Paares erregten die Bewunderung der ganzen Stadt.

Der Mann hatte in Chicago zwei Geſellſchaften zur Verwertung von Automaten ins Leben gerufen und war auch in New-Yorker leitenden Kreiſen wohl bekannt und angeſehen. Um ſo größer war das Erſtaunen Aller in St. Auguſtine, als das Paar eines Tages in ſeiner Villa plötzlich verhaftet und nach Chicago transportiert wurde. Der dortige britiſche Konſul hatte dieſe Verhaftung veranlaßt, weil von England herüber eine große Menge Klagen wegen Betrugs erhoben worden waren. Der Baron entpuppte ſich als ein deutſcher Kommis H., der ſeit Jahren davon lebte, daß er in allen möglichen Zeitungen in England Agenten ſuchte, denen er gegen eine hohe Kaution Automaten zu liefern verſprach. So ſoll er in Einem Monat allein gegen 200000 Mark eingenommen haben, ohne einen einzigen Auftrag auszurichten. Das Geld wurde verjubelt, bis endlich die Gerechtigkeit den Schwindler ereilte und ſeinem Treiben ein jähes Ende bereitete.

Als Menendez 1564 die Stadt St. Auguſtine gründete, ließen ſich zu gleicher Zeit auch die Franziskanermönche daſelbſt nieder, denen von Philipp II. von Spanien die Aufgabe geſtellt war, die Indianer von Florida zum katholiſchen Glauben zu bekehren. Die Franziskaner gingen mit großem Eifer ans Werk, das ſich vom Kloſter St. Helena bald bis hinauf an den Miſſiſſippi ausbreitete. Innerhalb 25 Jahren wurden etliche hundert Miſſionsſtationen unter den Indianern gegründet, in welchen auch ſpaniſche Familien ſich niederlaſſen durften und die Mönche den Unterricht der Kinder in Religion, Realien und der ſpaniſchen Sprache leiteten. Auch wurde es von der ſpaniſchen Regierung gerne geſehen, wenn die jungen Leute beider Nationen einander heirateten und ſo Ein Volk wurden. Durch das ganze Land waren katholiſche Klöſter zerſtreut und das Werk blühte, bis im Krieg zwiſchen den

Spaniern und Engländern nach 1700 sämtliche Niederlassungen der spanischen Mönche von den durch die Engländer gewonnenen Indianern zerstört wurden. Seitdem wurde die Arbeit aufgegeben. Aber immer wieder stößt man im Innern des Landes ferne von allen zivilisierten Niederlassungen auf Ruinen, die von dem Wirken der alten spanischen Mönche noch Zeugnis geben.

Von St. Augustine führt eine kurze Zweigbahn nach Tokoi im Westen und verbindet so den St. Johns-Fluß dort mit der Küste.

Unsre Linie aber fährt zunächst südwestlich nach Palatka, einer Stadt von 6000 Seelen, ebenfalls am St. John gelegen. Hier kommen fünf Eisenbahnlinien zusammen und dieser Umstand, sowie der selbst für größere Schiffe fahrbare Fluß und das umliegende, sehr fruchtbare Land machten die Stadt in wenigen Jahren zu einer der geschäftsreichsten des Landes.

Von Palatka wendet sich die Bahn südöstlich nach der Küste, wo das ganz neue, reizend zu beiden Seiten des Halifaxflusses gelegene Städtchen Ormond einen sehr beliebten Winteraufenthalt bietet für alle mögliche Erholungsbedürftige aus dem Norden. Viele reiche New-Yorker haben sich hier Landhäuser gebaut und genießen den milden Winter in süßem Nichtsthun. Hier erst eröffnet sich die schöne Landschaft des Südens mit ihren unvergleichlichen Reizen. Das Land ist wellenförmig, mit geringen Erhebungen; aber alles ist prächtig angebaut und zeigt sich in üppiger Fülle. Sehr interessant ist der Meeresstrand, der in einer Breite von 400 Fuß und in einer Länge von 30 Kilometern mit seinem harten Sand eine ausgezeichnete, fleißig benützte Fahrbahn für elegante Fuhrwerke und namentlich für das Zweirad bildet.

Nach einer ganzen Reihe kleiner, erst durch die Bahn

entstandener Niederlassungen erreicht man wieder eine sehr alte spanische Ansiedlung Neu Smyrna, wo die Ruine einer alten Kapelle, der Kolumbus-Kapelle, zu sehen ist, von der aber nur etliche Mauern mit Bogenfenstern vorhanden sind. Die dortigen Orangengärten und wohlgepflegten Eichenwälder sind in der That sehenswert.

Eine ganz eigentümliche Ansiedlung, etwas südlicher, ist Lake Helen. Dort haben sich lauter Anhänger des Spiritismus niedergelassen. Große spiritistische Jahresversammlungen werden hier abgehalten, zu denen die Gläubigen aus allen Enden zahlreich zusammenströmen, um sich durch Vorträge, Musik und spiritistische Vorstellungen zu erbauen, wozu auch eine gutbesetzte Sammlung einschlägiger Litteratur dient.

Hundertundneunzig Kilometer südlich von Jacksonville, bei Shiloh, beginnt der Indian River (der Indianer Fluß) der sich 200 Kilometer nach Süden erstreckt und zwischen der Korallenrifkette im Ozean und dem Festland bei 2 bis 10 Kilometer Breite ein ausgezeichnetes Fahrwasser, auch für recht große Schiffe, bildet (S. 132). Die Bahn fährt am westlichen Ufer dahin und muß oft schmälere und breitere Arme des Flusses oder eigentlich der Lagune überschreiten. Die Brücken bestehen einfach aus eingerammten Baumstämmen, über welche der Länge nach wieder Bäume gelegt sind, auf denen die Schwellen ruhen. Da die Regenzeit noch nicht vorüber war, so hatte der Fluß seinen höchsten Wasserstand, und manche dieser Brücken war absolut nicht sichtbar, weil unter Wasser stehend. Wenn nun der Zug unter gewaltigem Rauschen über eine solche unsichtbare Brücke, allerdings sehr langsam, hinüberfährt, ist es doch stets ein unheimliches Gefühl, das den Reisenden beschleicht, und der Anblick eines eigentlich durch das Wasser hingleitenden Zuges ist ganz eigentümlich. Jedes-

Szene am Indian River.

mal atmet man wieder freier auf, wenn die Fahrt rascher wird, denn das ist das Zeichen, daß man wieder auf festem Land sich befindet.

Überall aber erblickt das Auge Sand und wieder Sand. Man würde sich jedoch täuschen, wollte man glauben, das Land dort sei unfruchtbar und eine Wüste. Im Gegenteil, die Prärie westlich vom Indian River gehört zu den besten und fruchtbarsten Landstrecken in ganz Florida und ist darum in großartigem Maße angebaut und mit unzähligen kleinen Niederlassungen übersäet. Meilenweit fährt man durch Ananasfelder, die zur Zeit der Ernte einen köstlichen Wohlgeruch verbreiten, der sogar den Qualm der Lokomotive überwindet. Bei Melbourne, wo mit dem 28° nördl. Breite Südflorida beginnt, und von da bis hinab nach Key West an der Südspitze tritt der Baum in den Vordergrund, der diesem Teil von Florida seinen beinahe tropischen Charakter verleiht, die Kokosnußpalme. Sie wird allerdings gepflanzt, da sie ja nicht von jeher einheimisch war. Aber sie gedeiht ausgezeichnet. Nach zehn Jahren trägt der Baum Frucht und es ist sicher anzunehmen, daß die Kokosnußpalme in nächster Zukunft der Hauptbaum für diesen Teil von Florida sein wird.

Der Fluß hat seinen Namen von den Indianern und zwar deshalb, weil westlich von demselben im Innern des Landes eine der Hauptniederlassungen der Seminolen-Indianer liegt, wo sie ungestört ihr Leben führen. Das Flachland am Fluß war früher ihr Jagdgrund, den sie an die Weißen haben abgeben müssen. Sie finden aber im Innern noch Beute genug, wo auch der Bär noch zu Hause ist, der an der Küste von Florida nur selten erscheint. Wir fanden wenigstens nur einmal die Spur eines Bären an der Meeresküste bei unserer Ansiedlung; den Bären selbst aber bekamen wir nicht zu Gesicht. Die

Indianer kommen dort von Zeit zu Zeit an die Bahn, um ihre Jagdbeute zu verkaufen und sich wieder auf eine Zeit mit dem Nötigsten zu versehen. Ihr Hauptsitz aber ist noch weiter südlich in den Everglades.

Nachdem der Indian River im Süden bei St. Lucie seinen Ausfluß ins Meer gefunden, fängt sogleich wieder eine ähnliche, wenn auch kürzere Lagune an, der sogenannte Lake Worth (S. 135). Dieser See oder Fluß gehört zum Schönsten, was man in Florida sehen kann, und ist von einer Lieblichkeit in Bezug auf Vegetation, Flora und Fauna an seinen Ufern, daß eine Beschreibung unmöglich ist. Hart am Fluß fährt die Bahn dahin und immer wieder neue landschaftliche Reize zeigen sich dem bewundernden Auge. Prachtvolle Kokospalmen neigen ihr fruchtbeladenes Haupt üppig über das Ufer, Mandelbäume, Guavabäume, Bananen, 20 Fuß hoch, Feigenbäume, alle mit Früchten und Blüten zugleich beladen, bilden ganze Wälder im Kleinen. Im Wasser schaukeln die Ruderboote der Anwohner des Sees, die dem Fischfang obliegen, oder schnelle Motorboote fliegen herüber und hinüber, während Pelikane, Fischreiher, Flamingos und andere Wasservögel ungestört durch den Lärm der Eisenbahn ehrwürdig im Wasser stehen und auf Beute warten. Zwischendurch schießt ein Fischadler senkrecht durch die Luft herab, verschwindet für einen Augenblick unter dem Wasser und schwingt sich dann mit einem zappelnden Fisch in den Krallen aufwärts seinem Neste zu. Große und kleine Menschenkinder erfreuen sich des köstlichen Bades in den salzigen Wellen des klaren Wassers, und über allem ruht ein Friede, der dem müdegewanderten Fremdling unbeschreiblich wohlthut und ihn für Augenblicke vergessen läßt, daß er nicht daheim, sondern noch auf der Wanderschaft ist.

Als wir Palm Beach, die neue Stadt am untern Ende

Lake Worth bei Palm Beach.

des Lake Worth, gerade 100 Stunden von Jacksonville, erreichten, senkte sich schon der Abend über die Landschaft. Vor vier Jahren war an diesem Ort nur eine Orangenplantage; heute zählt die Stadt 1800 Einwohner und ist ein ebenso beliebter Winteraufenthalt geworden wie St. Augustine, und zwar dank wieder der Eisenbahn und der zwei prächtigen Hotels, die derselbe Flagler hier hat bauen lassen. Das eine davon enthält allein 575 Schlafzimmer. Daß alles aufs Feinste eingerichtet ist, läßt sich denken. Aber auch diese Hotels reichen noch nicht aus, alle die Fremden aufzunehmen, die teils Heilung für Krankheit der Atmungsorgane oder für Rheumatismus suchen, teils eben dem kalten Winter des Nordens entfliehen wollen, und so hat Flagler in Miami, der Endstation seiner Eisenbahn, abermals ein Hotel bauen lassen, das eben fertig wurde, als wir ankamen. Und nicht genug damit, hat der Mann auch in Nassau auf den gegen Osten gelegenen Bahama-Inseln ein riesiges Hotel errichtet, wohin man von Miami aus wöchentlich einmal in 10 Stunden auf Flagler'schen Dampfern gelangt. In Palm Beach geben eine Menge wunderschöne Wohn- und Landhäuser, welche Privatleute des Nordens sich gebaut haben, Zeugnis dafür, wie gesucht und begehrenswert gerade dieser Fleck Erde ist für die, welche Geld genug haben, um sich ihren Wohnsitz auszuwählen, wo es ihnen behagt.

Weiter und weiter dampft unser Zug. Gut war es gewesen, daß wir uns schon in Jacksonville mit Proviant versehen hatten. Denn der Zug hält auf den kleinen Stationen kaum eine Minute, auf den größeren nie mehr als 5 Minuten. Mit etlichen anderen Reisenden hatten wir uns zum Abendessen in Fort Pierce angemeldet; in sieben Minuten mußte das Mahl verschlungen sein, bestehend aus einem Stückchen Schinken mit kalt gewordenen

weißen Bohnen, einer Tasse Thee und einem Brötchen; Preis 3 Mark pro Person!

Im Zug selbst kann man allerlei kaufen. Ein junger Mensch hat die Bedienung der Reisenden von seiten einer Jacksonviller Zeitung zu besorgen. Unermüdlich durchwandelt er den Wagen und bietet bald Zeitungen an, bald Romane, bald Trauben, Pfirsiche, Orangen, oder Cigarren, oder Zahnpulver, Zündhölzchen, Chokolade u. s. w. In Palm Beach verläßt er den Zug, um am nächsten Morgen die Rückreise nach Jacksonville anzutreten.

Von Palm Beach bis nach Miami herunter ist das Land noch vollständig neu, d. h. noch ganz spärlich angesiedelt, und diese 100 Kilometer sehen erst noch ihrer kulturellen Entwicklung entgegen. Da der Zug jetzt fast nur durch Föhrenwälder und Prärie über viele kleine Flüsse fährt, so ist der Eindruck, den die Landschaft macht, kein sehr günstiger, zumal die Eisenbahn sich ziemlich ferne vom Meere hinzieht und auch nur ein halbes Dutzend Stationen oder Ansiedlungen im Lauf der nächsten 50 Kilometer auftauchen.

Als der Zug auf der Station Linton anhielt, stürzte ein Mann in Hemdärmeln, barhäuptig, in den Wagen herein, auf mich zu:

„Ah, Mr. Ihman, wie geht es Ihnen? Steigen Sie nur schnell aus!" Wer kannte meinen Namen in dieser wildfremden Gegend und wer mochte der Mann sein, dessen Aufzug sehr wenig Vertrauenerweckendes an sich hatte?

„Fällt mir nicht ein," erwiderte ich; „wer sind Sie denn eigentlich, daß Sie mich kennen?"

„Ich bin der Agent Blackmer. Aber nur schnell, ich habe hier für alles gesorgt; Sie bleiben hier etliche Tage und ich gehe mit Ihnen an Ihren Bestimmungsort."

„Nein," sagte ich, „wir fahren nach Fort Lauderdale

und das Gepäck desgleichen. Von Aussteigen hier ist keine Rede. Aber morgen will ich heraufkommen, um mit Ihnen alles zu besprechen."

Mittlerweile hatte sich der Zug wieder in Bewegung gesetzt, und wollte der gute Mann nicht ganz mitfahren, so war es jetzt höchste Zeit für ihn, den Wagen zu verlassen. Mit einem „also auf Morgen" sprang er von dem schon in raschem Lauf hinfahrenden Zug ab und rollte in den weichen Sand.

Das alles kam recht überraschend. Also das war der Agent, dem die Fürsorge für Pastor Pohles neue Gründung, Dresden, übertragen war und mit dem ich auch in brieflichen Verkehr getreten war! Wirklich, man muß immer weiter herunter in seinen Ansprüchen an Bildung und Gesittung, wenn man so hineinfährt in die Wildnis, in ein Land, das man nicht kennt, wenn man selbst Pionier werden will und wenn man der Welt den Abschied giebt. Noch eine Stunde, und wir waren am Ziel. Endlich, endlich hat die Reise ihr Ende erreicht. Augen und Herzen waren gespannt auf das, was wir jetzt sehen und erfahren sollten.

12. Kapitel.

Ankunft in Fort Lauderdale. Der Briefträger. Erste Nacht in der Wildnis. In Linton. Der Schwindel wird aufgedeckt. Schwäbische Landsleute.

Am 7. Oktober um halb 10 Uhr nachts nach zwölfstündiger Fahrt hielt der Zug in Fort Lauderdale.

Trotz der Ermüdung der langen und heißen Fahrt wirkte die Erwartung der kommenden Dinge und das ganz neue und seltsame unserer Lage aufregend. Wir stiegen aus. Auf dem sogenannten Bahnsteig, einem etwa

zwölf Fuß breiten Bretterweg über einer ziemlich hohen Böschung, stand ein einzelner Mann in Hemdärmeln, der Stationsvorstand. Links unten befand sich der Bahnhof, ein Bretterhäuschen, zwanzig Fuß lang, zehn Fuß breit, zu dem eine steile, glatte Bretterbahn hinabführte. Sonst weit und breit keine menschliche Wohnung und kein menschliches Wesen zu sehen. Melancholisch beleuchtete der scharfe Mond die Landschaft, die ringsum nichts als Sand, weiß schimmernd, und kurzen Waldbestand aufwies, ein niederdrückender Anblick. Als der Zug abgefahren war, kamen wir mit dem wortkargen Stationsbeamten überein, unser Handgepäck im Bahnhof und unsere großen Kisten auf dem Bahnsteig stehen zu lassen, wo die letzteren denn auch vier volle Tage bei zum Teil strömenden Regengüssen stehen sollten.

Aber was sollte aus uns werden? Der Stationsmeister machte Miene, einfach zu verschwinden und uns unserem Schicksal zu überlassen, und nur auf wiederholtes Fragen konnten wir endlich aus ihm herausbringen, daß zwei Kilometer weiter unten am Fluß, dem New River, der Postmeister wohne, der zugleich Kaufmann und Zimmervermieter an Kurgäste sei, bei dem wir für die Nacht Unterkunft finden könnten. Er pfiff, und aus einem Graben rechts von der Bahnlinie erschien ein alter Mann, den er uns als Briefträger und Wegweiser zum Posthaus vorstellte, worauf er verschwand.

Welche Erscheinung aber hatten wir nunmehr vor uns! Sie war wohl geeignet Furcht zu erwecken in dieser menschenleeren Gegend und in solch nächtlicher Stunde. Es war ein alter Neger von kräftigem Körperbau mit grauem struppigem Bart; er ging barfuß in Hosen und Hemd, deren Farbe vor Alter nicht mehr zu erkennen war; auf dem Kopf hatte er einen enormen Strohhut, der wohl

auch einmal neu gewesen sein mag; auf der linken Schulter trug er einen ledernen Postbeutel, in der linken Hand ein knorriges Fichtenstämmchen als Stock, in der rechten Hand eine tote Ratte am Schwanz, die sein spätes Nachtmahl abgeben sollte.

Ich gestehe, daß ich mich nur einmal noch in meinem Leben so einsam und verlassen, und in solch bänglicher Stimmung gefühlt habe, wie in diesen Augenblicken, obgleich ja meine Söhne bei mir waren. Und das war zwei Tage vor der Schlacht bei Sedan, als ich mit einigen Kameraden von unseren Truppen versprengt mitten in den Ardennen mich zufällig von denselben getrennt hatte und plötzlich ihren ängstlichen Ruf nach mir aus weiter Ferne vernahm. In fliegender Eile traf ich bei ihnen ein am Eingang eines Dörfchens, dessen Bewohner noch keine deutschen Soldaten gesehen hatten und zu unserem Glück uns für Franzosen hielten und uns unter Thränen beschworen da zu bleiben, um nicht den Preußen in die Hände zu fallen. Damals war es auch ein Postbeamter, ein Württemberger, der den Führer bei uns machte und durch seine Gewandtheit in der französischen Sprache uns aus der Klemme und Angst befreite.

An dieses Erlebnis und an den ganzen Ernst unserer gegenwärtigen Lage wurde ich mit einemmale erinnert, als dieser Neger sich an die Spitze unseres Zuges stellte und wir einer hinter dem andern auf schmaler, mondbeschienener Indianerfährte ihm folgten.

Es war aus dem unheimlichen Mann nichts herauszubringen. Auf alle Fragen gab er dieselbe Antwort: „Ich bin der Briefträger.“ Das wußten wir nun allerdings zur Genüge, aber die wiederholt gegebene Versicherung dieser einfachen Thatsache wirkte eigentümlich beruhigend auf die durch Reise und Erlebnisse erregten

Nerven und wir marschierten ergeben dem Fluß entlang, durch schönen Wald, dann und wann bis übers Knie im Wasser watend, da es hier den Tag über gewaltig geregnet hatte. Nach zwanzig Minuten erreichten wir eine lichte Stelle am Fluß, auf der wir etliche weiße, niedrige Häuser erblickten. Der Briefträger klopfte an einem derselben, und es erschien ein noch junger Mann in Hemdärmeln, der Postmeister. Wir fragten, ob wir übernachten könnten? „Ja;“ ob wir etwas zu essen haben könnten? „Nein.“ Mehr war auch aus ihm nicht herauszubringen. Allzu große Redseligkeit war noch nie mein Fehler gewesen, aber solche Wortkargheit ging denn doch über alle Gemütlichkeit; die Weltabgeschiedenheit in der Wildnis macht wortkarg. Wir hätten gerne noch über etliche für uns wichtige Punkte Auskunft gehabt, aber da war kein Hören noch Reden. Der Mann holte eine Laterne, führte uns auf schmalen Planken über eine unter Wasser stehende Wiese nach einem der etwa fünfzig Fuß entfernten Häuschen, wies jedem ein schmales Kämmerchen mit Bett und Tisch an, und verschwand mit den Worten: „Um 6 Uhr ist Frühstück.“ Unsern Gutenachtgruß ließ er unerwidert.

Da waren wir denn! Müde, hungrig, verlassen. Obgleich wir drei nach solchem Empfang und Eintritt ins neue Leben von denselben schweren Gedanken der Enttäuschung beseelt waren, suchte doch jeder dem andern dieselben zu verbergen, und ich mußte nur staunen über den Mut meiner beiden Söhne. Jeder andere in ihrem Alter und in ihrer Lage würde angehoben haben zu jammern. Sie aber klagten nicht über die mißlichen, unverhofften Verhältnisse, sondern über Hunger. Und das war begreiflich. In meiner Handtasche fand sich aber nichts eßbares als ein Stück schwarzer Pumpernickel, den ich noch in Bremen gekauft hatte; er war hart wie Stein. Sie

mochten ihn nicht essen und so legten wir uns nieder in die allerdings guten Betten mit Drahtmatratzen und Moskitonetzen, die aus feinem weißem Stoff verfertigt waren.

Wir mochten eine Stunde geschlafen haben, als alle drei erwachten an einem fürchterlichen Prasseln über unsern Häuptern. Es war ein tropischer Regenguß niedergegangen, der in etlichen Minuten vorüber war, aber auf dem mit Linoleum bedeckten Häuschen einen gewaltigen, donnerähnlichen Lärm verursachte. Um 2 Uhr morgens und dann wieder um 3 Uhr weckten uns in allernächster Nähe etliche Büchsenschüsse, die auf eine nächtliche Jagd schließen ließen. In der That erfuhren wir am Morgen, daß der rücksichtsvolle Postmeister ein Opossum und eine Klapperschlange erlegt hatte, da seine Leberbeschwerden ihn nicht hatten schlafen lassen. Das war eine recht ungemütliche Nacht, die wir da zum Einstand in der neuen Heimat erleben mußten. Und als wir um 6 Uhr zum Frühstück gingen, waren wir noch wie gerädert an allen Gliedern.

Allein auch darüber half das Neue und Ungewohnte unserer Lage bald hinweg. Zunächst mußten wir über den Fluß fahren, der etwa sechzig Fuß breit und ebenso tief ist, um zu dem angesagten Frühstück zu gelangen, zu dem ein schrilles Pfeifchen gerufen hatte. Der Postmeister giebt nämlich nur Wohnung, während ein junges Ehepaar über dem Fluß drüben für Verpflegung sorgt. Diese drei, zusammen mit einem alten Negerpaar, das des Postmeisters Hauswesen besorgt, und einem ledigen Kaufmann mit kleinem Laden oben an der Bahnlinie, bilden die Einwohnerschaft der „Stadt" Fort Lauderdale. Der Rest der Ansiedler, 2—4 Kilometer weiter oben am Fluß, im ganzen zwölf Personen, kommt nur zum Vorschein, wenn die Früchte zur Bahn gebracht werden. Ungemein friedlich und lieblich liegt diese kleine Ansiedlung mit den nied-

lichen kleinen Häuschen an den prächtigen Ufern des Flusses, der still dahin gleitet und sechs Kilometer weiter unten ins Meer mündet. Die ganze Länge dieses Flusses beträgt nur zwölf Kilometer und er bildet eigentlich einen Meeresarm, der sich bis in die Everglades hinaufzieht und der auch die Erscheinungen von Ebbe und Flut fast gerade so zeigt, wie das Meer selbst. Bei der Flut staut sich das Wasser derart, daß es schwer fällt, mit einem Ruderboot den Fluß hinabzufahren. Daher richtet man sich bei einem Besuch in Fort Lauderdale stets nach Ebbe und Flut.

Gleich nach dem Frühstück fuhr ich mit der Bahn nach Linton zurück, um mit dem Agenten der Gesellschaft ins Reine zu kommen wegen des Landes und der Ansiedlung.

Linton hat seinen Namen von einem seiner Ansiedler, der eine Plantage in größerem Maßstab angelegt und sich die Achtung seiner Mitbürger in solcher Weise erworben hatte, daß er als Vertrauensmann in den Kongreß nach Washington gewählt worden war. Die Kolonie war erst zwei Jahre alt und bestand aus zweihundert Personen, die weithin zerstreut ihre Häuschen gebaut und Land urbar gemacht hatten. Allerdings pflanzten sie nur Tomaten, Erdbeeren und Gurken. Ein einziger hatte ein Ananasfeld von zehn Morgen angelegt, das aber erst im nächsten Jahr Frucht bringen sollte. Etliche andere wollten es ihm dann nachmachen und man hoffte allgemein, daß sich hier eine größere Ananaskultur entwickeln werde. Darum hatten sich auch Geschäftsleute hier niedergelassen, die allerdings nebenher auch dem Landbau nachgingen. Der Kongreßmann hatte seinen Einfluß in Washington für Linton geltend gemacht, so daß vom Staat eine Schule gebaut und ein Lehrer angestellt wurde, auch hatte, durch ihn veranlaßt, die Eisenbahngesellschaft einen größeren Bahnhof gebaut, allerdings auch noch ohne Stationsmeister.

Allein so sehr die Leute Linton vertrauten, so sehr mißbrauchte der Mann ihr Vertrauen. Er hatte von ihnen bedeutende Gelder auf sein Anwesen geborgt und da er nicht bezahlen konnte und für sein Anwesen keinen Käufer fand, so wurden alle um ihr Geld betrogen. Linton selbst konnte nicht vor Gericht gestellt werden, da er es vorzog, nicht mehr nach Florida zu kommen; in einem andern Staat aber konnte er nicht gerichtlich verfolgt werden. Ein Jahr nach diesen traurigen Erfahrungen beschlossen die Bewohner von Linton, deren Zahl auf fünfundsiebzig herabgesunken war, den Namen des Mannes aus dem Gedächtnis auszulöschen, dadurch, daß sie ihren Ort umtauften und ihm den Namen „Delbray" gaben bis auf den heutigen Tag.

Der Agent der Ansiedlungsgesellschaft, Blackmer, war der beste Freund von Linton gewesen und hatte bei ihm in den Tagen seines Ruhmes in Washington die Stelle eines Sekretärs verwaltet. Es giebt ja in der ganzen Welt dunkle Existenzen, aber in solcher Menge wie in den Vereinigten Staaten findet man sie nirgends. Zu diesen gehörte auch Blackmer. Was er eigentlich seines Zeichens war, konnten wir nicht herausfinden, da es selbst seinen Lintoner Mitbürgern verborgen war. Allem Anschein nach diente er den Winter über irgendwo als Beamter bei der Eisenbahnfahrpost. So viel war klar, daß er mit seiner Frau, zwei Töchtern im Alter von 16 und 18 Jahren und zwei jüngeren Söhnen in einem recht stattlichen Hause in Linton wohnte. Daß das Haus aber, samt der ganzen Einrichtung, ihm gar nicht gehörte, ja daß er nicht einen Pfennig Miete im Lauf der Jahre bezahlt hatte, erfuhren wir erst später, sowie auch das, daß die ganze Familie ihren Lebensbedarf in den Kaufläden in Linton einfach schuldig blieb. Die Frau war sehr fleißig im Haus, die

Töchter aber lebten in süßem Nichtsthun dahin, hie und da ein wenig auf dem geborgten Pianino spielend oder sich durch ein Bad im Ozean erquickend. Die ältere Tochter war Braut; ihr gleichalteriger Bräutigam hatte sich eben erst in Linton niedergelassen und angefangen, ein Ananasfeld anzulegen. Er wohnte in einer niederen Bretterhütte und lebte von der Jagd und dem Fischfang. Merkwürdig, wie sorglos und unverfroren doch Leute in den Tag hineinleben können, ohne Gedanken an die Zukunft, aber auch ohne Gewissensbisse bei den an ihren Nebenmenschen verübten Schwindeleien. Auch wir machten an dem Mann eine bittere Erfahrung, indem sich nachher herausstellte, daß er bei der Anlage unseres Ananasfeldes uns um die Summe von 200 Mark betrogen hatte. Der Schwindel kam erst etliche Zeit später an den Tag, und seitdem war von einem Verkehr mit ihm keine Rede mehr, zumal unsere sämtlichen Mitansiedler in Pompano jeder in seinem Teil von ihm betrogen worden waren.

Zur Beleuchtung der Zustände, wie sie in einem neu zu erschließenden Lande unter der Gewalt des Faustrechts und der Selbsthilfe herrschen, möge die Schilderung der Rache dienen, die einer der Geprellten an diesem Blackmer nahm. Der Mann ist Geometer, hat sich mit seiner jungen Frau auch da unten niedergelassen und in Blackmers Auftrag für die Pohlesche Gesellschaft das ganze Land vermessen. Dafür aber hatte er noch keinen Pfennig bezahlt bekommen, ja Blackmer wollte ihm auch die Zelte wegnehmen, in denen er mit seiner Familie lebte und die er als Teilzahlung für seine Forderung mit Beschlag belegt hatte. Als der Mann wußte, daß Blackmer mit dem Zug von Linton auf das Ananasfeld an der Bahnlinie kommen werde, machte er sich dorthin auf den Weg und nahm einen älteren Nachbar mit, der ein altes rostiges Tranchier-

messer zu sich steckte. Es muß eine tragische Szene gewesen sein, die sich nun abspielte. Als Blackmer erschien, trat ihm sein Gegner entgegen und forderte ihn zum Faustkampf heraus. Da Blackmer nicht kämpfen wollte, sondern die Arbeiter zu Zeugen des Überfalls anrief, schlug ihn der Mann nieder und bearbeitete ihn gewaltig mit den Fäusten. Blackmer schrie um Hilfe. Wie nun die Arbeiter sich anschickten, ihm zu Hilfe zu kommen, trat der Freund auf die Szene, zog sein großes Messer aus dem Busen und bedrohte die Mannschaft mit den Worten: „Meine Herren, Hand weg!“ Somit begnügten sie sich, Zeugen und Zuschauer dabei zu sein, wie Blackmer seinen Lohn erhielt, den sie alle ihm von Herzen gönnten. Nachher war alles wieder im reinen zwischen Blackmer und dem anderen, als ob nichts geschehen wäre; nur rechnete Blackmer einfach die Streiche, die er erhalten hatte, als Bezahlung für das Geld, das er dem Geometer noch schuldig war. Ein echter Yankee!

Nun von allem dem wußte ich nichts, als ich bei ihm zum Besuch eintraf. Da er als Agent für das Pohlesche Unternehmen wirkte, hatte ich mit ihm wegen Auswahl des Landes und der Niederlassung zu verhandeln. Ich wurde freundlich aufgenommen und blieb über Mittag im Hause und nachdem ich Umschau in Linton gehalten, ging ich auf den Bahnhof, um mit dem Güterzug nach Fort Lauderdale zurückzufahren. Ich mußte etliche Zeit auf den Zug warten und hörte beim Auf- und Abgehen zwei Männer und eine Frau sich in deutscher Sprache unterhalten. Als der eine erklärte: „der Schorsch ist eben doch a schlechter Kerl,“ mußte ich mich an die Leute machen und zwar mit der Frage: „Sind Sie von Calw?“ „Nein,“ war die Antwort, „aber aus dem Reutlinger Oberamt.“ Also spezielle Landsleute 7500 Kilometer von Calw und

Reutlingen auf einsamem Bahnhöfchen in floridanischer Wildnis zusammengeraten! Ein Wort gab das andere und ich erfuhr, daß sie in der Nähe von Linton vor zwei Jahren Land gekauft und eine Pflanzung angelegt hatten. Mit ihnen war ein anderer Schwabe samt seiner Frau aus demselben Ort auch dahingezogen, und da die Männer und Frauen auf derselben Schulbank gesessen hatten und mit einander konfirmiert worden waren, schien das Leben in der Fremde sich für alle ganz annehmbar zu gestalten. Da hatte aber einmal der Freund die Hecke zwischen ihren Feldern niedergebrannt und war auf die Klage des Beschädigten zu acht Mark Strafe verurteilt worden; damit war unversöhnliche Feindschaft eingetreten. Bei passender Gelegenheit hatte dann der, den ich auf dem Bahnhof traf, dem andern etliche Hühner im Garten niedergeschossen und heute war er vor den Ortsvorsteher in Linton geladen. Ich stellte den Leuten vor, wie schade es für beide Teile sei, wenn sie nicht im Frieden mit einander leben könnten in einem fremden Land, wo man Gott dafür danken sollte, Bekannte und Freunde in der Nähe zu haben. „Sie haben vollständig recht," erwiderte der Mann, „aber der Schorsch ist ein zu schlechter Kerl."

Der Zug kam und ich mußte einsteigen. Dieser Güterzug wird von lauter Negern bedient, die während der Fahrt auf den Wagen oben sitzen und von einem auf den anderen rennen, um gleich zur Hand zu sein, wenn auf einer Station aus einem Wagen etwas zu verladen ist. Es sind das durchaus stramme Burschе, die die größten Gepäckstücke mit Leichtigkeit von der Stelle bringen.

Als ich in Lauderdale ankam, wurde ich am Bahnhof von meinen Knaben empfangen, die sich hier schon zu Haus fühlten und mir berichteten, sie seien den Fluß zwei Kilometer hinuntergerudert bis zu einem großen, schönen

See, und hätten sich dann auch wieder den Fluß heraufgearbeitet, und schon im Rudern Erfahrung gewonnen. Je eher sie sich in die Verhältnisse hineinfanden, desto besser. Denn auf den Wasserweg nach Fort Lauderdale herunter und nach Linton hinauf, im Kanal, war man das ganze Jahr über, besonders aber während der Erntezeit, angewiesen. Wir ergötzten uns noch mit Fischfang. Es giebt dort ungemein viel Fische und hatten wir in kürzester Zeit ein Abendessen beisammen, bestehend aus einer sehr schmackhaften Salzwasserart, „Sailors Joy" genannt, die uns die Frau Wirtin aufs beste zubereitete.

---

13. Kapitel.

In Pompano. Das Land steht uns offen. Unser Ananasfeld. Den Kanal hinauf nach Linton. Ein Sonntag in Linton.

Am folgenden Morgen früh um vier Uhr wurden wir aufgeweckt. Der Agent Blackmer war angekommen mit einem kleinen Dampfboot, um, wie verabredet worden war, uns und unsre Gepäckstücke an unsren Bestimmungsort zu holen. Wir waren natürlich ganz im Unklaren über die Verhältnisse der neuen Kolonie des Pastor Pohle und gaben uns der zuversichtlichen Hoffnung hin, uns neben den andern Ansiedlern, deren wir eine erkleckliche Anzahl anwesend vermuteten, sogleich ein gemütliches Heim gründen und im Zusammenhang mit einer Reihe erfahrener Männer die Arbeit aufnehmen zu können. Es sollte aber wieder einmal ganz anders kommen.

Wir fuhren sogleich mit Blackmer den New River hinauf zum Bahnhof, wo unsre Kisten noch standen. Das erkannte die Besatzung des Schiffes sofort, daß sie diese

Lasten in dem kleinen Dampfer nicht mitnehmen könnten. Es wurde mir erst im Lauf weiterer Erfahrung klar, daß die meisten neuen Ansiedler mit gar keinem Gepäck aufziehen. Da sind sie, wie sie gehen und stehen, und lassen andere dafür sorgen, wie sie anfangen und weitermachen möchten. Darum war Blackmer in der That überrascht, uns so wohl ausgerüstet zu finden, und unsere Ankunft mit Sack und Pack war in der neuen Kolonie ein förmliches Ereignis. Unsere Kisten aber mußten bis auf weiteres stehen bleiben, wo sie eben standen.

Nachdem die ganze Gesellschaft bei dem Gastgeber gefrühstückt hatte, ging die Fahrt los. Wir fuhren den New River hinunter und durch verschiedene Seen hindurch in den Kanal, der uns an Ort und Stelle bringen sollte, eine Fahrt von im ganzen zwanzig Kilometer. Eine Beschreibung dieses Weges, der wirklich interessant und schön war, wird ein eigenes Kapitel weiter unten bringen.

Nachmittags kamen wir an den Cypreß Creek, einen kleinen See, den der von den Everglades kommende Cypreßfluß bildet und den der Kanal durchschneidet. Dort landeten wir, empfangen von einigen der Ansiedler, die unsere Nachbarn sein sollten und die auf unser Kommen vorbereitet waren, denn sie hatten eine Mahlzeit, bestehend in Kraut und Speck, bereit gemacht, und wir wurden von Blackmer vorgestellt und aufgefordert, jedem der Männer die Hand zu drücken. Diese hießen uns willkommen und versprachen uns jede Hilfe, die in ihrer Kraft läge. Viel versprechend war dieser Empfang nicht; denn die Erscheinung der Männer ließ nicht viel Erfolg vom Anbau des Landes hoffen, so verwahrlost und heruntergekommen sahen sie einer wie der andere aus, obwohl der Mund überging von Verheißungen schöner Ernten und gewinnreichen Absatzes der Produkte. Der Empfang fand auf dem

Grund und Boden statt, wo sich später die Stadt Dresden erheben sollte. Auf dem Plan, den die Pohle'sche Gesellschaft ausgegeben, waren bereits sämtliche Straßen mit Namen verzeichnet, sowie auch der Platz, auf dem die evangelische Kirche gebaut werden sollte. Von all dem war natürlich in Wirklichkeit nichts zu sehen, mit Ausnahme etlicher kleiner Vermessungspfosten. Ja, die Hütte, in die wir geführt wurden und deren Besitzer der älteste Ansiedler Smith war, sah wenig hoffnungerweckend aus für die Dinge, die sich an dieser Stelle entwickeln sollten.

Noch einen Kilometer weiter hinauf im Kanal und wir landeten abermals, und zwar an einer Stelle, wo die Ansiedlungsgesellschaft einen Weg vom Kanal zur Eisenbahn, von Osten nach Westen, hatte aushauen lassen. Es möge hier gleich bemerkt sein, daß alles Land nach den Himmelsrichtungen vermessen wird. Auf diese Weise entstehen lauter viereckige Parzellen, die nach englischen Meilen geteilt sind. Das Interessante bei diesem Weg, an den später unser Haus gebaut wurde, war das, daß bei Tag- und Nachtgleiche die Sonne ganz genau in der Mitte des Weges um sechs Uhr unterging, so daß man die Uhr darnach richten konnte. Es werden auch alle Richtungen nicht nach „rechts" und „links" von einem Punkte, sondern nach den Bezeichnungen nördlich und südlich, östlich und westlich gemacht werden. Die fortgeschrittene Kultur kehrt damit nur zu einer Gewohnheit zurück, die längst bei manchen Naturvölkern Brauch ist.

Wir landeten also am Kanal. Und als wir das Ufer bestiegen und das ganze, flache Grasland in meilenweiter Ausdehnung zur Rechten und zur Linken, oder vielmehr nach Norden und Süden vor uns lag, frug uns der Agent: „Wo wollen Sie hier Ihr Land auswählen? Die Wahl steht Ihnen vollkommen frei."

Nun ist es wohl ein schönes Ding, als erstankommende das Beste und Fruchtbarste auswählen zu dürfen. Und doch, wie verzweifelt schwer war es, hier eine Wahl zu treffen. Was wir vor uns sahen, war nichts als Sumpfland mit über mannshohem Gras bewachsen und etwa einen Fuß unter Wasser stehend! Das war nicht viel verheißend, und unser erster Gedanke war: wie soll denn in solchem Land überhaupt etwas anderes wachsen können, als was seither da in so üppiger Fülle ungestört seit Jahrhunderten vielleicht gewachsen war: Gras! Ließ sich denn überhaupt etwas machen aus solcher Wildnis? Wie ganz anders hatten die Beschreibungen gelautet, die Pastor Pohle in seinem Kirchenblatt von dieser Gegend gemacht hatte! Wahrlich, der Mut drohte uns ganz und gar zu entsinken, als wir dieses Land sahen, das so wenig, so gar nichts von dem gelobten Land Pohles aufzuweisen hatte.

Das einzige, was ich auf obige Frage erwidern konnte, war, daß wir einmal zuwarten wollten, ehe wir eine Entscheidung treffen. Zugleich sprach ich auch den Wunsch aus, unser Ananasfeld, das in der Nähe liegen mußte, zu besichtigen.

So machten wir uns denn auf den Weg, der großartig „Avenue" genannt wurde. Durch Wasser, das uns manchmal fast an die Knie reichte, marschierten wir auf der „Avenue" dahin, die, wie uns der Agent trotz unseres Mißtrauens und der Nässe unsrer unteren Körperteile versicherte, durch die Gräben links und rechts vollständig trocken gelegt sei. Das sollte also die Hauptstraße werden, die von der Stadt Dresden in gerader Linie zum Bahnhof führen würde und auf der die Produkte des vorderhand noch unter Wasser stehenden Landes zur Verfrachtung kommen konnten. Bis man einmal soweit war, konnte es manchen Tropfen

Schweiß und viel Selbstverleugnung in Beziehung auf Behaglichkeit kosten; das erkannten wir sofort.

Hinter uns rauschte der Ozean, der, vom Kanal etwa fünf Minuten entfernt, recht gut sichtbar ist. Ein Strich ebenso nassen Graslandes lag zwischen ihm und dem Kanal und erst später, als die Gewässer zurückgegangen waren, sollte es uns möglich werden, einen schmalen Pfad durch Abbrennen des Grases herzustellen, um den regelmäßigen Genuß eines Bades im Meer zu erreichen.

Nachdem wir fünf Minuten durchs Wasser gewatet waren, hob sich der Grund etliche Fuß, an Stelle des Marschlandes trat der Sand, und der Föhrenwald nahm seinen Anfang.

„Wo wollen Sie Ihr Haus bauen?“ war die nächste überraschende Frage des Agenten. Wollten wir überhaupt hier in dieser einförmigen Gegend ein Haus bauen? War es denn auch gesund hier, um sich dauernd niederzulassen? Daß die Antwort des interessierten Mannes auf diese Frage gelautet hätte: „nirgends gesünder als hier,“ war mir von Anfang an klar; deshalb richtete ich die Frage gar nicht an ihn, sondern wir drei besprachen die Sache in unserer Heimatsprache, von der der Agent nichts verstand.

Wir wollten unter allen Umständen zuerst unser Ananasfeld besichtigt haben, ehe wir uns entschieden, wo es am ratsamsten wäre, das Haus zu bauen.

Also ging es weiter, durch den Wald, auf dem vom Gebüsch gesäuberten Weg, bis wir nach einer halben Stunde ganz in der Nähe der Eisenbahn und damit an unser Besitztum kamen, das schon vor zwei Monaten mit Ananas bepflanzt worden war. Da sah es nun allerdings besser aus. Unser Feld lag in nächster Nähe der Bahnlinie, ziemlich oder verhältnismäßig hoch; der Sandboden schien

gut zu sein, denn die Pflanzen standen schön, und der Bau eines Güterschuppens dicht dabei war versprochen. Daß freilich der Agent etliche tausend Ananaspflanzen weniger hatte setzen lassen, als wir ihm bezahlen mußten, konnten wir bei dieser ersten Beaugenscheinigung nicht entdecken, zumal auf einen Morgen zwölftausend Pflanzen zu rechnen sind.

Befriedigt kehrten wir wieder um und als wir an die Grenze des Waldes und Marschlandes kamen, waren wir, ich und meine Söhne, einig, daß wir eben hier, am Anfang des Waldes, unser Häuschen errichten wollten, mit der schönen Aussicht auf den Ozean. Wir erstanden dann auch hier einen halben Morgen Land um zwanzig Mark, der damit unser bleibendes Eigentum wurde.

Mit ziemlich geteilten Gefühlen und mit ernsten Gedanken für die Zukunft bestiegen wir unser keines Dampfboot zur Weiterfahrt kanalaufwärts. Unterwegs ließ der Steuermann halten, stieg ans Ufer und gab zwei Schüsse ab auf einen Alligator, der in einer kleinen Bucht sich in träger Ruhe sonnte. Er behauptete, ihn getroffen zu haben, da man überall den diesen Tieren bei Verwundungen eigentümlichen Moschusgeruch wahrnehmen konnte. Allein vom Alligator selber war nichts mehr zu sehen.

Am Hilsborough Inlet vorüber trafen wir auf die Farm eines Kapitän Richards. Merkwürdig, wie viele Kapitäne es doch da unten in Florida in der dünngesäten Bevölkerung giebt! Forscht man etwas nach, so findet man, daß die meisten, die sich diesen Titel beilegen, mit der Schiffahrt nichts zu thun gehabt haben. Zur Belohnung für die bei den Präsidentschaftswahlen geleisteten Dienste wird solchen Leuten ein Ruheposten zugeteilt, meist auf den Rettungsgebäuden der Küste entlang, und sie nehmen dann den Titel „Kapitän“ an, ein Beweis, daß auch in

einem so freien republikanischen Staat wie Nordamerika die Titelsucht ebenso groß ist, wie in Europa. Auf der andern Seite hat dieser Titel das Gute, daß man jedem eine Freude macht, dem man ihn giebt und daß man dabei der Mühe überhoben ist, sich den Namen des Betreffenden merken zu müssen. Die Neger machen es am einfachsten, sie reden jeden an mit „Käptn."

Kapitän Richards war ein vermöglicher Mann, der gesundheitshalber das südliche Klima mit dem nördlichen vertauscht und eine große Farm mit fremden Kräften mitten im Urwald errichtet hatte, auf der er alles nur mögliche pflanzte. Wären die unzählbaren Stechmücken nicht gewesen, der Ort hätte allen Erwartungen und Anforderungen entsprochen. Die Lage des großen Landhauses war eine wirklich ideale; vorne der Kanal, zur Linken das Ufer eines reizenden Sees und hinter den Farmanlagen der echte Urwald mit seinen prächtigen Bäumen, der bis an das sandige Ufer des Ozeans reichte. Wir wurden sehr freundlich aufgenommen und mit Honig, Bananen und Guavas reichlich versorgt.

Nach weiterer zweistündiger Fahrt erreichten wir, schon in der Dunkelheit unser Ziel, Linton. Hier sollten wir bleiben, bis das zum Hausbau notwendige Material beisammen war und nach seinem Bestimmungsort gebracht werden konnte, und somit quartierten wir uns bei Blackmer ein.

Da manche Ansiedler von Linton in der letzten Zeit wieder abgezogen waren, so konnte man allerlei Hausrat billig zusammenkaufen, wie Herd, Bettladen mit Drahtmatratzen, Koch- und Ackergeräte, ein Boot u. a. m., und da in der Nähe von Linton eine Sägmühle stand, war das nötige Bauholz auch bald beschafft. Wir mußten aber etliche Tage uns in Linton gedulden, bis ein zur Fahrt

nach Süden günstiger Wind einsetzte. Denn alles Erworbene sollte auf einem großen Segelboot an den Ort unserer Niederlassung befördert werden.

In der Wartezeit zogen wir Erkundigungen ein über den Anbau der verschiedenen Bodenarten und den Absatz der Produkte, wobei wir erfuhren, daß die Ansiedler von Linton nach dreijähriger Arbeit noch nicht weit gekommen waren, indem sie ihr Hauptaugenmerk auf den Bau von Tomaten gerichtet und dabei wegen des hier ungeeigneten Bodens geringe und entmutigende Resultate erzielt hatten. Nur einer hatte eine Ananaspflanzung angelegt; die Besichtigung dieser ganz ebenen, von Waldungen geschützten Pflanzung bot viel Genuß und Belehrung. Im kommenden Jahr sollte die erste Ernte sein, und ermutigt durch das seitherige Gedeihen der Pflanzen hatten etliche andre in Linton eben erst auch einige kleinere Ananasfelder angelegt.

Die sonstige Zeit vertrieb man sich mit Musizieren, wobei die zwei Töchter des Hauses ihre Fertigkeiten kundgaben, mit Spazierengehen und gemeinsamem Baden im nahegelegenen Ozean.

In unsern Aufenthalt fiel ein Sonntag, und da im neuen, schönen Schullokal Gottesdienst gehalten werden sollte, ging ich mit meinem Ältesten und den zwei Töchtern Blackmers auch hin; außer uns vier aber fand sich nur noch die Frau des Schulmeisters ein, daneben drei Kinder von 5—6 Jahren. Der Schulmeister von Linton leitet zugleich die Gottesdienste und wirkt als Prediger. Er wurde mir vor Beginn des Gottesdienstes vorgestellt. Seine erste Frage war: „Wollen Sie nicht den Gottesdienst abhalten?“ Ich lehnte ab, auch für den Abend, auf den er die ganze Gemeinde durch Extraeinladung in den einzelnen Häusern zu einem besondern Gottesdienst zusammen-

zubringen versprach. Einmal war es schon mehrere Jahre her, seitdem ich in London in englischer Sprache gepredigt hatte, sodann hätte eine solche Vorbereitung mehr Zeit und andere Verhältnisse erfordert als die meinigen damals waren. Nach zweimaligem Gesang von je acht Versen, der bei der schwachen Versammlung und unserer Unkenntnis der Melodien eigentlich ganz dem Leiter zufiel, und nach Verlesung der Geschichte von Abraham und Lot begann die Predigt: „Unsere Versammlung ist heute klein der Zahl nach, aber der christlichen Erfahrung und Erkenntnis nach ungemein stark u. s. w. Die heutige Predigt soll eine historische sein." Dementsprechend erzählte er die Geschichte von Lot und Abraham, vom Untergang von Sodom und Gomorra noch einmal ausführlich und schloß dann mit den Worten: „was wir heute gelernt haben, ist die Mahnung: sehet nicht zurück nach den Genüssen dieser Welt, sondern denkt an Lots Weib." Während der Predigt beschäftigten sich die Kinder damit, ihre kleinen Bilderbücher, die sie aus dem Bücherkasten genommen hatten, den älteren Anwesenden zu zeigen und laut zu erklären. Ein merkwürdiger Gottesdienst!

Nach Schluß des Gottesdienstes ergriff der Leitende noch die Gelegenheit, sich mir als Tischler zu empfehlen, falls ich irgendwelches Stück in unser Haus gefertigt haben wolle. Er war seines Handwerks Tischler, versah dazu das Lehrer- und Predigeramt, und trieb eine kleine Pflanzung um. Seine Frau versieht die Stelle als Lehrerin in einem 20 Kilometer entfernten Ort und kommt alle Samstag auf dem Zweirad zu ihrem Mann, um nach der Haushaltung zu sehen. Auch ein Buschleben! Die Regierung bezahlt einem solchen Lehrer monatlich 40 Dollars und ist verpflichtet eine Schulstelle zu errichten, sobald zwölf Kinder zum Unterricht angemeldet sind.

Nach beinahe viertägiger Wartezeit trat endlich ein günstiger Wind ein und wir konnten mit unsern Vorräten auf dem Segelboot abfahren, das uns in langsamer Fahrt denselben Weg zurückbrachte, den wir mit dem Dampfboot gemacht hatten. Morgens ½7 Uhr landeten wir in der obenbeschriebenen Avenue und auf ein Zeichen, das der Bootsmann mit einer gewaltigen Seemuschel gab, strömten die Ansiedler von allen Seiten zusammen, um nach Verabredung beim Ausladen und beim Hausbau sich zu beteiligen. Unsere Kisten in Lauderdale hatte in der Zwischenzeit Smith mit seinem großen Boot heraufgeholt und in seinem Packhaus am Cypreß Creek niedergelegt, unbekümmert darum, daß ihm beim Ausladen die größte derselben in den Kanal gefallen war und nur mit schwerer Mühe vom Grund wieder gehoben werden konnte. Zum Glück war sie fest gefügt und der Inhalt erlitt keinen Schaden.

---

14. Kapitel.

Buschleben in Florida.

1. Der Hausbau.

Das erste und wichtigste für uns war, ein Haus zu bauen; denn je eher wir aus den elenden Verhältnissen herauskamen, desto besser für uns.

Mit dem Ansiedler Smith hatte nämlich Blackmer verabredet, er solle uns in sein Haus aufnehmen, bis unser Haus fertig wäre, und sollte für uns, gegen Entschädigung, kochen, wozu wir den Proviant liefern würden. Das war gut. Allein da außer uns drei noch zwei andere sich an unseren Mahlzeiten zu sättigen pflegten und die Sache

sich fünfzehn Tage lang hinzog, so waren wir alle paar Tage genötigt, für diesen Teil der Kolonie von Lauderdale Proviant zu holen. Sodann waren die Wohnverhältnisse geradezu scheußlich. Das Haus von Smith war 16 Fuß lang und 12 Fuß breit, zwar mit einem Bretterdach versehen, aber an den vier Wänden nur mit Segelleinwand bekleidet, die nach und nach so abgenützt war, daß ein Regenguß von der Seite her für uns auf unsren Lagern zu einem Sprühregen wurde, der alles langsam aber sicher durchfeuchtete. Und die dumpfe Enge des einzigen Wohnraums! Fenster war keines vorhanden, sondern vorne und hinten eine Thüre, durch die das Licht kommen mußte; außer drei Bettstätten, von denen zwei uns drei zusammen als Lager dienten und auf denen wir nichts als einen Reiseteppich und unsere Überzieher liegen hatten, einem Tisch, zwei großen Koffern, die das bewegliche Eigentum der Hausbesitzer enthielten, und etliche Kisten, welche die Stelle von Stühlen versehen mußten, stand noch der eiserne Kochherd in diesem Raum, der beim täglich dreimaligen Abkochen eine furchtbare Hitze ausstrahlte, die nur durch den Durchzug zwischen beiden geöffneten Thüren etwas gemäßigt werden konnte. Und der Schmutz auf dem Stubenboden, welcher wirklich pechschwarz geworden war, und das Ungeziefer, das ein Hühnerhund jederzeit von draußen mit nach Hause zu bringen pflegte, und nachts auf etlichen Brettern über unsren Schlafstellen das Rennen und Rascheln von Ratten, die ab und zu einen Gegenstand auf uns herunterwarfen, kurz es waren schreckliche fünfzehn Tage, die wir da mit einander zubringen mußten, so daß der Einzug in unser eigenes Häuschen der Entlassung aus einer Strafanstalt gleich kam und auch mit großer Erleichterung und Herzensfreude gefeiert wurde.

An Leuten, weißen und schwarzen, fehlte es nicht, die

ihre Hilfe gegen den üblichen Taglohn von vier Mark für schwarze und fünf Mark für weiße Arbeit anboten. Denn so lange ein Ansiedler noch bares Geld besitzt, sammelt sich gerne alles um ihn. Auch entpuppten sich sofort zwei derselben als „Zimmerleute", die nach ihrer Aussage schon manches Haus aufgerichtet hatten; für diese Kunst beanspruchten sie denn auch einen Tagelohn von sieben Mark. Bei der nächsten Gelegenheit empfahl sich der eine davon als Schuhmacher, und warum auch nicht? er konnte wirklich für zwei Mark eine Sohle aufnageln, wenn sie auch nicht lange hielt. Derselbe war auch der Haarschneider und Friseur der Kolonie Pompano, ein Geschäft, das er merkwürdigerweise unentgeltlich auszuüben pflegte; wie er selbst meinte: man muß auch generös sein können!

Die Mannschaft auf der Baustelle wurde geteilt. Die einen hatten die Bretter und Balken vom Kanal heraufzutragen, der andere Teil ging sogleich an den Bau. An dem von uns ausgesuchten Platz am Weg vom Kanal zur Eisenbahn, fünf Minuten von ersterem entfernt, an der „Avenue" wurde ein Stück Boden von Bäumen und Gestrüpp gereinigt und zum Fundament in drei Parallelreihen je vier Löcher $2\frac{1}{2}$ Fuß tief in den Sand gegraben; etliche mannsdicke Fichten wurden gefällt, aus den Stämmen je fünf Fuß lange runde Hölzer gehauen und diese in die Löcher mit Sand eingekeilt, und das Fundament war fertig.

Die Länge des Hauses betrug 20 Fuß, die Breite 12 Fuß; es stand $2\frac{1}{2}$ Fuß über der Erde, so daß von allen Seiten der Wind unten durchziehen konnte und das Holz vor Feuchtigkeit geschützt war; auch wurde auf diese Weise dem Ungeziefer, namentlich den Schlangen, der Zutritt in den Wohnraum verwehrt. Soll so ein Haus an einen anderen Ort versetzt werden, so darf man es nur auf einen niederen Wagen stellen.

Erst als die Pfosten zum Fundament schon eingerammt waren, machte man die Entdeckung, daß es an Balken fehle, die als Grundlage fürs Haus über diese Pfosten gelegt werden mußten; der treffliche Agent in Linton hatte sie ganz vergessen. Was war zu machen? Es mußten 2—3 Tage vergehen, bis man nach Linton fuhr und das Vergessene holte. Da kam einer auf den guten Einfall, es werden sich wohl am Inlet oben, wo der Hilsborough-Fluß ins Meer mündet, angeschwemmte Balken finden, die bei stürmischem Wetter von den Holzfrachtschiffen über Bord geworfen durch die Wellen gerade dort sehr häufig ans Ufer geworfen werden. Ein Weißer und drei Schwarze nahmen das größte Boot und fuhren hinauf ans Inlet, von wo sie nach fünf Stunden eine solche Anzahl zum Teil 42 Fuß langer achtzölliger Balken brachten, daß sie zu unsrem Zweck mehr als genügten. Am Kanal wurden sie zusammengesägt und auf der Schulter an die Baustelle getragen.

Inzwischen hatten die Zimmerleute die Rahmenschenkel für das Hausgerüst zurechtgeschnitten und es konnte sofort mit dem Aufrichten begonnen werden. Ungemein hinderlich bei dieser Arbeit waren die fast halbstündlich niedergehenden Regengüsse, oft aus völlig heiterem Himmel. Der Schutz unter den Bäumen war vollständig ungenügend und jedesmal wurde man bis auf die Haut durchnäßt, aber bei dem kräftigen Sonnenschein auch sofort wieder trocken. Uns Anfängern waren natürlich diese häufigen warmen Regenbäder etwas ganz ungewohntes, aber irgend welchen Schaden verursachten sie nicht. Wir hatten gehofft, in vier Tagen mit dem ganzen Bau fertig zu werden; allein es sollten volle 14 Tage anstehen, bis wir endlich einziehen konnten. Wohl waren der Boden und das Dach fertig, aber es fehlte an dem ölgetränkten Papier, eine Art Linoleum,

das die Wände bilden sollte und mit dem wir auch das Bretterdach noch überdecken wollten. Bei solchen Regengüssen, wie sie in Florida auftreten, kann man des Guten zum Schutz gegen Nässe nicht genug thun. Das Linoleum war von St. Augustine verschrieben, kam aber erst nach zehn Tagen an. Wir hatten eine Nacht versucht, unter dem Dach, wie es war, zuzubringen, aber nur um in unsern Betten vollständig durchweicht zu werden. Unglücklicherweise zog sich in diesem Jahr die Regenzeit ungemein lange hin, es traten etliche vollkommene Regentage ein und sämtliche Ansiedler waren dazu verurteilt, in ihren Behausungen besseres Wetter abwarten zu müssen, da an eine Arbeit auf dem überschwemmten Lande nicht zu denken war. So saßen und lagen wir in dem engen Raum bei Smith thatenlos umher. An Nachmittagen und Abenden sammelten sich 8—9 Personen, die Elite der Kolonie, dort zusammen, die mit Erzählen ihrer Erlebnisse und mit Plänen für die Zukunft sich gegenseitig zu unterhalten und Mut zuzusprechen redlich bemüht waren.

An einem dieser Tage war es, daß meine Söhne mit einem Schlangenkopf nach Hause kamen, den sie den versammelten Ansiedlern vorlegten.

„Wie kommen Sie zu diesem Kopf?“ frug der älteste, dem ich sofort das Entsetzen in seinen Mienen ansah, während alle andern ebenfalls erblaßten. „Wir trafen unterwegs eine etwa vier Fuß lange Schlange im Graben, verfolgten sie und schlugen sie mit einem Stock tot, zogen sie ans Ufer und schnitten ihr den Kopf ab.“

„Sie können Gott danken, daß es so glücklich für Sie abgegangen ist,“ erklärte der Mann. „Dies ist die gefährlichste und gefürchtetste Giftschlange, die Moccassin, die es im ganzen Lande giebt. Zum Glück ist sie nicht so häufig. Aber, wenn Ihnen wieder eine solche begegnen

sollte, gehen Sie ihr so schnell als möglich aus dem Weg oder greifen Sie dieselbe nur mit einer Schußwaffe an."

Nur einmal noch wurde eine sechsfüßige Moccassin von etlichen der Nachbarn erlegt und auch dann lief ein Schauer allen durch die Glieder. Die viel häufiger vorkommende Klapperschlange wird lange nicht so gefürchtet, wie diese schwarze, deren Biß in wenigen Augenblicken tötet. Der Kopf mußte sofort tief in den Sand vergraben werden, um Unglück zu verhüten.

Einmal hatten wir auch wieder ein aufregendes Zusammentreffen mit einer Klapperschlange. Wir fuhren in größerer Anzahl auf dem kleinen Frachtdampfer, auf dem die Produkte zur Bahn geführt wurden, durch einen der Seen unterwegs, als wir hundert Schritte vor uns eine ungemein große Klapperschlange über den See schwimmen sahen. Es sieht wunderschön aus, wenn eine solche Schlange mit stolz aufgerichtetem Kopf durchs Wasser dahingleitet. Der Steuermann lenkte das Schiff schnell so, daß es über die Schlange weggehen sollte, während einer der Ansiedler bereit stand, ihr mit einem langen Eisenbolzen einen Hieb auf den Kopf zu versetzen. Da das Boot nur einen Fuß über das Wasser hervorragte, war das Unternehmen sehr gefährlich. Wir fuhren richtig über die Schlange weg und der Mann schlug im Vorbeifahren nach ihrem Kopf, traf aber nur den Rücken. Zum Glück konnte das Tier nicht in die Höhe schnellen, weil das Boot über ihm stand, sonst wäre es leicht in einem Augenblick im Boot gewesen. So schwamm es ruhig dem Ufer zu. Es muß mindestens zehn Fuß lang gewesen sein und es war schade, daß uns ein so prächtiges Exemplar entging. Ein andermal fand ich eine sechs Fuß lange Klapperschlange tot im Bahngeleise liegen; der Zug hatte ihr den Schwanz mit den Klappern abgefahren.

2. Die Anſiedler von Pompano.

Die Gegend, in der Paſtor Pohle ſeine Stadt Dresden anlegen wollte, hatte ſeither den Namen Pompano gehabt und behält ihn auch ferner bei, da die geplante Gründung nicht ſo bald ins Leben treten wird. Den Namen gab ihr der Landesgeometer, der für die Regierung und die Eiſenbahngeſellſchaft das ganze Land vermeſſen hatte, und er wählte den Namen von einem ausgezeichneten Fiſch, der gerade dort am Meer in großen Mengen vorkommt und bis nach New-York und Chicago verſandt wird.

In Pompano, in der Dade Grafſchaft, ließen auch wir uns nieder. Wir waren nicht die erſten Anſiedler, aber doch machten wir mit einem neuen Teil der Gegend den Anfang mit Hausbau und Landkultur. Unſer Ananasfeld war das erſte, das daſelbſt angelegt worden war, und die andern Anſiedler wollten nur den Erfolg der erſten Ernte abwarten, um dann unter Umſtänden unſerm Exempel zu folgen.

Sämtliche Anſiedler von Pompano wohnten zwiſchen ein und zwei Kilometer im Umkreis von einander. Nur nach Einer Anſiedlung hin konnten wir von unſrem Haus zu Fuß durch den Wald kommen; alle anderen mußten mit dem Boot beſucht werden. Am Cypreß Creek, der früher ein kleiner Fluß ohne Mündung geweſen, durch den Kanal aber einen Abfluß in den Ozean erhalten hatte, wohnten die meiſten der etwa 24 Anſiedler.

Zuerſt war ein Junggeſelle Smith, bei dem wir wohnten, von Norden gekommen. Das war zu einer Zeit geweſen, da der Kanal noch nicht gegraben war. Er kam aus gutem Haus; ſein Vater, ein Arzt, ſtarb während wir dort waren. Dieſer hatte ſich von ſeinem Sohn losgeſagt, weil der letztere ſich dem Trunk ergeben hatte.

Von Zeit zu Zeit verfiel der Mann ins Trinken. Dann ließ er sich vom Norden Whisky kommen und trank tagelang in Einem Stück, bis nichts mehr vorhanden war. Darauf konnte er wieder drei Monate lang ohne einen Tropfen geistiger Getränke sein. Er war ungemein fleißig und arbeitete für zwei, hatte auch die schönsten Ernteergebnisse aufzuweisen. Gegen jedermann, besonders auch gegen uns, war er stets liebenswürdig und allezeit bereit, mit Rat und Hilfe beizuspringen, wie auch jeder Zureisende in seiner Hütte Unterkunft finden durfte. Oft jammerte er mir gegenüber über sein Laster, das er verabscheute, und gegen das er doch so vergeblich ankämpfte. Meist aber, und das muß zu seinen Gunsten gesagt werden, gab irgend ein zugereister Fremder, der in seinem Haus Unterkunft gefunden hatte, Veranlassung dazu, daß er wieder in sein Laster verfiel. Wenn der große hagere Mann durch sein Feld dahinschritt, glich er von der Ferne einem Storchen, welchen Namen wir ihm auch beilegten.

Mit ihm zusammen wohnte ein älterer Mann, ein sonderbarer Kauz. Er hatte nach seiner Aussage einen großen Orangengarten im Norden sein eigen genannt; als aber im Jahr 1895 sämtliche Orangenanlagen erfroren, war er zu Grund gerichtet nach dem Süden gekommen und hatte mit dem wenigen Geld, das er noch besaß, sich auf die Tomatenzucht geworfen. Wenn man den Mann hörte, so hatte er jederzeit irgend ein Leiden, bald war es das Herz, bald der Magen, die Lunge u. s. w., was nicht in Ordnung war. Als wir nach kurzer Zeit herausgefunden, daß diese Angaben unwahr seien und daß er nur als Taglöhner in einer Orangenplantage angestellt gewesen war, sonst aber bei der Landesvermessung als Handlanger mitgeholfen hatte, konnten wir ihm nicht mehr trauen und hielten uns ziemlich ferne von ihm.

Ein junges Ehepaar mit zwei netten Knaben von drei und vier Jahren wohnte ganz am Meer. Der Mann war Geometer von Haus aus, hatte auch einiges da unten in seinem Fache verdient und sich nun ganz dort niedergelassen. Er wohnte mit seiner Familie in zwei Zelten recht ärmlich; von den Eltern der Frau, die im Norden eine kleine Farm hatten, kamen von Zeit zu Zeit erwünschte Zuschüsse. Die Frau war sehr fleißig und hielt ihren Haushalt säuberlich zusammen, war auch mit Bügeln und Flicken den unverheirateten Ansiedlern eine willkommene Hilfe.

Auf der westlichen Seite des Cypreß Creek, landeinwärts, hatten sich zwei deutsche Brüder niedergelassen, denen nach dem ersten Jahr ihres Dortseins ihr Häuschen samt allem, was sie besaßen, niederbrannte, indem die Indianer in der Nähe wieder einmal den Wald in Brand gesteckt hatten. Sie kamen von New-York, wo ihr Vater ein gutes Geschäft als Schmied betrieb, ein geborner Berliner. Die beiden sprachen deutsch und englisch gleich gut. Während der Wintermonate hatten sie ihre Mutter zu Besuch, welcher das südliche Klima sehr gut bekam und die jedesmal nach dem Rechten sah. Jede Woche bekamen die Brüder eine Kiste Proviant von New-York zur Freude auch der teilnehmenden Nachbarn.

Hart am Kanal und Cypreß Creek befand sich das Packhaus des Ansiedlers Smith, in welchem den Winter über zwei Neger einquartiert waren, und wo nächtliche Alligatorenjäger auch ihre Schlafstelle zu finden pflegten. Die Neger bebauten teils für sich selbst Land, teils liehen sie gegen Taglohn den Ansiedlern ihre Kräfte. Wenn die Zeit der Ernte kam, mußten sie sich in eine Palmettenhütte im Wald zurückziehen, da das Haus zum Verpacken und Verfrachten der Tomaten und sonstiger Produkte ge-

braucht wurde. Von hier gingen die regelmäßigen Expeditionen nach Fort Lauderdale aus, und bei der Rückkehr wurde man hier von der ganzen Kolonie in Empfang genommen.

Weiter unten am Kanal wohnte ein alter Herr, der mit zwei weißen Männern zwei Häuschen gebaut und ein groß Stück Land urbar gemacht hatte. Er war Kaufmann im Norden gewesen; ein Lungenleiden aber hatte ihn gezwungen, seinen Aufenthalt im Süden zu nehmen. Nachdem im Januar seine Tomaten erfroren waren, ließ er alles liegen und stehen und zog sich nach Nordflorida zurück, wo seine Frau bis dahin für sich allein gelebt hatte. Er blieb für uns verschollen.

Hart neben uns im Wald ließ sich die New-Yorker Familie Fr. nieder, Mann, Frau und zwei Söhne, sechzehn und vierzehn Jahre alt, und Fritz Meyer, der Bruder der Frau. Sie kamen vierzehn Tage nach uns herunter. Es war ein nettes Zusammenleben und ein gemütlicher Verkehr zwischen den beiden Häusern. Der Mann hatte ein echt amerikanisches Leben hinter sich. In Deutschland geboren und zum Musiker ausgebildet, war er schon mit neunzehn Jahren in New-York an einem Opernhaus als Orchesterleiter angestellt worden und hatte sich auch durch Musikstunden einen Namen gemacht. Als die Oper einging, wurde er Kapellmeister eines New-Yorker Regiments, und heiratete die Tochter eines Bankiers, der ihn ins Geschäft aufnahm. Durch einen großen Krach in Eisenbahnaktien verloren sie ihr Vermögen; seine Frau und sein einziges Kind starben und er fing an, Schiffsfrachten von Europa her, noch auf dem Ozean schwimmend, auf Spekulation anzukaufen; das eine Mal gewann er, das nächste Mal ging alles wieder verloren. Er heiratete zum zweitenmal, die Tochter eines Pastoren aus Bückeburg,

und richtete mit seiner Frau eine Fremdenpension ein, die aber bald wieder aufgegeben werden mußte. Der Mann wurde nun geschäftlicher Direktor eines großen New-Yorker Hotels, während die Frau in Hoboken einen kleinen Laden eröffnete. So fanden beide ihr geordnetes Auskommen, als Pastor Pohle, mit dem sie persönlich bekannt geworden waren, in ihnen die Lust erweckte, nach Florida überzusiedeln. Sie machten so viel sie konnten zu Geld und zogen mit dem Rest ihrer Hauseinrichtung nach Florida, wobei sich der Schwager Fritz anschloß, dem vom Arzt das südliche Klima empfohlen worden war.

Fr. fühlte sich nach den ersten Wochen seines Aufenthalts in Pompano höchst unglücklich. Die Arbeit auf dem Feld behagte ihm, als ganz ungewohnt, durchaus nicht. Die engen Wohnverhältnisse, das tägliche Brot Floridas, sagten ihm ganz und gar nicht zu, und es kam manchmal ein so trüber Geist über ihn, daß er dann seine ganze Umgebung ansteckte. Das Unglück erreichte seinen Höhepunkt, als den Mann beim Fällen einer Pechtanne ein schwerer Ast derselben derart auf den Kopf traf, daß er bewußtlos nach Hause getragen werden mußte, und wir meinten, er werde nicht mehr davon kommen. Arzt und Apotheke giebt es da unten nicht; so that man, was man konnte, bis von New-York Arznei geschickt wurde und zugleich der Rat, Fr. möge so bald als möglich dorthin zurückkehren. Das geschah denn auch, so bald er reisefähig war. Er wollte in New-York zunächst so viel verdienen, um seine Familie nachkommen zu lassen, und dann wollten sie alle wieder dort von neuem anfangen. Der Plan wurde in dieser Weise ausgeführt, kurze Zeit nachdem ich Pompano verlassen hatte. Die Familie aber war durch ihren Zug nach Florida in großes Elend geraten.

Zu den Ansiedlern konnten wir auch den Bahnmeister

Richbourgh rechnen, der dreiviertel Stunden entfernt an der Bahnlinie angestellt war, aber jeden Sonntag in der Kolonie sich einzufinden pflegte. Bahnwärter giebt es an der Linie nicht, wohl aber Bahnmeister, denen je von sechzehn zu sechzehn Kilometer ein Haus errichtet ist, von dem aus sie die Unterhaltung der Bahnstrecke zu besorgen haben. Das Haus ist zweistockig mit fünf geräumigen Zimmern, sehr schön und praktisch gebaut. Da unser Bahnmeister Junggeselle war, so hatte er Platz genug zum Wohnen. Er wollte von Anfang an, daß wir zu ihm ziehen sollten, zumal unser Ananasfeld auch dort außen lag. Allein die Wohnung hatte einen großen Übelstand: sie wimmelte in einer solchen Weise von Flöhen, daß z. B. in den oberen nicht benützten Zimmern diese Tiere in 1/4 Zoll dicken Lagen an den Wänden zu finden waren!

Dem Bahnmeister sind sechs Neger untergeben, die alle zusammen in einem Holzhaus sechzehn Fuß lang und zehn Fuß breit wohnen, kochen und schlafen. Diese Neger besorgen die Arbeit an der Linie gegen einen ständigen Taglohn von 3 Mark 60 Pfennig. Morgens um sechs Uhr wird auf einem Rollwagen an den Ort der Tagesarbeit gefahren; dort wird um zwölf Uhr abgekocht; um sechs Uhr ist Feierabend. Der Bahnmeister sitzt am Rand der Linie mit Büchse und Revolver bewaffnet und giebt die Arbeit an, während die Neger ihre Arbeit unter beständigem Singen verrichten, das reinste Sklaventum. Der Bahnmeister stammte aus einer französischen Hugenottenfamilie in Georgia, wo sein Großvater seinerzeit fünfhundert Sklaven besaß; durch die Freierklärung der Sklaven verlor die Familie ihren ganzen Besitz. Der noch junge Mann ist seit Eröffnung der Bahn hier in Florida angestellt, hat sich aber schon so viel erspart, daß er im Norden eine Farm kaufen will, um auch wieder unter Menschen zu sein.

Die Neger an der Bahnlinie wurden auch als stimmberechtigt angenommen, als es galt, ein Gesuch an die Postdirektion in Washington zu richten, um ein eigenes Postamt nach Pompano zu bekommen. Sie brachten die Zahl der Ansiedler auf zwei Dutzend.

Als vor vier Jahren die Bahn der Küste entlang gebaut wurde, verwendete man dazu Neger, die wegen irgendwelcher Vergehen bestraft worden waren. Es giebt nämlich in Florida keine Gefängnisse, in denen Verbrecher ihre Strafe erstehen könnten; sondern Verurteilte werden gegen Verköstigung an Unternehmer vermietet, die irgend größere Werke auszuführen haben. So war es beim Bahnbau gewesen. Da man mit Recht fürchtete, die Neger könnten bei Nacht in Scharen auf und davon gehen, wenn ihnen die Arbeit nicht mehr gefiel, so errichtete man von Bäumen einen Verschlag, dreißig Fuß hoch, hundert Fuß lang, dreißig Fuß breit, oben offen, an der schmalen Seite mit einer Thüre versehen. Die Baumstämme wurden einer neben dem andern senkrecht in den Sand eingerammt und abends trieb man die ganze Negerschar durch die Thüre hinein in die Umzäunung, vor welcher etliche Weiße die ganze Nacht über mit geladenen Gewehren Schildwache standen, wie auch tagsüber die Neger an der Bahnlinie stets vor der Mündung der Gewehre ihre Arbeit verrichten mußten. Überhaupt genießt der Neger wenig Achtung in Florida. Die meisten von ihnen, die so weit nach dem Süden kommen, haben im Norden irgendetwas verbrochen, was sie nötigte, durch die Flucht der Strafe sich zu entziehen und in der Fremde einen anderen Namen anzunehmen. Geschlechtsnamen haben sie eigentlich nicht, sondern nur Rufnamen.

Wie weit der Haß der Weißen gegen die Neger geht, möge folgendes Ereignis beweisen. Zur Belohnung für

geleistete Dienste bei der Wahl des letzten Präsidenten der Vereinigten Staaten sollte ein Neger in einem kleinen Ort im Norden von Florida die Stelle eines Postmeisters erhalten. Die Bezahlung dafür besteht gewöhnlich darin, daß derselbe im ersten Jahr für vierzig Dollars Briefmarken unentgeltlich erhält, die er als seinen Lohn verkaufen darf, also gewiß eine höchst bescheidene Anstellung. Als im Ort bekannt wurde, ein Schwarzer solle Postmeister werden, schickten die Weißen eine Eingabe an die Regierung, die Ernennung möge rückgängig gemacht werden. Das half aber nichts. Nunmehr wurde der Neger mehreremale gewarnt, die Stelle anzunehmen und ihm mit dem Tode gedroht. Er nahm aber doch an und kurze Zeit darauf wurde er mit seiner ganzen Familie, im ganzen sieben Personen, meuchlings erschossen. Die Mörder gingen frei aus.

Noch Ein Mann muß hier genannt werden, der zwar nicht in Pompano ansässig war, der überhaupt keinen bleibenden Wohnsitz hatte, dafür aber in ganz Florida die bekannteste Persönlichkeit geworden ist, der „Alligator-Joe". Seinen Geschlechtsnamen haben wir nie erfahren, wir nannten ihn eben auch „Joe". Den Beinamen „Alligator" hat er davon erhalten, daß er der gefeiertste Alligatorjäger in Florida ist. Joe ist ein junger Mann von etwa 28 Jahren; seine Mutter war eine Deutsche gewesen, aber bald gestorben. Seinem Vater entfloh er schon als Knabe, als er zur Schule gehen sollte und sich doch für die Freiheit bestimmt glaubte. Seitdem hatte er alle Gewässer von Florida mit seinem Kanoe befahren, ist der beste Freund der Indianer, deren Schlupfwinkel und Niederlassungen er genau kennt, hat Jahr für Jahr in den großen Hotels des Ostens während der Winterzeit den Kurgästen als Wegweiser auf ihren Alligatorenjagden ge-

dient, kurz ist überall bekannt und als ein sehr ordentlicher, freundlicher Mensch auch gerne gesehen. Wiederholt im Laufe der Monate stellte er sich auch bei uns ein und hatte immer etwas Neues zu zeigen oder zu erzählen. Er versorgte eine Menge großer und kleiner Menagerien Amerikas mit lebenden Alligatoren, deren Fang er ausgezeichnet versteht, zu dem aber eine große Gewandtheit und viel Mut gehört. Bei Nacht fährt er ganz allein einen Fluß hinauf, zündet an der Spitze seines Kanoes eine Laterne an und späht aus, bis er ein Tier nach Wunsch im Schlamm des Ufers liegen sieht. Durchs Licht geblendet bleibt das Tier regungslos an Ort und Stelle. Mit einem Sprung vom Boot aus sitzt ihm der Mann mitten auf dem Rücken, drückt es in den Schlamm fest, zieht einen Strick um seinen Leib zwischen den Vorderfüßen und bindet ihm mit einem Tuch den Rachen zu. Als wir einen Besuch in Miami unten machten, trafen wir daselbst Joe mit lebenden Krokodilen. Er hatte schon etliche Monate vorher gesagt, daß er eine ganze Familie dieser nicht sehr häufigen Bestien bei der Biscayne-Bai holen werde. In einer Nacht fing er das Männchen und Weibchen, beide zwanzig Fuß lang, und fünf Junge, erst acht Tage alt, nebst einem ganzen Korb voll nicht ausgebrüteter Krokodileier. Die Tiere lagen in einer Hütte zur Schau, das Maul mit einem Taschentuch zugebunden und mit einem Strick um den Leib an einem Pfosten befestigt. Beim Fangen hatte ihn eines der alten Krokodile am Ballen der rechten Hand mit einem Zahn unbedeutend gerissen. Niemand weiß, wo der Mann jeweilen hingeht. Über kurz oder lang wird er nicht mehr zurückkommen von seinen gefährlichen Jagdausflügen, und wie und wo er verunglückt ist, wird man nie erfahren!

3. Das Land und sein Gewächs.

Man unterscheidet überall drei Bodenarten.

Am wenigsten häufig und ausgedehnt im Süden von Florida ist das sogenannte Hammockland, d. h. ein humusreicher mit hohem, dichtem Wald, zumeist mit Eichen bestandener Boden.

Dann kommt das Muckland, unserem Moorboden etwa entsprechend, und als dritte Art das am weitsten ausgedehnte Pineland, Sandboden, hauptsächlich mit Nadelhölzern bewachsen. Jede dieser Bodenarten erfordert besondere Bebauung und liefert ihre eigentümlichen Früchte, die in einem andern Boden entweder gar nicht oder nur sehr gering gedeihen. Man sieht schon zum voraus, daß eine große Mannigfaltigkeit von Gewächsen möglich ist, ganz besonders in einer Gegend, wo dem Ansiedler alle drei Bodenarten zur Verfügung stehen.

Das Hammockland erhebt sich inselartig zwischen den Fichtenwäldern und Sümpfen, und ruht auf erhöhten Korallenriffen, die sich besonders auch an den Ufern der kurzen Flüsse gebildet haben. Dieses Land urbar zu machen, kostet manchen Tropfen Schweiß; denn die Baumwurzeln sind so stark und so miteinander verwachsen, daß es langer, geduldiger Arbeit bedarf, ein Stück zur Anpflanzung herzurichten. Dann aber ist es auch ein ungemein fruchtbares Land, auf dem namentlich Orangen, Zitronen und Bananen ganz vorzüglich gedeihen. Die Bananen tragen im dritten, die andern Bäume im fünften Jahr Früchte. Die Orangenbäume erlangen eine Krone mit fünfundzwanzig Fuß Durchmesser, gleich unseren einheimischen Apfelbäumen.

Das Muckland bildet ein Zwischending zwischen Marsch- und Moorland. Es ist neues, durch Verwesen von Pflanzen

und sauren Gräsern gebildetes Sumpfland, das sich etwa einhalb Kilometer vom Meer entfernt stundenlang in einer Breite von ein bis zwei Kilometer hinzieht. Schachtelgräser von mehr als Mannshöhe bedecken den sumpfigen Boden, der unter dem Einfluß von Ebbe und Flut steht und in der Regenzeit seiner ganzen Ausdehnung nach mit Wasser bedeckt wird. Durch diesen ganzen Landstrich wurde ein hundert Kilometer langer Kanal gegraben, um eine Entwässerung und dadurch Kultivierung von hunderttausenden von Morgen herbeizuführen. Und das Resultat hat den Erwartungen entsprochen. Das auf diese Weise gewonnene Land ist ungemein fruchtbar und für Gartengewächse, hauptsächlich die Tomate, ausgezeichnet geeignet.

Die Art und Weise, wie dieses Land urbar gemacht wird, ist folgende: Zunächst wird das Gras mit einer scharfen Hacke über dem Boden abgehauen, und wenn trocken, auf einem Haufen verbrannt. Dann geht man wieder über das Land und hackt die Wurzeln heraus, die bei manchen Grassorten sich drei bis fünf Meter lang nach allen Seiten hin verzweigen. Eine fast nicht auszurottende Spitzgrassorte, maiden-cane, macht hiebei viel zu schaffen; jedes kleine Stück dieses Grases schlägt von neuem aus und wird zum Mittelpunkt eines engverwachsenen Grasnestes, das in der nächsten Regenzeit sich aufs üppigste ausbreitet. Sind alle Wurzeln beisammen, so werden sie verbrannt. Nun erst wird das Land zur Anpflanzung behackt, wobei man aber nicht tiefer als fünfzehn Zentimeter gehen darf, um nicht zu viel sauren Boden auf einmal an die Oberfläche zu fördern. Von Jahr zu Jahr kann tiefer gehackt werden und die Fruchtbarkeit wird dadurch ungemein gesteigert.

Ist das Land soweit fertig, so beginnt die Arbeit des Drainierens. Um einen Morgen Land werden im

Viereck und dann durch die Mitte durch Gräben von zweieinhalb Fuß Tiefe und drei Fuß Breite gegraben, um das Land zu entwässern; eineinhalb Fuß tiefe und ebenso breite Gräben werden durch das Land in geraden Linien auf die Hauptgräben hin gezogen. Um aber einen Abfluß für alles Wasser zu bekommen, ist noch nötig, durch die Kanalbank einen Durchlaß zu erhalten, durch den das gesammelte Wasser dem Kanal zugeführt werden kann. Da diese Kanalbank durchschnittlich 10 Fuß hoch und 30 Fuß breit ist, so ist es keine geringe Arbeit, dieselbe zu durchstechen, zumal da man gewöhnlich auf zahlreiche Korallenfelsstücke stößt, die bei der Ausbaggerung des Kanals herausgeworfen und mit nachfolgendem Sand zugedeckt wurden. Um zu verhindern, daß im nächsten Jahr das Unkraut wieder so stark auftrete, als es im Urzustand war, wird nach der Ernte das ganze Land mit einer besonderen Sorte Bohnen, velvet beans, eingesäet. Es genügt, diese Bohne in Reihen acht Fuß von einander und im Abstand von einem Fuß zu legen. In der Regenzeit bedeckt sich das ganze Land mit einer fußhohen, saftigen Decke, die grün untergehackt wird und zugleich als gutes Düngmittel dient. Sonst läßt sich diese grobe, reichtragende Bohne auch als Viehfutter und zur Schweinemast wohl verwerten. Unter der dichten Hülle gedeiht kein Unkraut mehr.

Das Land muß, wenn die Regenzeit es erlaubt, bis Mitte Oktober zugerichtet sein, damit das Pflanzen sofort beginnen kann. Auf diese Weise läßt sich für die Weihnachtszeit eine Ernte erzielen in Bohnen, Gurken und Kartoffeln. Es ist geradezu erstaunlich, wie rasch einzelne Gemüse wachsen. Acht Tage nachdem der Gurkensame gelegt ist, steht die Pflanze schon mit vier starken Blättern da; Bohnen werden sechs bis sieben Wochen nach der Aussaat gepflückt. Und wie üppig gedeihen einzelne Gemüse!

Solche Krautköpfe habe ich nirgends sonst gesehen, wie in Florida; weiße Rüben, durchaus gesund und hart, wurden zwölf bis sechzehn Pfund schwer, Zwiebeln von Bermuda wogen bis zu zwei Pfund das Stück; Wassermelonen von köstlichem Geschmack und zuckersüß konnte man nur von fünfundzwanzig Pfund an per Stück mit Gewinn verschicken; sie wogen bis zu sechzig Pfund. Kartoffeln werden zuerst Ende Dezember und anfangs Januar geerntet und derselbe Boden giebt im März bis April die zweite Ernte, worauf für den eigenen Gebrauch zum drittenmal Kartoffeln gesteckt und im Juli geerntet werden. Ein Verschicken würde sich dann nicht mehr lohnen.

Die Hauptpflanze aber ist die Tomate. Der Verbrauch von Tomaten, teils in frischem Zustand, teils als Konserve, ist in den Vereinigten Staaten ein ganz ungeheurer. Von Februar an erfolgt die Versendung nach dem Norden in großem Maßstabe. Schon vorher, an Weihnachten und Neujahr ist die Nachfrage in den Städten des Nordens eine große; allein wegen der dort herrschenden Kälte ist das Verschicken aus dem Süden mit Risiko verbunden. Die zarten, saftreichen Früchte erfrieren sehr leicht unterwegs. Man rechnet 2500 Pflanzen auf einen Morgen Land. Zuerst, im Oktober, werden die Saatbeete angelegt und nach Weihnachten findet das Auspflanzen statt. Sind die Pflanzen angewachsen, so hat man nichts mehr zu thun, als etlichemale mit Kunstdünger nachzuhelfen und alle acht oder vierzehn Tage mit dem leichten Handpflug, dem sogenannten Kultivator, zwischen den Pflanzen durchzufahren, um dem Erdreich Licht und Luft zuzuführen. Gegen den Mehltau nnd den Hauptfeind der Tomaten, eine graue, gefräßige Raupe (Cut-worm), wendet man Pariser Grün mit Welschkornmehl vermischt an.

Wenn die Tomaten anfangen, sich rot zu färben, müssen sie gepflückt werden. Kommen sie dann nach fünf- bis sechstägiger Fahrt in Newyork oder Philadelphia an, so haben sie ihre volle Reife erlangt. Natürlich schmeckt eine solche Tomate nie so köstlich, als eine vollständig reife Frucht vom Strauch gebrochen. Das Verpacken ist sehr mühsam. Je nach der Größe werden eine oder zwei in ein viereckiges Stück weißes Papier gewickelt und sie so in leichte Holzkörbchen gelegt, deren jedes etwa dreißig Tomaten faßt. Zwölf solcher Körbchen kommen in ein aus Leisten gefertigtes Kistchen, in das sie so genau passen, daß ein Hin- und Herrücken während des Transports unmöglich ist. Dann werden sie zur Bahn nach Fort Lauderdale verbracht und zwar auf einem kleinen Dampfboot, das während der Erntezeit den Pflanzern zur Verfügung steht und drei- bis viermal in der Woche dorthin fährt. So lange die Preise im Norden hoch stehen, ist die Sache gut. Sobald aber die Florida zunächst gelegenen nördlichen Staaten auch Tomaten verschicken können, also von Mitte Mai an, ist es mit dem Gewinn vorbei, denn die Fracht auf der Ostbahn von Florida ist eine unsinnig hohe und durchaus nicht dem Bestreben förderlich, Ansiedler nach dem Süden anzuziehen. Da faulen dann Tausende und Abertausende gerade der schönsten Früchte am Stock und werden samt diesem als Düngmittel in den Boden eingehackt. Während der so kurzen Erntezeit geht die Arbeit beinahe Tag und Nacht fort und finden fremde Zuzügler stets lohnenden Verdienst.

Die dritte Bodenart ist das Pine- oder Föhren-Land, das sich überall an das Muckland dem Innern des Landes zu anschließt. Da ist keine Spur von Humus sichtbar, sondern so weit das Auge reicht, nichts als Sand. Allein wenn es gewöhnlicher Sand wäre, wie ihn das Meer an

der Küste ablagert, wäre mit dem Land nichts anzufangen, das doch für die Zukunftsfrucht Südfloridas, die Ananas, so überaus günstig ist. In Amerika heißt diese Frucht Pine-apple, Föhrenapfel, weil die Form derselben einem Föhrenzapfen ähnelt. Der Sand ist vermischt mit Kalk von verwitterten Schalen und etwas Dammerde, und so kompakt, daß er die Feuchtigkeit lange Zeit festhält und, selbst wenn es beinahe drei Monate nicht regnet, noch feucht genug bleibt, um den wurmartigen Wurzeln der Ananas Nahrung zuzuführen. Sonst ist diese Pflanze auf den Nachttau angewiesen, der an den harten stacheligen Blättern ins Herz der Pflanze hinabtrieft und von da zu den Wurzeln gelangt.

Das Pine-Land im Urzustand ist neben allerlei niedrigen Sträuchern, wie Heidelbeeren, Brombeeren, Lorbeeren, Rosen, hauptsächlich mit Föhren und Palmetten dicht bewachsen. Von den letzteren ist die gegen zwanzig Fuß hohe Kohlpalmette, oder Gemüsepalmette, sehr nützlich; man fällt den Baum und nimmt das innerste Mark heraus, das gekocht wie Spargel schmeckt. Sie zählt dort unten nach Hunderttausenden. Dagegen ist die Sägepalmette ein schwer auszurottender Baum. Der schuppenartige Stamm kriecht am Boden hin, sich mit tausend Wurzeln immer wieder festsaugend. Nur am äußersten Ende steht eine Krone von fächerähnlichen, zollbreiten, zähen Blättern. Die kleinen Früchte können zur Bereitung eines Syrups verwendet werden, dienen aber größtenteils den Haselhühnern und wilden Kaninchen zur Nahrung.

Wenn das Land von allem Holz und Strauchwerk gesäubert ist und auch die Wurzeln so gut als möglich entfernt sind, wird dasselbe ganz eben hergerichtet; die Feuchtigkeitsverhältnisse dulden keine Erhöhungen und Vertiefungen. Von Mai bis September wird angepflanzt. Man nimmt dazu Ableger. Wenn die Ananas Frucht

getragen hat, stirbt die Pflanze ab; aus der Wurzel aber wachsen ein bis zwei Schosse, sogenannte Suckers, die in den Boden gesteckt, schon im nächsten Jahr Frucht bringen; mehr als Eine Frucht trägt eine Pflanze nicht. An der Frucht selber aber wachsen vier bis sechs junge Schosse, Slips genannt, die ebenfalls in den Sand gesteckt werden, aber erst im zweiten Jahr ihre Frucht bringen. Endlich kann man die Krone, die auf der Frucht sitzt, einpflanzen, erhält dann aber erst im vierten Jahr eine Frucht. Auf einen Morgen Land rechnet man von der gewöhnlichsten Sorte 12000 Pflanzen; von den größeren und feineren 7000 Stück. Zweimal im Jahr erhalten diese Kunstdünger, der auch ins Herz der Pflanze gestreut wird, besonders auch deshalb, um dem Hauptfeind der Ananas, der roten Spinne zu wehren, die mit ihrem Gespinnst sämtliche Blätter dicht zusammenschnürt, daß die Pflanze abstirbt. Jeden Monat geht man zwischen den zwei Fuß auseinander stehenden Pflanzen mit einem flachen Eisen durch, mit dem man den Sand auflockert und die Wurzeln des Unkrauts abstößt. Wenn das Feld ins Blühen kommt, ist es so dicht bewachsen, daß man nur noch mit Lederschürzen darin arbeiten kann, da die spitzigen Blätter durch den dichsten Kleiderstoff gehen. Von Mai bis Juli ist Ernte. Auch diese Früchte werden in eigens geformte Kisten, die 24—36 Stück fassen, verpackt und nach dem Norden gesandt. Die kleineren Früchte, die auf dem Markt keine Verwertung finden, werden in die Fabriken geliefert, um da eingemacht und als Konserven in alle Welt verschickt zu werden, oder aber werden sie als Düngmittel verwendet. Von 100 Pflanzen darf man auf 70—75 Stück rechnen, und schon im Jahr 1896 wurden mehr als drei Millionen Kisten Ananas von Florida aus nach den Städten im Norden verfrachtet.

Wie in andern Ländern der Erde, so waren auch in Florida in den letzten Jahren die Witterungsverhältnisse ganz merkwürdige. Eine kurze Kälte von 1° R. am 1. Januar 1898 ertrugen die Ananas insofern, als nur die Blätter erfroren, während das Herz gesund blieb. Die Pflanzen erholten sich wieder. Im Februar 1899 aber trat eine mehrtägige Kälte von 2—4° R. ein und die Pflanzungen selbst im Süden, bis Miami hinunter, wurden in einer Weise verwüstet, daß ein Teil der fleißigen Ansiedler gezwungen war, das Land wieder zu verlassen.

4. Allerlei Jagd in Pompano.

Die Jagd auf den ersten Alligator war für alle Beteiligten eine höchst interessante und aufregende.

Am ersten Sonntagmorgen nach Vollendung des Hausbaus, als wir nach angestrengter Wochenarbeit uns des neuen behaglichen Besitzes erfreuten und unsere heimatlichen Zeitungen lasen, stürmte einer der Nachbarjungen herein: „Ein Alligator — drunten an der Brücke."

So nannten wir die drei unbehauenen Fichtenstämme, die wir als Steg über das zehn Fuß breite Flüßchen gelegt hatten und über die vom Kanal aus sämtliches Baumaterial für die Häuser unter viel Beschwerlichkeit hatte getragen werden müssen. Manchmal war einer der Träger auf den runden Stämmen ausgeglitten und bis an die Hüfte in Wasser und Schlamm geraten, bis endlich der Steg durch etliche aus dem Meer gezogene Balken ersetzt wurde.

Dort sollte der Alligator liegen. Also schnell die Gewehre von der Wand, während Meyer seinen Revolver und eine ganze Schachtel Munition auf einmal holte. In zwei Minuten waren wir an der Brücke, wo das Tier

im seichten Wasser ruhig lag. Es war ein schöner Kerl von neun Fuß Länge, der uns mit seinen kleinen Augen anklotzte.

Auf zwei Meter Entfernung gab ich einen Kugelschuß von der Brücke herab auf ihn ab. Aber die Kugel schlug hinter dem Kopf auf den Panzer, wo er gerade am stärksten war und prallte ab ohne weiteren Eindruck, als daß das Tier langsam das Bächlein hinunter sich weiterschob. Ich blieb auf der Brücke, während M. und E. mit ihren Schußwaffen durch das beinahe mannshohe Gras hinabsprangen, um dem Flüchtling den Weg zu versperren. Während des Laufens aber schoß M. sämtliche sechs Revolverläufe ab, teils traf er gar nicht, teils schadeten die Schüsse dem Dickhäuter nicht, während E. demselben einen Schuß durch den Schwanz beibrachte, der es zur Umkehr veranlaßte. Da auf einmal verschwand M. unter großem Hilfegeschrei vor unseren Augen. Er war in einen seitlichen Graben, den er bei dem hohen Graswuchs und in der Aufregung der Jagd nicht beachtet hatte, gesunken. Bis an die Achseln stak er im Wasser und Sumpf und eben jetzt schwamm das angeschossene Tier langsam auf ihn zu. Die Gefahr für M. war keine kleine. Ich rief ihm von meinem erhöhten Standpunkt aus zu, sich auf den Bachrand zu wälzen, während E. ihn von hinten packen und zurückreißen konnte. Kaum lag er über dem Rand, als das Tier schon neben ihm erschien, dem er liegend eine Revolverkugel nach der andern ins Maul schoß, ohne weitere Wirkung. Ich rief M. zu: „ruhig liegen bleiben, ich schieße," und schoß der Bestie eine Kugel mitten zwischen die Augen. Ein Ruck und es lag tot auf dem Rücken, zwei Fuß von M. entfernt. „Gottlob," kam es von unsren Lippen. Eine völlige Abspannung überkam uns unerfahrene Jäger nach diesen

aufregenden, gefährlichen Augenblicken. Es war die größte Unvorsichtigkeit gewesen, dem Alligator in seinem Element unter so ungünstigen Verhältnissen nachzugehen und hätte großes Unglück bringen können. Wir haben seither noch manchen Alligator geschossen, aber vom festen Standpunkt aus, und dabei immer gefunden, daß eine Kugel zwischen die Augen das stärkste Tier in einem Augenblick tötet. M. erhielt als Siegespreis das Fell des Alligators, während der Kadaver eine Beute der Aasgeier wurde, die in zwei Tagen so damit aufräumten, daß nur die nackten Knochen übrig blieben.

Die Aasgeier sind eine wahre Wohlthat für das ganze Land, sie bilden gleichsam die Gesundheitspolizei. Denn wo ein Aas, selbst das kleinste, liegen mag, da sammeln sich diese Geier und in kürzester Zeit ist nichts mehr davon vorhanden. Darum wird niemand einen Aasgeier erschießen, zumal mit der Beute nichts anzufangen ist. Eigentümlicher Weise verschwanden fast sämtliche Aasgeier kurze Zeit nachdem es mit dem Krieg auf Kuba Ernst geworden war. Ob sie dort mehr und bessere Beute fanden?

Die Neger am Cypreß-Creek, die große Liebhaber des Fleisches vom Opossum waren, während die Weißen dasselbe verabscheuten, hatten uns gleich anfangs geraten, Holzfallen zu machen, um die Tiere bei Nacht zu fangen. Auf diese Weise gelang es uns, manches derselben zu fangen. Die Fallen bestanden einfach aus einer Holzkiste mit einer Fallthüre. Hinten hinein wird ein Stück Fisch gelegt, nach dem diese Tiere sehr lüstern sind. Auf Hühner sind diese virginischen Beutelratten ungemein aus, wie auch unsrem Nachbarn in einer Nacht elf Hühner von ihnen getötet wurden; sie saugen nur das Blut aus und lassen die toten Hühner liegen. Einmal fanden wir am Morgen ein

noch ganz junges Tierchen in der Falle, das wir nicht töten mochten, weil es so niedlich war. E. unternahm es, das Opossum zu zähmen, und in etlichen Tagen war es im Haus ganz heimelig geworden, fraß aus der Hand und hing oft stundenlang an seinem langen Schwanz von einem Querbalken im Zimmer herab. Bei Nacht hielten wir es an einer Schnur vor dem Haus angebunden. Einmal hörten wir in der Nacht einen Lärm, als wir am Morgen nachsahen, war die Schnur durchgenagt und das Tierchen verschwunden; seine Mutter hatte es befreit. Eigentümlich ist diesem Tier, daß es sich tot stellt, wenn es verfolgt wird. Man kann es in die Hand nehmen, ohne daß es sich rührt; glaubt es sich sicher, so eilt es davon. Seine Größe ist die einer recht großen Hauskatze.

Eine traurige Jagd sollten wir miterleben. Eines Morgens, als wir eben auf dem Ananasfeld an der Bahn beschäftigt waren, kamen zwei junge Amerikaner, die aus dem Zug von Miami ausgestiegen waren, und frugen, ob wir nicht Lust hätten, uns ihnen für den Tag zu einer ausgedehnteren Jagd, teils auf Hirsche, teils auf Alligatoren anzuschließen. Besonders hatten sie es auf den Fang von ganz jungen Alligatoren abgesehen, die sie mit in ihre Heimat nehmen wollten, wo sie von den Damen des Hauses als Kuriosität im Zimmer gehalten werden. Sie hielten sich während der Wintermonate in Miami auf, die meiste Zeit mit Jagd und Fischfang beschäftigt. Für diesen Tag hatten sie eine Anzahl Indianer gemietet, die den Standort des Wildes kannten und ihnen als Treiber dienen sollten. Da diese von einem reichen Wildstand in der Nähe der Everglades gesprochen hatten, so hofften die Männer, die Jagd werde reiche Beute bringen.

Wir hatten nur ein Gewehr mit aufs Feld genommen und somit konnte sich nur einer wirklich an der Jagd be-

teiligen; denn Treiberdienste zu thun oder nur zum Zeitvertreib mitzugehen und zuzuschauen mochten die anderen nicht. Zunächst wurde mit den Indianern fünf Kilometer nach Westen durch die Prärie marschiert, wo die Indianer auf ein kleines Wäldchen wiesen, hinter welchem die Hirsche weiden sollten. Sie wollten im Bogen die Herde umgehen und dann den Schützen entgegentreiben, die sich in der Ebene bis an den Cypreß-Creek hin aufstellen und das hereinbrechende Wild empfangen sollten. Die Jäger stellten sich auf und warteten ruhig, bis sie zum Schuß kommen würden. Die Indianer zogen indes in großen Bogen um das Gehölz herum, und nach dreiviertelstündigem Warten ertönte der langgezogene Jagdruf derselben: Ha-o-i, Ha-o-i! In wilder Flucht kam das Rudel auf die Jäger angestürmt, die eben noch Zeit hatten, loszudrücken, als sie schon von den Tieren überrannt und zu Boden gerissen wurden. In einem Augenblick war alles vorüber; zwei Hirsche lagen erlegt da; die Indianer schätzten das Rudel auf sechzig Stück.

Da eine weitere Jagd auf Hirsche aussichtslos war, wurde beschlossen, nach Alligatoren zu suchen, und schlug man deshalb die Richtung nach dem Cypreß-Creek ein, wo sich in dem flachen, schlammigen Wasser oft eine Menge dieser Tiere aufzuhalten pflegen. Auch jetzt wollten die Indianer als Treiber von oben her dienen und sollten die Amerikaner unten sich aufstellen, wobei ihnen noch besondere Vorsicht wegen der dort häufigen Klapperschlangen anempfohlen wurde. In der That wimmelte es in diesem Teil des Flusses von allen möglichen giftigen und ungiftigen Schlangen, die in großen Knäueln in einander geflochten zu sehen waren. Die zwei Männer hielten sich zu einander und suchten eine Stelle mit weniger hohem Gras, um bessere Treffgelegenheit zu finden. Die Indianer zogen

dem Fluß entlang und fanden auch drei junge eineinhalb Fuß lange Alligatoren, die mit weit aufgesperrtem Rachen den Feind erwarteten. So ein kleiner Alligator ist ein drolliges Tier, das nur aus Maul und Schwanz zu bestehen scheint, wenn es auf die Vorderbeine hoch aufgerichtet und auf den Schwanz gestützt, mit offenem Rachen den Angreifer grimmig anfaucht.

Eben hatten die Indianer die Tierchen ergriffen und ihnen das Maul mit einer Schnur zugebunden, da erscholl ein furchtbarer Angstschrei von der Stelle her, in der die Amerikaner stehen mußten. So schnell als möglich eilten die Indianer zurück und fanden beide Männer im Gras hingestreckt. Sie waren von Klapperschlangen gebissen worden. Der eine hatte in furchtbarer Entschlossenheit sofort, nachdem er in die Wade gebissen war, sein Jagdmesser genommen und sich ein großes Stück Fleisch um die Bißwunde her weggeschnitten und die Wunde bluten lassen. Seine Kräfte schwanden und es war höchste Zeit, daß Hilfe erschien. Der andere war an der Seite des Schienbeins gebissen, hatte aber nicht den Mut, wie sein Freund, die Wunde auszuschneiden und lag nun in großen Schmerzen beinahe bewußtlos da. So schnell als möglich wurde das Bein oberhalb des Kniees eingeschnürt, so fest, daß kein Blut mehr nach oben zirkulieren konnte, und ihm mehreremale tief in die Wunde geschnitten. Das Blut floß wohl reichlich, aber die Hilfe kam zu spät! Nach zwei Stunden war der junge Mann eine Leiche! Den Verwundeten trugen die Indianer so gut es ging auf Baumstämmchen nach der Station Pompano zurück, wohin sie denn auch den Leichnam seines Kameraden holten. Mit dem Abendzug wurde die Rückreise nach Miami angetreten, und mit tiefer Erschütterung erfuhren die umwohnenden Ansiedler von der so unglücklichen Jagd. Wie

wir später hörten, ist der Verwundete nach längerem gefährlichem Kranksein genesen und dann sofort in seine Heimat im Norden abgereist.

Aufs neue war diese traurig endende Jagd eine Mahnung zur Vorsicht, besonders in solchen Gegenden, wo noch wenig Land kultiviert ist. Man giebt den Rat, beim Biß einer Giftschlange sofort und so viel als möglich Cognac oder sonstigen Branntwein zu trinken. Das Fatale aber ist, daß man in der Gegend gar keinen Cognac haben kann, auch nicht auf jedem Gang solchen mit sich führen möchte. Möglich, daß der Genuß von gebrannten Wassern gegen das Schlangengift hilft. Die Ansiedler in Florida aber meinen, man soll nur Cognac trinken, bis man tot sei! Sie wollen damit sagen: sterben muß man doch, trotz des Cognacs; es ist aber besser, sich und die Schmerzen durch denselben zu betäuben, bis der Tod ein Ende bringt! Jedenfalls ist das Ausschneiden der Wunde das allerbeste Mittel gegen den Tod, aber Mut gehört dazu, den nicht jeder hat.

Ganz merkwürdig ist, daß die Indianer, die doch stets barfuß und bis an die Knie nackt gehen, so selten von giftigen Schlangen gebissen werden. Oder mag es sein, daß man eben davon nichts erfährt und sie in ihrer angebornen Stumpfsinnigkeit von solchen Fällen einfach nicht reden? In welchem Maße ihre Zahl zu- oder abnimmt, kann ja doch niemand sagen, da sie sich außerhalb jeder Kontrolle stellen.

5. Eine Bootfahrt nach Fort Lauderdale.

Das Boot, das wir in Linton erstanden hatten, gehörte nicht zu den besten; es war schwer und brauchte daher stets zwei Mann zum Rudern, wenn man einigermaßen rasch vorankommen wollte. Aber gesund ist solches

Rudern und wie schmeckt Essen und Schlafen, wenn man auf einer längeren Fahrt seine Schuldigkeit hat thun müssen.

Um den Mängeln abzuhelfen, kam mein Kleiner nach langem Überlegen auf den Gedanken, dem Boot einen tieferen Kiel zu geben und ein möglichst hohes Segel einzusetzen, so daß man bei günstigem Wind ohne Ruder, und zwar schneller noch als mit diesen, fahren könnte. Hoch mußte das Segel sein, damit es der Wind über das hohe Kanalufer her noch fassen und blähen konnte.

Die Neuerungen und Verbesserungen waren ausgeführt, auch im Kanal selbst etwas erprobt worden und wir wollten nnn einmal rechten Gebrauch machen von unsrem Schnellsegler und dazu eine Fahrt nach Fort Lauderdale unternehmen. Morgens um drei Uhr fuhren wir ab. Da kein Wind ging, mußten wir rudern, wobei halbstündlich abgewechselt wird. Wunderbar schön ist eine solche Fahrt in der Morgenkühle, ehe die Sonne erscheint, wenn alle Sträucher und Gräser vom erfrischenden Tau der Nacht triefen nnd das Leben in der Tierwelt eben erst erwacht. Ruhig und glatt liegt der Kanal und läßt auf Kilometer Entfernung alles erkennen, was auf seiner Oberfläche sich zeigt. Da zwei, drei, sechs große schwarze Flecke, hundert bis zweihundert Fuß von uns weg; sie drehen sich uns zu und auf einmal sind sie verschwunden. Es sind die dicken Köpfe von Alligatoren, die uns gewittert und sich geborgen haben, um nach kurzer Zeit weiter unten wieder über dem Wasser zu erscheinen und mit den kleinen Schlitzaugen die Welt anzuglotzen. Dann und wann hüpft ein Mullet, ein dicker Fisch, zwei bis drei Fuß über das Wasser empor, schaut sich die Welt an und taucht wieder unter in sein Element; oder eine Schlange, schön blau oder grün von Farbe, schießt mit stolz gehaltenem Kopf in schnellen Windungen über den Kanal;

denn sie alle verstehen das Schwimmen vortrefflich, ja sind dem Fischer im Boot recht gefährlich durch ihre Gewandtheit, mit der sie sich ins Boot hereinzuschnellen verstehen.

Fischreiher stehen an den seichten Stellen des Kanals und warten auf Beute. Jetzt wäre Gelegenheit, einen solchen Prachtkerl zu erlegen. Also das Gewehr her, ein Knall, der donnerähnlich durch die Stille des Morgens von nahen Fichten- und Palmenwäldern zurückgeworfen wird, und das Tier schwimmt zappelnd auf dem Wasser. Als aber einer sich hinausbeugt und den Vogel am Kragen ins Boot ziehen will, stößt dieser ihn mit seinem scharfen Schnabel durch das dicke Leder der Schuhe tief ins Fleisch, daß er im Schmerz das nur verwundete Tier wieder fahren lassen muß. Wunden aller Art wollen im tropischen Klima ernst genommen werden und so waschen und verbinden wir auch diese Wunde sorgfältig.

Zehn Kilometer weit führt der Kanal in beinahe kerzengerader Richtung bis zum ersten großen See. Die Ufer auf dieser Strecke sind flach und einförmig, alles ein weites, sumpfiges Grasfeld, an dessen Ende, ein bis zwei Kilometer entfernt, der Palmetten- und Föhrenwald beginnt, der auch gegen das Meer hin die Grenze bildet. Sowie der Kanal in den See mündet, wechselt die Landschaft, und üppiger Wald mit Eichen und Cypressen umsäumt das ganze Ufer des klaren ruhigen Sees.

Dort war stets die Haltestelle für Bootfahrer; denn die Hälfte des Wegs nach Lauderdale ist nach zweistündigem Rudern erreicht und eine Erfrischung thut gut. Proviant und ein großer Steinkrug mit kaltem Kaffee ist mitgenommen worden, und während eben die Sonne über dem Meer zur Linken aufsteigt, rasten wir hingestreckt im kühlen Sand.

Der Kanal ist hier, wie auch bei den andern Seen, mittendurch gegraben und durch Pfosten, mit alten Petroleumfässern darüber gestülpt, wird die Fahrbahn besonders für Dampfboote kenntlich gemacht. Nachdem der See zurückgelegt ist, geht der Kanal in einen hübschen, tiefen Fluß über, der sich in scharfen und kurzen Windungen durch Wald und Prärie durchschlängelt, bis weit in sein Wasser herein mit Mangroven-Bäumen bestanden. An diesen Bäumen wachsen von den Ästen herab schlanke, kerzengerade Schosse, die sobald sie den Schlamm erreichen, sofort Wurzeln fassen. Je größer und älter ein solcher Baum ist, desto zahlreicher sind seine Wurzeln, die sich allmählich zu einem undurchdringlichen Dickicht verwachsen. Wie überall, so zeigt sich auch hier im Fluß Ebbe und Flut. Der Fluß mündet in einen zweiten See, der mit Wasservögeln förmlich bedeckt ist, die mit lautem Geschrei auffliegen, um sich nach hundert Schritten wieder ins Wasser zu stürzen. Eine Schar von Kranichen, mehr als zweihundert beisammen, fliegt über unser Boot weg; Myriaden von Schwalben, die vom Norden gekommen sind und sich etliche Wochen hier aufhalten, bis sie noch weiter nach Süden ziehen, erfüllen hoch oben die Luft; in der Ferne sehen wir etliche majestätische Flamingos stehen, an die wir aber bei dem überaus seichten Wasserstand nicht heranfahren können.

Nach kurzer Kanalfahrt erreicht man den dritten und größten See, der durchschnittlich zwei Kilometer breit und acht Kilometer lang ist und zwei Flüsse in sich aufnimmt, die samt dem Kanal südlich ihren Ausfluß in den Ozean nehmen. Ein prachtvoller See! Ringsum üppiger Wald; herrliche Kokosnußbäume umrahmen das Ufer dem Meer zu, das nur durch einen fünfhundert Meter breiten Landstreifen vom See getrennt ist. Eine einzige menschliche

Niederlassung findet sich in dieser schönen Gegend, und das ist das Rettungshaus für Schiffsbrüchige, in welcher ein pensionierter Kapitän mit seiner Familie wohnt. Ihm ist die Aufgabe gestellt, bei einem Schiffbruch an der Küste das bereitstehende Rettungsboot ins Meer herabzulassen, Schiffbrüchige zu retten und ihnen in seinem Hause Unterkunft zu gewähren. Mitten in einem kleinen Wäldchen von Eichen und Palmen steht die geräumige Wohnung mit weitem Blick aufs Meer nach Süden und Osten, und freundlich wird der Wanderer von den weltverlassenen Bewohnern aufgenommen.

Bis hieher ging die Fahrt ganz nach Süden. Nun wendet sich die Wasserstraße genau nach Westen, den New River hinauf, und jetzt können wir auch den ziemlich starken Wind für uns benützen, der seither uns entgegen war und das Rudern sehr erschwert hatte. Das Segel wird eingezogen, das Ruder ins Boot genommen und ein stärkeres Ruder hinten als Steuerruder angebunden, und mit Macht schießt das Boot durch die Wellen. Das ist ein Genuß, wenn das seitlich liegende Fahrzeug durch das Wasser und die schäumenden Wellen dahingleitet. Schade, daß es nicht länger dauern sollte. Als der Fluß nach zwei Kilometer eine scharfe Wendung macht, wurde der Wind mit einem Schlag so heftig, daß das Steuerruder zerbrach und das Boot, ehe das Segel herunter genommen werden konnte, auf die Seite gelegt, mit Wasser halb angefüllt und mit Wucht in Gras und Gebüsch des Ufers hineingetrieben wurde. Da saßen wir fest. Zuerst galt es, das Wasser aus dem Boot zu schöpfen. Dazu führt man stets die Hälfte einer keulenförmigen Kürbisart, Gourd genannt, mit sich, wie sie auch die Indianer als Wassergefäß benützen. Alsdann müssen zwei über Bord springen und bis an die Hüften im Sumpf das Boot zurückschieben, bis

es wieder freie Bahn findet. Sonnenschein und kräftiges Rudern lassen die Kleider bald wieder trocknen. Nach einer halben Stunde strammer Arbeit ist das Ziel Fort Lauderdale erreicht. Die eigentliche Fahrt nimmt vier Stunden in Anspruch, aber da wir uns unterwegs mehreremale länger aufgehalten hatten, ist es 12 Uhr geworden, als wir am Kaufladen anlegen. Der Hunger ist groß. Allein es gilt warten, bis der Herr Kaufmann sein Mittagsmahl zu sich genommen hat. An Höflichkeit und Rücksichtnahme ist man hierzulande nicht gewöhnt und der Käufer ist um des Kaufmanns Willen da, nicht umgekehrt. Wir lassen uns im Schatten der Bäume nieder und warten geduldig, bis es dem Mann bequem ist, nach 1 Uhr seinen Laden aufzuthun und uns Käse und amerikanische Biskuits zu verkaufen, die nebst einem Becher Wasser aus der Quelle am Haus unser Mittagsmahl bilden; frugal, aber genügend. Neben uns warteten vier Indianer, zwei Männer und zwei Frauen, die mit ihren Kanoes den Fluß heruntergekommen waren und eine Anzahl Alligatoren- und Hirschfelle zum Verkauf brachten. Sie hatten sich die Zeit mit Fischstechen vertrieben und die Frauen waren daran, ein Abendessen zu bereiten. Der alte Neger, der uns bei unserer Ankunft als Briefträger in Empfang genommen hatte, kauert vor seiner Hütte, und zwei Blauvögel hüpfen ihm auf Schultern und Hände und picken ihm das Brot aus dem Munde; er hat sie sich zahm gemacht und sie sind wohl seine einzige Freude in seiner Einsamkeit.

Bis der Kaufmann in seinem Laden erscheint, ist inzwischen die Zahl der Indianer gewachsen; alte und junge stürzen zugleich in den Laden und betasten alle Waren mit ihren braunen Fingern. Ehrlich sind sie, darauf kann sich der Mann verlassen, und da sie seine besten Kunden sind, so läßt er sie ruhig gewähren. Wir lassen uns von

ihm, da er ja auch Postmeister ist, unsere und der übrigen Ansiedler von Pompano Postsachen geben, den verschiedenen Proviant in unser Boot schaffen und fahren ab, wobei ein Abschiedsgruß nicht erwidert wird. Das ist überhaupt so Sitte, daß man bei einem Besuch sich begrüßt, beim Scheiden aber auseinander geht, ohne weiter ein Wort zu verlieren.

Wir rudern den Fluß wieder hinunter und ergötzen uns an der üppigen Ufervegetation, die bei den verschiedenen Windungen des Flusses immer neue Reize dem entzückten Auge bietet. Und die Luft ist voll köstlichen, fast betäubenden Wohlgeruchs, die die Bäume und Sträucher ausströmen, besonders die Magnolien und der wilde Weinstock, der bis in die höchsten Baumäste sich emporrankt. So dicht bewachsen sind die immergrünen Ufer, daß ein Durchdringen unmöglich wäre. Auf den dürren Ästen der abgestorbenen Pechtanne hocken Hunderte von Aasgeiern und pflegen wohlgesättigt der Mittagsruhe; die Nähe des Menschen stört sie nicht.

Wie wir uns dem See wieder näherten und in etwas seichterem Wasser fuhren, verspüren wir am Boot ein Streifen des Kiels auf etwas Weichem, und das Boot wird aufgehoben und beinahe ganz auf die Seite gelegt. Als wir von unserem Schrecken uns erholt hatten und rückwärts schauten, erblickten wir eine mächtige Seekuh, über die wir weggefahren waren und die jetzt gemütlich dem Ufer zuschwamm, um dort das Gras abzuweiden. Eine ganze Anzahl dieser merkwürdigen Tiere war dort beisammen. Diese Seekühe oder Manati, eine Art Walfisch mit kurzer, dicker Schnauze und flachen Backenzähnen, sind harmlose Geschöpfe, die ein geselliges Leben führen und hauptsächlich von Gras sich nähren. Sie werden bis zweieinhalb Meter lang und bis zu 400 Kilogramm schwer

und sind dort unten am New River sehr häufig. Wir sahen eines dieser Tiere, das in Lauderdale geschossen worden war, abhäuten. Die Haut war fast zwei Zentimeter dick und mit wenigen Borsten bedeckt. Das Fleisch soll sehr gut sein; aber die Jäger dort aßen es nicht, sondern verkauften nur die Haut, die besonders zu eleganten Peitschen gebraucht wird.

Unten im See sahen wir einen Raddampfer von Miami her den Kanal heraufdampfen und beschlossen, ihn abzuwarten. Es war einer der alten Mississippidampfer, der zum Transport von Munition von St. Augustine herab nach Miami benützt wurde und nun auf der Rückfahrt begriffen war. Da wir die mächtigen Verhältnisse dieses Schiffes sahen und die kurzen Windungen weiter oben kannten, waren wir neugierig, zu erfahren, wie das Ungetüm wohl durchkommen werde. Wir fuhren daher langsam hinten drein und konnten auf dem See unser Segel benützen. Im Fluß nun blieb das Schiff einmal ums andere stecken, und streifte beim Versuch loszukommen das halbe Ufergebüsch ab. Der Kapitän rief uns zu, vorauszufahren, da wir sonst zu lange warten müßten. Mit knapper Not konnten wir unser Boot an der Seite des alten Kastens vorüberdrücken, der uns langsam folgte, sich von Zeit zu Zeit seitwärts und rückwärts drehend, um flott zu bleiben. Als aber der eigentliche Kanal erreicht war, konnte der Dampfer in schnellerem Tempo voranfahren, so daß wir nun genötigt waren, schleunigst in eine kleine Seitenbucht auszuweichen. Allein das vorbeidampfende Schiff wühlte mit seinem Rad am Hinterteil das Wasser in so gewaltigen Massen auf, daß unser Boot und wir selbst mit einer Flut von Wasser und schwarzem Schlamm überspritzt wurden, und froh waren, als das Ungetüm vorüber war.

Als die Sonne unterging, wo sich dann regelmäßig jeder Wind für etliche Stunden legt, mußten wir nochmals in die Ruder greifen und waren froh, unser Heim endlich wieder wohlbehalten zu erreichen.

6. Die erste Schildkröte.

Landschildkröten, die sogenannte Gopher, hatten wir um unser Haus her schon viele gesehen, auch schon etliche erlegt und verspeist. Das Fleisch ist gut und kräftig, aber eine Gopher giebt so wenig Fleisch, daß es kaum der großen Mühe wert ist, die das Schlachten und Ausnehmen mit sich bringt.

Aber eine Meerschildkröte! Eine solche hätten wir schon lange gerne gehabt, zumal die ältesten Ansiedler uns die Vorzüge derselben in den schönsten Farben geschildert hatten. Allein es galt zu warten, bis die Zeit erschien, in der diese Schildkröten an die Küste kommen, und das ist vom Mai bis August.

Der Mai war gekommen und mit ihm zeigten sich die Schildkröten vom Osten und Süden an der Küste, um in den Sand ihre Eier abzulegen, die dann die Sonne ausbrütet. Eigentümlich freilich war uns, daß wir nie junge Meerschildkröten antrafen, trotzdem Tausende von Alten ihre Eier an unserem Meeresufer gelegt hatten und wir sehr oft dorthin kamen. Was aus allen den Eiern wird, wissen wir nicht; nur soviel konnten wir herausfinden, daß Opossum, Waschbär, Schlange und anderes Getier ihr möglichstes thaten, um die Vermehrung der Schildkröten zu verhindern. Mit merkwürdiger Sicherheit wußten diese Tiere die Nester zu entdecken, in welchen Eier zu haben waren, und zeigten im Vertilgen derselben eine unersättliche Gier.

Vom ersten Vollmond im Mai an beginnt das Eierlegen und geht fort bis August, indem dieselbe Schildkröte im Lauf dieser Zeit zweimal zum Legen erscheint, wobei sie je 100—140 Stück auf einmal vergräbt. Langsam watscheln die großen schwerfälligen Tiere aus dem Ozean heraus, am sanftansteigenden Ufer hinauf, so weit, daß die Flut die Stelle nicht erreichen kann, wo die Eier liegen. Im Sand machen sie nun ein kreisrundes Loch mit glatter Wand, dreißig Zentimeter im Durchmesser und sechzig Zentimeter tief, in das sie ein Ei nach dem andern hinab fallen lassen. Darauf wird das Loch zugedeckt, der Sand in großem Umkreis umgewühlt und dann tritt das Tier den Rückweg ins Meer wieder an. Das ganze währt 25—30 Minuten. Die Schale des Eies ist elastisch, so daß man das Ei wie einen Gummiball auf den Boden werfen kann. Das Eiweiß ist ungenießbar; es läßt sich nie gar kochen. Das Eigelb aber ist vorzüglich und von dem eines Hühnereies, dessen Größe es auch hat, nicht zu unterscheiden.

Wenn das Eierlegen zu Ende ist und die Schildkröte sich eben anschickt, das Nest zu verlassen, dann ist der günstigste Zeitpunkt gekommen, sich des Tieres zu bemächtigen; dann gilt es, dasselbe schnell auf den Rücken zu werfen. Um ganz sicher zu gehen und besonders auch vor dem Biß des Tieres geschützt zu sein, muß man die Jagd dann unternehmen, wenn der Mond am schönsten scheint. Das ist auch für die Schildkröte die beste Zeit, am Ufer zu erscheinen.

Als der Mond schon ziemlich hoch am Himmel stand und die ganze Landschaft aufs prächtigste beleuchtete, gingen wir, mein Jüngster und ich, hinunter an den Meeresstrand, mit einem starken Stock und einem Strick versehen, um womöglich eine der Schildkröten für die Küche zu erbeuten

und so auch einmal wieder frisches Fleisch auf den Tisch zu bekommen.

Am Ufer, das weithin im Mondschein erglänzte, in welchem die kleinsten Gegenstände deutlich sich erkennen ließen, während die leichten Wellen des Meeres wie Silberfäden zwischen grünen Laubgewinden erschienen, hielten wir Umschau, um zu entdecken, ob eine Schildkröte komme oder schon da sei. Richtig, etwa zweihundert Fuß weiter oben am Ufer lag etwas Großes, Schwarzes. Wir schlichen hin, aber das Tier hatte uns gewittert und erreichte das Wasser, ehe wir es fassen konnten. Eier aber hatte es noch nicht gelegt; doch war das Nest vollkommen fertig gearbeitet. Wir durften sicher annehmen, daß das aufgescheuchte Tier in Bälde wieder irgendwo in der Nähe aus dem Meer aufsteigen werde und so hielt der eine den oberen, der andere den unteren Teil der Küste im Auge.

Da, nach zehn Minuten taucht wieder etwas Schwarzes vierhundert Fuß weiter unten am hellen Ufer auf und bewegt sich langsam dem Lande zu. Diesmal galt es, die rechte Zeit geduldig abzuwarten. Nach zwanzig Minuten eilten wir hin, wo die Schildkröte lag, ein mächtiges Tier. Natürlich wollte sie sofort auf und davon, als wir kamen. Darum mußte rasch gehandelt werden. Den Stock, den wir zu diesem Zweck mitgebracht hatten, steckten wir unter der hinteren Spitze des Panzers durch und suchten nun mit einem Ruck das Tier kopfüber auf den Rücken zu stürzen. Also: „Eins, zwei, drei, auf!“ Schon recht, wenn nur das Tier nicht mit dem hintern Lauf mir Gesicht und Augen derart mit Sand überschüttet hätte, daß ich etliche Augenblicke vollkommen geblendet war. Inzwischen machte es sich natürlich dem Meer zu auf den Weg. Wir aber sofort hinten nach, nochmals den Stock durchgesteckt, nochmals: „Auf!“ und nochmals ein Sandstrahl, der dies-

mal meinen Sohn traf. Wenn wir jetzt nicht rasch und energisch handelten, dann war die Beute uns entwischt, denn die Schildkröte war kaum noch drei Meter vom Wasser entfernt. In kurzen Worten feuerte ich meinen Sohn zum dritten Versuch an, der ja in der Regel zu gelingen pflege, und hielt ihm vor, es sei um unsere Ehre in Pompano geschehen, wenn wir ohne Schildkröte heimkämen, und kurz und gut, die Schildkröte mußten wir haben. Also noch einmal dran. Ein blitzschneller Ruck mit Anspannung aller Kraft und das Tier lag auf dem Rücken, es war gelungen! Wir selbst aber mußten uns ein wenig in den Sand setzen, denn das Tier hatte seine dreieinhalb Zentner und die Arbeit war schwer gewesen. Da lag es nun, hilflos, trotz seiner Stärke in Maul und Gliedern. Wütend schlug es mit seinen Pranken den Sand in Haufen auf; es konnte sich nicht wenden. Wir hielten ihm den armdicken, zähen Stock vors Maul und mit einem Biß der harten Kiefer war derselbe glatt durchgebissen, obgleich die Schildkröten keine Zähne haben. Ein Menschenarm wäre ebenso leicht weggebissen und daher die große Vorsicht, die man beim Fang haben muß, zumal man in dem Sand so schnell ausgleitet und zu Fall kommt.

Mittlerweile war es Mitternacht geworden, und da das Meer wieder zu steigen begann, galt es, die Schildkröte zu sichern, damit sie nicht von den Flutwellen erreicht wurde. Dazu hatten wir den Strick mitgenommen, den wir um ein Hinterbein banden und an dem wir nun das Tier weiter am Ufer hinauf ziehen wollten. Allein dazu reichten unsere Kräfte nicht; mit einer Bewegung seines Fußes vermochte das Tier uns wegzuziehen, zumal wir im Sand keinen festen Halt hatten. Wir mußten also Hilfe haben und so wurde schnell mein Ältester aus dem Bett geholt, und dann sofort der Schildkröte mit der Axt

der Hals durchgehauen, damit sie schnell verblutete. Auf andere Weise, etwa durch einen Schuß, ist das Erlegen dieser zähelebigen Tiere unmöglich. Der Hals war allein so dick wie ein Mannskopf und die schwulstige Haut kaum zu durchhauen. Als das Tier tot war, zogen wir es am Ufer hinauf, banden es an einem Balken fest und ließen es bis zum nächsten Morgen liegen, wo es ausgenommen wurde unter großem Jubel unserer Nachbarn. Denn alle konnten reichlich mit dem willkommenen Fleisch versehen werden; wir selbst ergötzten uns an riesigen Beefsteaks, trockneten den Rest in der Sonne und räucherten dann das getrocknete Fleisch noch ein wenig, so daß es monatelang gut blieb. Ich aber erklärte bestimmt, bei der weiteren Erlegung einer Schildkröte werde ich mich nicht mehr beteiligen.

Mehr als tausend Eier fanden wir im Innern des Tieres, von denen vierhundert so groß waren, daß sie in der Küche verwendet werden konnten. Die Schale war leider wertlos, so groß sie war. Nur die Schalen der grünen Schildkröte, deren Farbe ein schönes hellgrün zeigt, und die der Karett-Schildkröte, die das teure, durchsichtige Schildpatt für Dosen, Messer, Kämme 2c. liefert, haben einen Geldwert, der bis zu dreitausend Mark per Schildkröte steigen kann. Diese Arten kommen auch an der Küste von Florida vor, allein da sie nicht ans Ufer treten, muß man mit dem Boot ins Meer hinaus fahren und sie in Netzen fangen. Jedes Jahr gelingt der Fang einiger dieser wertvollen Tiere, die aber im Vergleich zur sogenannten Riesenschildkröte sehr selten sind.

7. Am Hillsborough Inlet.

Die Mündung eines Flusses ins Meer wird ein Inlet genannt, d. h. ein Einlaß des Meeres, das bei der Flut mit seinem Salzwasser hoch den Fluß und Kanal

hinauf und tief ins Land hineindringt. Eine Stunde oberhalb unsrer Ansiedlung, am Kanal hinauf, ist das Hilsborough Inlet, die Mündung des kleinen, aber schönen und fischreichen Hilsboroughflusses. Seine Mündung erbreitert sich zu einem hübschen See oder Hafen, der zur Zeit der Ebbe nur eine schmale Wasserstraße dem Meer zu offen läßt, bei der Flut dagegen mit starken Wellen bedeckt wird. Seine Ufer sind bewaldet, namentlich hängen Kokosnußbäume über den See herein, unter denen wilde Feigenbäume und wilde Birnbäume üppig gedeihen. Das Unterholz ist überall so dicht, daß von einem Durchdringen gar keine Rede ist, eine Unterkunftsstätte, wie sie Opossum und anderes Getier nur wünschen mag. Am Meeresufer entlang sind von einem benachbarten Ansiedler schöne junge Kokosnußbäume in großer Anzahl gepflanzt worden, die in etlichen Jahren Früchte bringen. Auf Palmsonntag holten wir hier für uns und unsre Nachbarn etliche Palmblätter, zum Teil zwanzig Fuß lang, mit denen wir das Äußere unsrer Häuser zierten.

Das Inlet war ein von uns viel besuchter Ort, besonders deshalb, weil wir dort allerlei Bedürfnisse für Haus und Küche befriedigen konnten. Von unsrem Badeplatz aus konnte man bequem am Meeresrand hinaufgehen. Überhaupt, wenn die Flußmündungen nicht wären, so wäre es möglich, die ganze Ostküste von Florida entlang zu Fuß hinabzuwandern und man hätte auf der ganzen Strecke einen guten, ebenen Weg auf hartem Sand. Am besten kommt man auf diesem Sand voran, wenn man barfuß geht; dabei aber hat man sich zu hüten, daß man nicht auf eine nasse Qualle tritt, wie das Meer sie ausspült; wenn diese luftigen Gebilde, einer Seifenblase vergleichbar, platzen, so erregt die Säure, die sie enthalten,

ungeheuren Schmerz an den Zehen. Sind die Quallen trocken, wie sie zu Tausenden in ihrer schönen blauen Farbe im Sand liegen, so schaden sie nicht, sondern geben nur beim Zertreten einen lauten Knall.

Mit der zurückgehenden Ebbe fahren wir ganz bequem im Boot den Kanal hinauf bis ans Meer. Hinaus ins Meer dürfen wir mit unsrem Boot uns nicht wagen, so verführerisch auch das glatte ruhige Meer erscheint. Wir würden den Rückweg gegen die Ebbe nicht mehr gewinnen und bei eintretender Flut würde unser Boot mit Gewalt irgendwo ans Ufer geworfen werden.

Jedesmal, so oft wir ans Inlet kamen, war die Mündung des Flusses verändert. Bald war sie weit, daß das Meer gewaltig hereinströmen konnte, bald so schmal, daß die Wogen sich türmten und alles mit sich fortrissen; bald war die Mündung ganz geschlossen, da bei besonders starker Flut riesige Sandmengen vor den Ausgang geworfen worden waren.

In der inneren Bucht ist der Fang von Meerfischen sehr ergiebig, die besonders bei Mondschein an der Angel gerne anbeißen. Manchmal aber ist es ein starker Carvalho, ein flacher, in New-York sehr geschätzter Fisch, oder ein Pompano, der nicht bloß den Köder mit der Angel, sondern die Angel samt der Schnur wegreißt und damit in der Tiefe verschwindet. Da sich durch Ebbe und Flut überall kleine Seen bilden, so treibt man auch die Fische von einem in den andern, bis sie im letzten alle beisammen sind; dann wird der Ausgang mit Sand zugeworfen und mit dem Segel des Bootes als Netz werden die Fische in Menge gefangen.

Der Haifisch, diese gefürchtete Hyäne des Meeres, ist nirgends so häufig, wie an diesem Inlet, wo eben die Enge der Mündung und der Reichtum an Fischen seiner

Freßgier Beute genug verschaffen. Fünf, zehn, fünfzehn große und kleine Haie schwimmen in dem oft kaum drei Fuß tiefen Wasser auf und ab, leicht kenntlich an der dreieckigen, segelartigen Rückenflosse; sie erhaschen was in den Fluß hinauf will oder was aus dem Fluß herauskommt. Wir haben unser Gewehr mitgenommen und versuchen einen derselben zu erlegen. Aber obgleich sie mit dem halben Rücken über das Wasser herausragen und wir die Kugeln auf kaum zwanzig Gänge abgeben, macht der Schuß keinen Eindruck auf das Tier, das in gleich langsamem Tempo weiter schwimmt, als ob nichts geschehen wäre. Die dortigen Ansiedler fangen die Haie mit besonderen Angeln, die aber auch in der Regel am nächsten Tag samt Köder verschwunden sind. Aus den gefangenen Haifischen wird ein ausgezeichneter Dünger fürs Tomatenfeld bereitet.

Was wir diesmal hauptsächlich am Strand suchen, sind Flaschen, womöglich mit sicherem Verschluß, da wir aus Hollunderbeeren einen Wein gemacht haben, den wir gerne gut verschlossen aufbewahrt hätten. Wir wandern daher an der Küste hinauf. Allerlei brauchbare Sachen fallen uns da in die Hände: Blechbüchsen, große und kleine Kistchen, Fässer, Stricke, Besen und sonstiger Hausrat. Was davon verwendbar ist, wird bei Seite gelegt. Flaschen haben wir auch genug beisammen, darunter Münchner Export-Bierflaschen, und etliche Einmachgläser mit recht gutem Verschluß. Man kann wirklich den ganzen Haushalt ausrüsten und ergänzen mit den gestrandeten Gütern. Einmal nahmen wir einen ganz neuen Amerikanerstuhl nach Haus, ein andermal einen neuen Tropenhelm, und einer unsrer Nachbarn fand dort ein unversehrtes großes Boot, das als das leichteste und schnellste unter allen Booten der Kolonie erfunden und darum in der

Regel für den Transport der Waren und Postsachen nach Fort Lauderdale benützt wurde. Ruder für unsere Boote, Stangen für Segel, ja Segel selbst fanden sich daselbst immer wieder vor.

Vor zwei Jahren strandete weiter oben an der Küste ein Schiff, das mit Wein von Spanien nach Amerika unterwegs war und der ganze Strand lag voll mit Xeres- und Malaga-Weinfässern. Die Anwohner kamen zusammen, schlugen ein Faß nach dem andern auf und begannen ein dreitägiges Trinkgelage, das erst ein Ende nahm, als die Behörde einschritt und das Strandgut mit Beschlag belegte. Ein einziger war so schlau gewesen, von dem herrenlosen Gut einige Fässer in seine Wohnung zu spedieren, und nachdem er den Wein in Flaschen gefüllt hatte, betrieb er in der Stille einen ganz einträglichen Weinhandel im Kleinen.

Zum Bau unsrer Küche holten wir am Strand zwei Thüren und ein Fenster, dem allerdings das Glas fehlte, das aber durch ein Moskitonetz ersetzt wurde. Alle diese Gegenstände gaben Zeugnis davon, daß irgendwo im Ozean, vielleicht Tausende von Kilometern entfernt, ein Schiff im Sturm gewesen, dem Sturm vielleicht zur Beute geworden und durch die Wogen zerschlagen worden war; nach langer Fahrt waren dann die einzelnen Stücke und Trümmer an unsrer Küste gelandet. Von viel Jammer und Ängsten und herzzerreißendem Elend verunglückter Meerfahrer könnten diese Trümmer erzählen, bis der Tod allem ein Ende bereitete im Grab der Wellen.

Ja ein Grab! Eben wollten wir wieder umkehren, als wir fünfzig Schritte oben am Strand etwas Weißes leuchten sahen. Wir gingen hin und fanden ein wirkliches Grab im Sand, sicher von der Meeresflut! Ein zwei Fuß großes Stück von einem weißen Korallenfelsen stand

aufrecht zu Häupten des Grabes, während kleinere Stücke rings um den Grabhügel gelegt waren. An einem starken Grasbusch daneben war ein Taschentuch angebunden, das im Wind flatterte. Wen mochte das Grab, das noch ziemlich frisch war, einschließen? Dem sehr feinen weißen Taschentuch nach zu schließen, mußte es eine Dame sein, die hier ruhte. Ein Namenszug war nicht in demselben. Wir huben den Stein auf, um zu sehen, ob nicht irgendwelche Nachricht darunter liegen möchte; wir gruben den Sand unter dem Taschentuch auf, aber alles vergebens. Keine Kunde, wer hier in dieser menschenverlassenen Einöde am Meeresstrand dem Grab übergeben worden war. Wer es auch sein mochte, am großen Auferstehungstage wird auch dieser einsame Tote erscheinen und es wird dann offenbar werden, wer er gewesen und wie er gestorben! Ich muß sagen, es machte einen tiefernsten Eindruck auf uns, als wir so plötzlich vor ein Grab gestellt wurden und der Gedanke an die Hinfälligkeit alles Irdischen uns so furchtbar ernst nahegerückt war, während das grenzenlose Meer zur Rechten die unermeßliche Ewigkeit versinnbildlichte. Wie leicht konnte der Tod gerade bei einem Leben, wie wir es da unten in der Einsamkeit und Wildnis führten, auf Schritt und Tritt herantreten, und wer frug weiter darnach, ja wer erfuhr am Ende überhaupt, was aus so einem Menschenkind geworden? So war in einem der Seen, Fort Lauderdale zu, kürzlich ein männlicher Leichnam gefunden worden; weit und breit kein Boot, auf dem der Mann dorthin hatte kommen können. Wer war er? niemand kannte ihn. War er verunglückt oder hatte er den Tod freiwillig gesucht? niemand wußte es. Im Sand wurde er begraben und zwei übers Kreuz gebundene Fichtenstämmchen bezeichnen die Stätte, wo der Tote ruht.

Stille kehrten wir wieder um.

Beim Boot angekommen, machten wir Feuer, zu dem wir vom Wrack eines mächtigen Schiffes, das seit vielen Jahren schon dort hinten in der Bucht liegen mußte, das Holz nahmen. Das Leben forderte sein Recht, und da wir Pfanne und Schmalz mitgebracht hatten, stillten wir den Hunger an einer Portion gefangener Fische.

Mittlerweile ging die Sonne unter und schnell, wie es in diesen Zonen der Fall ist, ohne Zwielicht, senkte sich Dunkelheit auf Land und Meer, dessen Rauschen dann nur um so mächtiger wirkt. Noch war die Flut nicht eingetreten und wir mußten sie notwendig erwarten, um leichter durch den See in den Kanal und in diesem nach Hause zu kommen. So war es ganz Nacht geworden, als wir vom Strand abstießen. Wie nicht anders zu erwarten, verloren wir in der Dunkelheit bald das richtige Fahrwasser und mit einemmal lagen wir fest im Sand mit unsrem Boot. Die Richtung, nach der wir fahren mußten, hatten wir noch undeutlich im Kopf, auch gab das Rauschen des Meeres uns einen Fingerzeig, in welcher Richtung wir nicht fahren durften. Allein es konnten Stunden vergehen, bis das Wasser so gestiegen war, daß es uns wieder flott machen würde. Bis an die Hüften im Wasser stießen zwei das Boot vor sich her der größeren Tiefe zu. In der Stille der Nacht mußte unsre etwas laute und aufgeregte Unterhaltung weithin gehört worden sein, denn mit einemmale erschallte uns ein langgezogenes A-hoi! A-hoi! entgegen, dem wir ebenso antworten.

„Wer seid ihr?“ wird gefragt.

Wir geben Auskunft und erhalten die Weisung, zuerst etwas nach rechts und dann gerade aus auf das Licht zuzurudern, das sogleich angezündet werde. Und in der That erblickten wir das Licht einer Laterne, dem wir nun zusteuerten, und wir fanden am Eingang in den Kanal

einen unsrer Ansiedler, der in Linton oben gewesen war und nun hier die Flut zu schnellerer Heimfahrt abgewartet hatte. Welch' ein Glück für uns! Denn wahrscheinlich hätten wir die ganze Nacht im Boot oder an irgend einem Teil des Ufers zubringen müssen. So machen es die heimatlos Zureisenden, die dann ein Feuer unterhalten, um schädliche Tiere abzuschrecken.

Wir fuhren nach Haus und da die Flut mit uns war, so sahen wir bei dieser dunklen Heimfahrt das Leuchten des Meerwassers so herrlich, wie noch nie zuvor. Wenn das Ruder aus dem Wasser herauskam, so war es wie flüssiges Silber, das von demselben abfloß, und wenn es ins Wasser eintauchte, so leuchtete es hell herauf aus der Tiefe des Wassers. Woher dieses phosphorgleiche Leuchten des Meerwassers kommt? Man nimmt an, daß Millionen winzig kleiner Lebewesen durch die Bewegung des Wassers den herrlichen Glanz verursachen, der uns die Bahn, die wir fahren mußten, ganz deutlich erkennen ließ und uns bis an unsre Landungsstelle in gleicher Stärke begleitete.

8. Licht- und Schattenseiten.

Der wahrheitsgetreue Bericht muß beidem gerecht werden, dem Guten, wie dem Schlimmen, das im täglichen Leben bei solcher Weltabgeschiedenheit in wechselnder Reihe sich einzufinden pflegt. Es ist ja sicher, daß man in ganz neuen und fremden Verhältnissen mitten drin stehend sich selbst zur Ermutigung das Gute, das an ihnen ist, immer wieder in den Vordergrund treten läßt und dem Unangenehmen womöglich auch noch eine gute Seite abzugewinnen sucht. Wäre dem nicht so, dann würde der melancholische Geist im Menschen die Oberhand gewinnen und das Leben würde unerträglich, sintemal man dort drüben so ganz auf sich selbst angewiesen ist. Übrigens auch in der Rück-

erinnerung, wenn die einzelnen Ereignisse wie auch der ganze Zeitraum am geistigen Auge vorüberziehen, treten die Lichtpunkte immer wieder in den Vordergrund, und wenn auch viel Schatten vorhanden war, so beweist das nur, daß auch viel schönes und freundliches Licht sich zeigte.

Wie schön gestaltete sich das Verhältnis zwischen Vater und Söhnen im engen Raum des selbstgebauten Wohnhäuschens, wie draußen in Gottes freier Natur bei der Arbeit und bei der Erholung. Jedem war das ganze dortige Leben neu, und jeder sah es mit seinen eigenen Augen an, und daher das gegenseitige Aussprechen, das gemeinsame Überlegen und dann Ausführen dessen, was notwendig war. Abends, wenn wir nach der Arbeit des Tages unter unsren Netzen vor den Angriffen der lästigen Moskitos sicher auf unsrem Lager ruhten, wurde der Arbeitsplan für den nächsten Tag besprochen und jedem sein Posten in- oder außerhalb des Hauses angewiesen und wenn dann die Sonne den neuen Tag brachte, wußte jeder, was von ihm erwartet wurde, und griff fröhlich die Arbeit an. Und wenn die Nachrichten aus der Heimat eintrafen, in Briefen oder regelmäßigen Zeitungssendungen, so wanderte man mit einander durch die alten, teuren Stätten und gedachte seiner Lieben eines nach dem andern, und mit Fragen und Antworten wurden die Bande mit der Familie, wie mit der alten Heimat neu und fester geknüpft.

Und in den Zeiten unfreiwilliger Muse, wenn strömender Regen jedes Arbeiten auf dem Feld, ja das Draußensein überhaupt unmöglich machte, dann wurden die mitgebrachten Bücher vorgenommen und Altes aufs neue gelesen und besprochen, sogar auch Studien in alten Sprachen nicht versäumt. Wie traulich war es an den Sonntagen, die so recht Tage der Ruhe waren; vormittags wurde

einen unsrer Ansiedler, der in Linton oben gewesen war und nun hier die Flut zu schnellerer Heimfahrt abgewartet hatte. Welch' ein Glück für uns! Denn wahrscheinlich hätten wir die ganze Nacht im Boot oder an irgend einem Teil des Ufers zubringen müssen. So machen es die heimatlos Zureisenden, die dann ein Feuer unterhalten, um schädliche Tiere abzuschrecken.

Wir fuhren nach Haus und da die Flut mit uns war, so sahen wir bei dieser dunklen Heimfahrt das Leuchten des Meerwassers so herrlich, wie noch nie zuvor. Wenn das Ruder aus dem Wasser herauskam, so war es wie flüssiges Silber, das von demselben abfloß, und wenn es ins Wasser eintauchte, so leuchtete es hell herauf aus der Tiefe des Wassers. Woher dieses phosphorgleiche Leuchten des Meerwassers kommt? Man nimmt an, daß Millionen winzig kleiner Lebewesen durch die Bewegung des Wassers den herrlichen Glanz verursachen, der uns die Bahn, die wir fahren mußten, ganz deutlich erkennen ließ und uns bis an unsre Landungsstelle in gleicher Stärke begleitete.

8. Licht- und Schattenseiten.

Der wahrheitsgetreue Bericht muß beidem gerecht werden, dem Guten, wie dem Schlimmen, das im täglichen Leben bei solcher Weltabgeschiedenheit in wechselnder Reihe sich einzufinden pflegt. Es ist ja sicher, daß man in ganz neuen und fremden Verhältnissen mitten drin stehend sich selbst zur Ermutigung das Gute, das an ihnen ist, immer wieder in den Vordergrund treten läßt und dem Unangenehmen womöglich auch noch eine gute Seite abzugewinnen sucht. Wäre dem nicht so, dann würde der melancholische Geist im Menschen die Oberhand gewinnen und das Leben würde unerträglich, sintemal man dort drüben so ganz auf sich selbst angewiesen ist. Übrigens auch in der Rück-

erinnerung, wenn die einzelnen Ereignisse wie auch der ganze Zeitraum am geistigen Auge vorüberziehen, treten die Lichtpunkte immer wieder in den Vordergrund, und wenn auch viel Schatten vorhanden war, so beweist das nur, daß auch viel schönes und freundliches Licht sich zeigte.

Wie schön gestaltete sich das Verhältnis zwischen Vater und Söhnen im engen Raum des selbstgebauten Wohnhäuschens, wie draußen in Gottes freier Natur bei der Arbeit und bei der Erholung. Jedem war das ganze dortige Leben neu, und jeder sah es mit seinen eigenen Augen an, und daher das gegenseitige Aussprechen, das gemeinsame Überlegen und dann Ausführen dessen, was notwendig war. Abends, wenn wir nach der Arbeit des Tages unter unsren Netzen vor den Angriffen der lästigen Moskitos sicher auf unsrem Lager ruhten, wurde der Arbeitsplan für den nächsten Tag besprochen und jedem sein Posten in- oder außerhalb des Hauses angewiesen und wenn dann die Sonne den neuen Tag brachte, wußte jeder, was von ihm erwartet wurde, und griff fröhlich die Arbeit an. Und wenn die Nachrichten aus der Heimat eintrafen, in Briefen oder regelmäßigen Zeitungssendungen, so wanderte man mit einander durch die alten, teuren Stätten und gedachte seiner Lieben eines nach dem andern, und mit Fragen und Antworten wurden die Bande mit der Familie, wie mit der alten Heimat neu und fester geknüpft.

Und in den Zeiten unfreiwilliger Muse, wenn strömender Regen jedes Arbeiten auf dem Feld, ja das Draußensein überhaupt unmöglich machte, dann wurden die mitgebrachten Bücher vorgenommen und Altes aufs neue gelesen und besprochen, sogar auch Studien in alten Sprachen nicht versäumt. Wie traulich war es an den Sonntagen, die so recht Tage der Ruhe waren; vormittags wurde

dann und wann Gottesdienst gehalten, an den Sonntagnachmittagen und Abenden aber oft Musik getrieben, wobei der Vater mit der Zither, der jüngere Sohn mit der Violine und der ältere Sohn pfeifend zusammenwirkten. Häufig fanden sich auch die zwei deutschen Brüder ein mit Mandoline und Akkordzither, und manche Stunde wurde Altes wiederholt und Neues eingeübt. Besonders anziehend waren immer die Negermelodien, deren die zwei Brüder eine ganze Menge auswendig kannten. Denn von Musiknoten hatten sie keinen Begriff. Diese Melodien stammten noch aus der Zeit der Sklaverei, und zu ihrem ernsten, melancholischen Charakter paßten Mandoline und Akkordzither vortrefflich. Andere Ansiedler stellten sich als stets dankbare Zuhörer bei diesen Musikfoireen ein, und da das Lokal für alle zu klein war, sammelte sich die Jugend unsrer Nachbarn vor den offenen Fenstern, um auch einen Genuß zu haben; man konnte sich in ein vollbesuchtes Konzert in der Heimat zurückversetzt glauben. Freilich das muß auch gesagt werden, durch das häufige Reißen der Saiten, das bei dem dortigen Klima nicht zu vermeiden war, und bei der Unmöglichkeit, in der Nähe Ersatz zu finden, wurde die Geschicklichkeit der Spieler auf große Probe gestellt. Wir thaten aber alles, was in unsren Kräften stand, den Ansiedlern Musik zu bereiten; denn gerade in solcher Abgeschiedenheit kann man den Segen der Musik auf Herz und Gemüt mit Händen greifen.

Die Woche über fehlte es nicht an Arbeit. Da das Ananasfeld eine halbe Stunde vom Haus entfernt war, hatten wir dort auch ein kleines Häuschen gebaut, in dem man die Nacht zubringen konnte in den Zeiten, da die Arbeit eilig war. Doch konnte man manchmal frei machen, ohne Schaden für Feld und Gewächse. Dann wurde entweder gar nichts gethan, man legte sich in die Hänge-

matten zwischen zwei Bäumen und rauchte die kurze Farmerspfeife zu einem Krug kalten Kaffee mit Zeitung, oder es ging mit dem Boot nach Fort Lauderdale, oder ans Inlet, oder man streifte durch die Wälder und suchte Jagdbeute. Die Jagd ist vollständig frei und wird trotz der bestehenden Gesetze das ganze Jahr hindurch betrieben. Die Indianer kennen keine Schonzeit des Wildes. Um ihre Beute desto sicherer zu erlangen, zünden sie den Wald immer wieder an neuen Stellen an; ist ein Stück abgebrannt, so kommen die Hirsche, um an der salzigen Asche zu lecken, und werden dann leicht von ihnen weggeschossen. In Rudeln von sechzig bis achtzig Stück konnte man das Damwild antreffen. Allein es war nicht so leicht, zum Schuß zu kommen. Gewöhnlich steht das Wild mitten im Dickicht, daß nur der Kopf hervorschaut. Da es rein unmöglich ist, durch solches Dornengestrüppe durchzudringen, wenn man auch ein Stück glücklich erlegt hat, so schießt man nur, wenn das Wild in einer Lichtung sich zeigt. Es giebt aber sonst noch Jagdbeute genug: Opossum, Waschbär, Hasen, Haselhühner und sonstige eßbare Vögel. Haselhühner konnte man jederzeit von der Hausthüre aus erlegen.

Zum Angenehmsten und Gesündesten gehörte das Baden im Meer, das man das ganze Jahr hindurch fortsetzen konnte. Wir hatten nur zehn Minten zu gehen, um uns in die Wellen des Atlantischen Ozeans zu stürzen. Regelmäßig zweimal in der Woche wurde gebadet. Manchmal war der Ozean so glatt, wie ein Spiegel, manchmal waren die Wellen so gewaltig, daß sie einen mit solcher Wucht ans sandige Ufer warfen, daß einem Sehen und Hören verging. Zwischenhinein pflegte man sich in den heißen Sand zu legen und dann wieder im Meer unterzutauchen. Man hat also dort Meer-, Luft-, Sonnen- und Sandbäder

zusammen. Auch im Kanal, der in der Mitte sieben Fuß tief ist, war das Baden sehr angenehm, besonders zur Zeit der Flut, wenn das Meerwasser hereinkommt und man bis auf den Grund des klaren Wassers sehen kann.

Sammlungen von allerlei interessanten Gegenständen zum Mitnehmen in die Heimat wurden angelegt. Mancherlei Pflanzen und Sämereien, dann Schlangen und sonstiges Getier, Schildkröteneier, indianische Schuhe aus Hirschfell, die sogenannten Moccasins u. a. wurde zusammengebracht. Die Alligatoren-Häute, wenn frisch abgezogen und mit Salz eingerieben, hielten vorzüglich; die Schlangenhäute wurden ausgespannt und an der Sonne getrocknet. Sehr fatal war, daß man in dem Lande keinen Weingeist erhalten konnte, um größere und kleinere Tiere zu konservieren. Ganz am Schluß meines Aufenthaltes gelang es, in Miami in einer Apotheke für eine Mark ein Viertelliter Spiritus zu erstehen. Das Fläschchen war mit einem großen Totenkopf versehen und zu weiterer Beherzigung belehrte mich der Apotheker noch: der Spiritus sei mit einem stark wirkenden Gift vermischt, also: denselben nicht trinken! Somit war es für die Soldaten, die im dortigen Lager standen, eine Unmöglichkeit, Schnaps zu kaufen, selbst nicht in der Apotheke. Man wird fragen, wie denn die Indianer zu ihrem „Feuerwasser", das sie so sehr lieben, und die Ansiedler zu ihrem „Whisky" kommen? Beide lassen die Spirituosen in Kistchen mit der Aufschrift „Glas" von Schnapsbrennereien im Norden kommen. Einer nimmt die Bestellungen sämtlicher Liebhaber in die Hand, und in Fort Lauderdale wird dann der Stoff verteilt. Auf der andern Seite bereiten sich die Indianer ein berauschendes Getränke, ähnlich dem Palmwein, aus dem Zuckerahornbaum, der bei ihnen in den Everglades sehr verbreitet ist.

Zu den größten Schattenseiten des Lebens in Florida gehört die niedere Tierwelt. Da sind es vor allem die Schlangen, die eben immer unheimliche Tiere bleiben, auch wenn man weiß, daß sie nicht giftig sind. Es läuft auch dem Beherztesten jedesmal eine Gänsehaut über den Rücken, wenn er beim Zubettegehen seinen Teppich aufdeckt und findet da eine grüne oder blaue Schlange zusammengeringelt in süßem Schlaf! Oder die dickköpfigen, kurzschnauzigen Wasserratten! Was machen sie nachts einen Lärm in der angebauten Küche, wenn sie die Speisereste zusammensuchen und dabei Teller und Pfannen zu Boden werfen. Arsenik war das beste Mittel gegen diese gefräßigen Tiere.

Man holt ein Stück Leibwäsche aus dem Kasten, läßt es aber sofort zu Boden fallen infolge eines durchdringenden Schmerzes an der Hand; es war einer der drei Zentimeter langen, roten Skorpione, der einem mit seinem Schwänzchen die schmerzhafte Wunde geschlagen. Giftig ist er nicht, wie sein grauer, etwa zehn Zentimeter großer Bruder, den wir in unsrem Ananasfeld dann und wann erlegten.

In der Tischschublade und in der Kommode wimmelt es wieder einmal von ekelhaften Käfern, den bekannten Russen. Wir haben sie in den Kistchen, in denen wir unsren Proviant beim Kaufmann in Fort Lauderdale erhielten, mit nach Hause gebracht. Der Tisch wird einen Tag lang im Kanal versenkt; die Kommode wird in den Wald geschleppt, sorgfältig geleert und dann in derselben eine Schale Schwefel verbrannt; auf diese Weise bekommt man für kurze Zeit Ruhe.

Ein geradezu höllisches Tier ist die Stinkkatze. Sie kann bei Nacht auf ihrem Streifzug nach Beute unter dem Haus weggehen und die Nähe des Menschen witternd

etwas von ihrem Stinksaft ausspritzen; der Gestank dringt durch die Fugen des Stubenbodens ins Zimmer und da ist kein Aushalten mehr! Er ist nicht zu beschreiben, der betäubende, atemraubende Gestank; nur Flucht ins Freie rettet vor völligem Krankwerden. Einmal gingen wir am Meeresufer, um Nägel aus angeschwemmten Kisten zu holen, als wir ein reizendes, schwarz-weißes Tierchen, einem Eichhörnchen gleichend, vor uns aufspringen sahen. Gierig, es zur Beute zu machen, stürzt mein Sohn mit einem Hammer auf dasselbe los und versetzt ihm einen Streich; aber o weh! nur etliche Tropfen Saft treffen seine Hose, und was wir vorher nicht wußten, das rochen wir jetzt: es war eine junge Stinkkatze! Wir hielten es neben dem Getroffenen nicht aus und er nicht in seinen Kleidern; 14 Tage lang mußten wir diese im Freien hängen lassen, bis der Gestank vertilgt war.

An die nächtlichen Froschkonzerte in den Grasländern dem Kanal entlang gewöhnt man sich bald, zumal der floridanische Frosch nicht quackt, sondern eigentlich zirpt, wobei der Ochsenfrosch den Baß liefert.

Überhaupt ist die Tierwelt dort unten bei Nacht am lebendigsten. Ganz wundervoll nehmen sich in dunkler Nacht die leuchtenden Fliegen aus, die bis in die höchsten Bäume hinaufffliegen und zu Myriaden auftreten; manchmal verirrte sich eine in unser Zimmer, wenn wir schon im Bett lagen, und leuchtete durch den Raum. Von vielen Tönen, die während der Nacht zu hören waren, konnten wir nie herausfinden, welcher Art von Tieren sie eigen sind, weil wir die Tiere selbst nie zu Gesicht bekamen. Tagsüber, d. h. wenn die Sonne einmal voll über dem Horizont steht und bis sie sich zum Untergang neigt, schweigt die Tierwelt und höchstens hört man das Schreien der kleinen Raben und der Blauvögel. Von den letzteren

hatten wir einen in der Nähe unsres Hauses so zahm gemacht, daß er sein Futter im Zimmer und aus der Hand holte und sich uns auf Schulter und Kopf setzte. Viel scheuer, aber viel schöner ist der rote Kardinal, der auf den Palmetten sein Nest baut.

Um den Bericht vollständig zu machen, darf das nach den Jahreszeiten in regelmäßigen Perioden kommende und gehende Ungeziefer mit seiner Plage nicht vergessen werden. Man erhält dabei eine annähernde Vorstellung, wie es bei einigen der ägyptischen Plagen gewesen sein muß. Januar und Februar bringen die Sandflöhe. Daß es diese Tiere in solchen Mengen überhaupt geben könne, hätte unser an reinlich deutsche Verhältnisse gewöhntes Herz nie geahnt. Aber da waren sie, und vertilgen ließen sie sich auch nicht; es war, als ob der Sand ums Haus her förmlich lebendig würde. Wir streuen gepulverten Schwefel ums Haus, im Haus, im Bett, überall, bis das Atmen schwer fällt; sie bleiben. Einen langhaarigen Hühnerhund, den unser Nachbar von New-York mitgebracht hatte, haben sie geradezu getötet, trotzdem er geschoren, gebadet, mit Petroleum eingerieben, mit Schmierseife behandelt worden war. Ein Glück ist es nur, daß die Tiere nicht so fürchterlich stechen, sondern mehr durch ihr Prickeln unangenehm werden; aber so oder so, die Ruhe stören sie gewaltig.

Sind im Februar diese Tiere abgegangen, so fliegen andere zur Plage herbei, nämlich die Bremsen. Wir haben die gewöhnliche Blindbremse, die Regenbremse und dann eine Riesenbremse, die vier Zentimeter lang mit großen, grasgrünen Augen auf ihr Opfer losstürzt. Und wieder in welch' unglaublichen Mengen kommen diese Insekten! Nach Tausenden sitzen und schwirren sie an den Moskitonetzen unsrer Fenster und dringen in die Küche ein. Hier werden sie dadurch vertrieben, daß man das Kien-

holz im Herd rauchen läßt, bis der dicke Qualm sie aus der Küche fliehen macht. Hat man aber einmal über die Mittagsstunde die Hausthüre offen gelassen, so hilft nur Ein Mittel zu ihrer Vertilgung im Zimmer: wir streuen den Tisch voll mit Schießpulver, zünden es an, schließen Thüre und Fenster und gehen davon. Nachher werden die Leichname mit dem Besen hinausgefegt.

Nach zwei Monaten sind auch diese Quälgeister verschwunden, aber nur, um noch ärgeren, und für längere Zeit Raum zu machen: den Stechfliegen oder Moskitos. Mit dem Beginn der Regenzeit, im Juli, rücken diese nach Millionen heran. Tagsüber machen sie weiter keine Beschwerden. Von Sonnenuntergang an aber ist ein Aufenthalt im Freien einfach unmöglich, da man im Augenblick mit diesen kleinen Tieren überdeckt ist. Ins Zimmer bringen sie natürlich auch ein und es bleibt dann nichts anderes übrig, als sich unter sein Moskitonetz aufs Bett zu legen und rauchend die Stunden zuzubringen, bis es Schlafenszeit ist.

Gegen alle Biß- und Stichwunden dieser verschiedenen Quäler hat sich Salmiakspiritus noch am besten bewährt.

9. Robinsonade in Florida.

Welchem Knaben, der den Robinson Crusoe mit Begierde las, ist nicht der Wunsch aufgestiegen, auch einmal so ein wenig den Robinson selbst zu spielen, wobei er sich selbstverständlich vorstellte, wie er die Sachen ganz anders und jedenfalls viel klüger ausführen würde, als der auf die einsame Insel verschlagene Mann es gethan hat? Meinen Knaben ist es seinerzeit gerade so gegangen, und nun haben sie in Florida Gelegenheit genug gefunden, diesem Wunsch nachzukommen, und es hat sich gezeigt, wie

sehr nützlich es im Leben ist, wenn Knaben früher schon in allerlei Dingen praktische Geschicklichkeit erwerben, wenn sie namentlich vom „bästeln" etwas verstehen.

Unser Haus war fertig geworden. Aber da galt es noch viel zu thun, außen und innen, um dasselbe wohnlich und behaglich zu gestalten. Um nicht in einem und demselben Raum essen, wohnen und schlafen zu müssen, wurde eine Zweiteilung des Hauses vorgenommen, indem man durch ein leichtes, mit Segeltuch überzogenes Gestell das kleinere Schlafzimmer vom Wohnraum trennte.

Es fehlte eine Küche, denn unsren Herd mit seiner Hitze und seinem Staub auch ins Wohnzimmerchen hereinzunehmen, dazu konnten wir uns nicht verstehen. Für Holz zu einer Küche aber wollten wir kein Geld mehr ausgeben. Daher beschlossen wir, dieselbe in der Art eines Blockhauses ans Haus anzubauen, so, daß man vom Wohnzimmer durch eine Thüre in die Küche gelangen konnte; die Thüre hatten wir schon am Meeresufer gefunden. So wurden denn etliche hundert junge, abgedorrte Föhren im Wald niedergehauen, die bei einem der häufigen Waldbrände dürre geworden, aber noch stehen geblieben waren. Mit der Axt wurden sie roh zugehauen und auf einander gelegt und an vier Eckbalken, die auch vom Meer kamen, festgenagelt; auf zwei Seiten wurde ein Fenster, je mit einem Schiebeladen aus Kistenholz versehen, herausgesägt. Auf der dritten Seite wurde eine Thüre ins Freie hinaus angebracht. Für das Dach brauchte man Bretter; diese wie alles übrige brachte das Meer. Im Dach sägten wir ein Loch durch für das Rohr unsres Herdes. So oft wir an den Ozean gingen, wurde Umschau gehalten nach irgendwelchen brauchbaren Gegenständen, und beinahe jedesmal fand sich etwas, das sich gut verwerten ließ; so waren wir auf diese Weise mit Besen, Wassereimern, Blech-

gefässen u. s. w. ganz gut versorgt. Konnte man einen Gegenstand seiner Größe wegen nicht sofort mit nach Hause nehmen, so wurde derselbe mit dem Namen des Finders versehen bei Seite gelegt, und man durfte dann sicher sein, daß ihn ein andrer Ansiedler sich nicht aneignen würde.

Um das Holzwerk des Hauses einigermaßen gegen Regen und Fäulnis zu schützen, mußte es einen Ölanstrich erhalten. Da wir fanden, daß der Boden vom Muckland am Kanal beim Abbrennen des Unkrauts ein feines, gelbrotes Pulver, dem Oker ähnlich, hinterließ, wurde ein Haufen trockenes Erdreich verkohlt und das Pulver, mit Öl angemacht, ergab eine haltbare Ölfarbe, mit der nun das Holzwerk bearbeitet werden konnte.

Von unsren Fenstern aus konnten wir auf den Kanal hinunter und auf den Ozean hinaus sehen, doch war durch Gebüsch und hohes Gras der Ausblick an manchen Stellen beschränkt. Während des spanisch-amerikanischen Kriegs war es aber für uns von großem Interesse, die Kriegs- und anderen Schiffe genauer beobachten zu können, wenn sie langsam ihren Weg der Küste entlang verfolgten. Es wurde daher eine lange Leiter gebaut, die an einer schönen, hohen Föhre neben der Hausthüre befestigt wurde. Diese Föhre wurde nunmehr der Lugaus für uns, von dem Ausschau gehalten und den Untenstehenden Bericht erstattet wurde. Mit unsrem guten Fernrohr konnte man nunmehr das Meer weithin beherrschen. Von dort aus beobachteten wir auch einmal zwei prachtvolle Wasserhosen. Turmhoch erhob sich das Wasser, im Kreise gedreht, hart der Küste entlang, um nach kurzer Zeit mit großem Krachen in sich selbst zusammenzufallen. Ein Glück war es, daß kein kleineres Fahrzeug in dieselben geriet, denn es wäre unfehlbar verloren gewesen.

Im Innern des Hauses gab es noch mehr zu thun, um eine wenn auch bescheidene Behaglichkeit herzustellen, da wir natürlich mit Möbeln nur wenig versehen waren. Ich hatte unsre drei Reisekisten zu Hause so anfertigen lassen, daß sie drüben als Kästen dienen konnten; sie hatten Thüre und Schlösser. In einer hatten wir eine Kommode mitgenommen; zwei der Kisten wurden Kleiderkästen, eine diente als Küchenkasten. Aber an Stühlen fehlte es uns vollständig. Die anderen Ansiedler begnügten sich mit Kisten zum Sitzen, wie sie dieselben eben am Ufer aufgelesen hatten. Mit wenig Mühe fabrizierten wir aus solchen Kisten allerlei Sitzgelegenheiten. Und da wir einmal ein großes Stück ausnehmend starke Segelleinwand am Ufer fanden, konnten wir sogar einen echten Amerikanerstuhl herstellen, der alles leistete, was man an Bequemlichkeit nur wünschen mochte.

Solange man daheim in seinen gewohnten Verhältnissen weilt, weiß man die einzelnen Stücke in Zimmer und Küche gar nicht weiter zu schätzen. Man nimmt als selbstverständlich an, daß sie vorhanden sind. Anders wird es, wenn man in die Wildnis versetzt ist. Da vermißt man allerlei und sucht sich das Fehlende so gut es eben geht zu verschaffen. Umgekehrt aber kann man sich mit recht wenig Hausrat auch ganz behaglich fühlen, ohne den man in der Heimat nicht sein zu können glaubte. Mit einiger Geschicklichkeit läßt sich, wenn Not an Mann geht, aus wenig viel machen, und sind die Sachen dann nicht so fein, wie man sie wünschen möchte, was schadet es, wenn sie nur ihren Zweck erfüllen! So wußten wir auch unsre Wohnung allmählich so herzurichten mit lauter aufgefundenen Sachen, daß die älteren Ansiedler jedesmal ihre Bewunderung über die Behaglichkeit unsres Hauses aussprachen, und was die Hauptsache ist, sich auch mehr

Mühe gaben, ihre eigenen Häuschen ein wenig besser auszustatten. Ja der Geometer, der einzige Hausvater unter ihnen, fühlte sich nicht mehr wohl mit Frau und Kindern unter seinen Zelten, sondern er baute sich mit Hilfe der Nachbarn auch ein Holzhaus, das ihn zudem keinen Pfennig kostete; denn auch er konnte Holz, Nägel, Eisenteile u. s. w. einfach am Ufer holen, zumal er ganz nahe am Meer wohnte.

Die Hauptfrage war, wie auch sonst in der Welt, die Magenfrage. Was sollen wir essen? oder vielmehr, was und wie sollen wir kochen? Die andere Frage: was sollen wir trinken? war leichter zu beantworten. Das Hauptgetränk war: Wasser. In dem Sandboden findet sich überall gutes Wasser schon in geringer Tiefe und in ausreichender Menge. Man kauft Röhren mit einer Spitze versehen und treibt sie in den Sand hinein so tief, bis man einigermaßen kühles Wasser findet, und schraubt auf das oberste Stück der Röhren eine kleine Saugpumpe. Unser artesischer Brunnen war 14 Fuß tief und gab herrliches, wohlschmeckendes Wasser, allerdings erst nachdem wir an zwei andern Orten es versucht hatten. Wo viele Palmetten wachsen, erhält auch auf größere Tiefen hinab das Wasser einen unangenehmen Geschmack und eine unreine Farbe. Mit 17—19° R. kommt das Wasser aus der Erde, erscheint aber trotz dieser Wärme stets kühl und erfrischt jederzeit. Stellt man aber die Nacht über einen Krug Wasser unter das Haus in den Durchzug, so kühlt es noch ganz bedeutend ab. Neben dem Wasser ist der Haupttrank Kaffee, morgens, mittags, abends, warm oder kalt, je nach Wunsch. Wenn wir halb verschmachtet nach Hause kamen, so gab es kein besseres Mittel, den Durst zu löschen, als eine Tasse leichten, kalten Kaffee, der darum auch jederzeit auf dem Tisch zu stehen pflegte. Auch wenn ein Reisender

einspricht, wird ihm sofort Kaffee angeboten, denn durstig ist jeder. Auch Thee wird getrunken, und zwar japanischer, den ich in England und Deutschland nirgends angetroffen habe, und dessen Naturreinheit mir stets sehr zweifelhaft erschien. Milch war nur in Büchsen zu haben; frische Milch konnten wir nie bekommen. Will man aus Milch etwas kochen, das nicht süß schmecken soll, so benützt man die ohne Zucker konservierte Büchsenmilch, die sich aber, wenn einmal geöffnet, nur einen Tag hält. Daß wir übrigens auch die Weinbereitung versuchten, wird man begreiflich finden. In einem hübschen dichten Wäldchen in der Nähe unsres Hauses fanden wir wilde Weinreben, die herrlich blühten, aber leider niemals Trauben ansetzten, auch nicht, nachdem wir etliche der Stöcke zurückgeschnitten hatten, daß sie nicht mehr in die höchsten Bäume hinaufrankten. Veredelte Reben pflanzten wir auch am Haus, allein die Früchte erlebte ich nicht mehr. In Fort Lauderdale gedeiht der Weinstock vortrefflich, und so wird es auch in Pompano der Fall sein, wenn man mehr Zeit und Mühe auf seine Kultur verwenden wird.

Neben dem wilden Weinstock fanden wir aber auch prächtige Holunderbäume, die Blüten und grüne und schwarze Dolden das ganze Jahr über tragen. Alle acht Tage konnte man reife Beeren holen, die wir zu einem angenehmen, starken Likörwein verarbeiteten, um bei Verdauungsstörungen eine Arznei zu haben. Wo sollte man aber den Wein aufbewahren, da von einem Keller irgendwelcher Art keine Rede sein kann in dem wasserreichen Sandboden? Wir kamen auf den Gedanken, die gut verkorkten Weinflaschen in Holzkisten zu legen, mit Sand gut zuzudecken und so unter das Haus zu stellen. Auf diese Weise hielt sich der Wein vorzüglich.

Einen andren Wein bereiteten wir aus Tomaten.

In acht Tagen schon war dieser flaschenreif und entsprach einem mittleren Tischwein. Bei einem Besuch unsrer benachbarten Ansiedler ließen wir unsren Wein kosten, und es wurde so lange fortgekostet, bis von dem kleinen Vorrat nichts mehr vorhanden war, und dann erklärt, der Wein sei ausgezeichnet gewesen. Im folgenden Jahr, wenn es wieder Tomaten gäbe, wollten sie selbst auch solchen Wein machen. Das Rezept dazu ist aber unsre eigenste Erfindung.

Wichtiger war die Nahrungsfrage. Einige der Ansiedler lösten dieselbe übrigens höchst einfach, indem sie Kohl mit oder ohne geräucherten oder gesalzenen Speck siebenmal in der Woche auf den Tisch brachten, um in den nächsten sieben Tagen den Kohl mit weißen Bohnen zu vertauschen. Die Aufgabe des Kochens war auf diese Weise natürlich sehr vereinfacht und erleichtert. Nun, Kohl aßen wir auch gerne und auch sehr oft, viel öfter als in der Heimat. Wir gaben unsren Mitgenossen sogar Vorbild und Anleitung, Sauerkraut einzumachen, das alle, die es noch nicht kannten, sehr gut fanden. Zum Glück hatte unsre Frau Nachbarin einen Gurkenhobel von New-York mitgebracht. An diesem fertigte ich nach Art unsrer Sauerkrauthobel ein viereckiges Kästchen, in welchem man das Kraut bis auf den letzten Rest einschneiden konnte. In drei Tagen ist das Sauerkraut fertig zum Kochen, und da bei dem tropischen Klima bedeutend mehr Salz zur Verwendung kommt als daheim, mußte das Kraut vor dem Gebrauch tüchtig gewaschen werden. Das war aber auch noch aus einem andern Grund notwendig. Eine Familie von über einen Zentimeter großen Ameisen hatte scheint's auch Geschmack an unsrem Kraut gefunden und sich mit ihrem Nest im Krautfaß häuslich niedergelassen und war nicht eher zu vertreiben, als bis das Kraut zu Ende war.

Aber wozu hat man ein Kochbüchlein mitgenommen, wenn man es nicht benützt? Nur hatte dieſes Kochbüchlein einen ſehr großen Fehler. Es ſtammte noch aus der ſogenannten guten alten Zeit, und damals waren die Zuthaten an Eiern und Butter u. ſ. w. für Mehl- und andre Speiſen noch ſehr billig. Wenn es darum hieß: nimm 8—10 Eigelb und 1½ Pfund Butter, ſo konnten wir mit der bekannten Löfflerin nur ſagen: „ſo man hat.“ Wir lernten das Dividieren gut, denn 1—2 Eier thaten es auch, und wenn gar keine da waren, ſo ging es eben auch, und an die Stelle der Butter trat das amerikaniſche Schweineſchmalz. Zur Zeit der Schildkröteneier, von Mai bis Auguſt, da konnte man die Verfaſſerin unſres Kochbüchleins noch übertrumpfen, und 30—36 Eigelb zu Pfann- oder Eierkuchen für drei Perſonen war nicht zu viel für Leute, die ins Volle greifen konnten.

Und erſt die Fleiſchſpeiſen! Ich glaube nicht, daß die Verfaſſerin des Kochbüchleins im ſtand geweſen wäre, aus dem Büchſenfleiſch, das uns faſt ausſchließlich zur Verfügung ſtand, eine ſolche Abwechslung in der Zubereitung herauszubringen, wie wir es im Lauf der Zeit zu thun vermochten. Jedenfalls erregte es die Bewunderung und Anerkennung unſrer Frau Nachbarin in vollem Grad, als wir ihr von Ochſenfleiſch in der Büchſe ein vorzüglich zubereitetes „eingemachtes Kalbfleiſch“ vorſetzten. Damit waren ihre ſonſt guten „armen Ritter“ gar nicht zu vergleichen.

Das alles wäre recht und gut geweſen, wenn nicht manchmal Schmalhans in der Küche Meiſter geweſen wäre. Und das war einmal in nur zu ausgedehntem Maße der Fall, vor der erſten Bohnen- und Tomatenernte, eine Zeit für uns, die mich lebhaft an das ſogenannte Hungerquartal des zum erſtenmal definitiv angeſtellten ſchwäbiſchen Pfarrers

erinnerte, das ja allerdings insofern auch seine gute Seite hat, daß dadurch der Betreffende in die richtige Ansicht betreffs der irdischen Güter andern zum Muster eingeführt wird. Doch es ist überaus peinlich, wenn der Küchenkasten von Tag zu Tag leerer wird und eine Ergänzung der Vorräte einfach unmöglich ist. Solange noch Mehl im Kad ist und Öl im Krug, ging es immer noch. Allein es kam auch so weit, daß es nicht mehr zu Brot reichte, und das ranzige Öl, das an die Stelle des Schmalzes getreten war und durch wiederholtes Aufkochen mit Brotstücken genießbar gemacht werden mußte, ging auch zu Ende. Und doch sollte und mußte stramm gearbeitet werden auf dem Felde! Da haben wir eben endlich uns doch auch entschließen müssen, für etliche Dollars Proviant auf Schulden zu kaufen. Ich möchte aber niemanden in die Lage wünschen, in der wir uns damals befanden.

Übrigens konnte man Ein Nahrungsmittel jederzeit im Wald haben, das ist das sogenannte Comptie, von den Indianern Koonitie geheißen, eine Knollenfrucht, ähnlich der Arrow-root (Pfeilwurzel auf den Bahama-Inseln). Sie wächst im Sand in allen Wäldern als Unterholz mit farrenkrautähnlichen Blättern und erreicht die Größe eines Kindskopfes. Man reibt die Wurzel auf dem Reibeisen und gießt Wasser daran. Doch da wir kein Reibeisen hatten, mußten wir erst nach Indianerart eines herstellen. Dazu nimmt man das Blech von einer leeren Fleischbüchse, schlägt mit einem Nagel Löcher durch und das Reibeisen ist fertig. Das Wasser erscheint rötlich und muß so oft erneuert werden, bis es weiß wird; denn die rote Farbe kommt von einem Giftstoff der Wurzelrinde her. Das weiße Pulver, das sich unten am Boden ansetzt, ist sehr stärkehaltig, wird wie Arrow-root mit Wasser oder Milch zu einem dicken, angenehm schmeckenden Brei gekocht, ein

Lieblingsgericht der Indianer. In Miami wird eine Fabrik zur Gewinnung von Stärkemehl errichtet und an die Ansiedler weit und breit erging der Aufruf, das gewinnbringende Comptie in großen Mengen anzupflanzen.

Solange unsre deutschen Nachbarn noch keinen eigenen Herd angeschafft hatten, d. h. zwei Monate lang, kochten wir zusammen und zwar unter freiem Himmel, und hatte diese Art der Kocherei ganz den Charakter des Lebens im Buschwald an sich. Der Herd stand in der Mitte zwischen unsren zwei Häusern; wir stellten den Herd zur Verfügung, während unsre Nachbarn für das nötige Brennmaterial zu sorgen hatten. Dieses bestand im Holz der Pechtanne, das durch und durch verharzt, eine ungemeine Hitze, aber auch einen gewaltigen Rauch entwickelte. Natürlich waren wir stets Wind und Regen ausgesetzt. Je nachdem der Wind ging, sahen wir nach einer halben Stunde wie Kaminfeger aus, dementsprechend auch das Essen. Wir suchten dem Übelstand dadurch abzuhelfen, daß wir den Herd nach dem Wind drehten, allein manchmal wechselte der Wind öfter seine Richtung an einem Vormittag oder er blies so gewaltig, daß er uns das Herdrohr zu Boden warf. Ein gelegentlicher Regenguß in die offenen Pfannen trug auch nicht zur Verbesserung der Tagesgerichte bei. Doch gab, namentlich an freien Tagen, die Zubereitung des Mittagsmahles Gelegenheit zur Versammlung der Mitglieder beider Familien um den Herd als Mittelpunkt, wenn dann auch das Zusammenwirken so vieler Köche die betreffenden Speisen nicht aufs beste geraten ließen. Das gegenseitige Mitteilen dessen, was die Kochkunst geleistet hatte, brachte übrigens manche Abwechslung in die Tageskost und ließ diese hie und da geradezu großartig erscheinen.

Wer kocht? Das war jeden Morgen die Frage, die gewöhnlich erst nach mehrstündiger Arbeit auf dem Felde

entschieden wurde, wenn dann der Koch das Boot nahm und nach Hause fuhr. Das geschah, wenn es nach dem Stand der Sonne etwa zehn Uhr war. Der, den das Schicksal traf, suchte sein Bestes zu thun, um bis zwölf Uhr etwas Ordentliches zusammenzukochen und den beiden andern womöglich eine Überraschung zu bereiten. Uhren hatten wir nämlich wohl mehrere, auch eine Wanduhr. Allein sämtliche Taschenuhren weigerten sich zu gehen wie sie sollten und blieben zuletzt ganz stehen, mit Ausnahme einer einzigen, die aber nur in liegender Lage ihre Schuldigkeit that. Die Wanduhr vollends versagte jedesmal den Dienst, wenn ein stärkerer Wind das Häuschen erfaßte und auch an dem schmalen Balken rüttelte, an dem sie hing. So blieb nur noch die liebe Sonne als Stundenzeiger und wir kannten sie bald aufs genaueste aus. Übrigens hatten wir am Haus auch eine Sonnenuhr angebracht, die wenigstens vormittags ganz vorzüglich arbeitete, da die Seite mit der Uhr nach Süden zeigte. Nachmittags war die Sonne schon auf der westlichen Seite.

Wenn etwas vorhanden war, aus dem man für den Tisch eine Mahlzeit herstellen konnte, so war die Sache im ganzen leicht. Geschadet hat es meinen Jungen nicht, daß sie ihren Teil am Kochgeschäft zugewiesen bekamen.

Übrigens fanden wir die Erfindung der sogenannten Heukiste sehr dienlich und müheersparend, nur hatten wir lange zu suchen, bis wir irgendwo etliche Pfund gutes Heu bekommen konnten. In eine kleine Kiste vom Meeresstrand wurde Heu gelegt und in der Mitte ein Loch gelassen, in welches die Pfanne mit der zu kochenden Speise gestellt wurde, nachdem dieselbe etwa zwanzig Minuten auf dem Herdfeuer gestanden hatte. So konnten wir etwa Reis oder Sauerkraut, Kartoffeln u. s. w. beim Zubereiten des Frühstückskaffees mit auf den Herd setzen, und wenn

wir nachher aufs Feld gingen, stellten wir die Pfanne ins Heu, deckten alles gut zu und wenn wir um zwölf Uhr nach Hause kamen, war das Essen gar und die Mühe und Hitze des Kochens im Herd erspart. Wir priesen diese praktische Erfindung jedesmal, wenn wir sie benützt und erprobt hatten.

An Weihnachten ließen wir uns unsre heimatliche Feier nicht nehmen. Es wurden allerlei christtägliche Gebäcke hergestellt, Lebkuchen, Wiener Brot, Zimtsterne. Allerdings mußte auch da an Stelle des im Kochbuch geforderten eben treten was vorhanden war, z. B. an Stelle des Honigs unser gewöhnlicher Syrup. Neben dem Gebäck mußte auch ein Bäumchen unsern Tisch zieren. Herrlich dufteten die Wasserlilien, die im zarten Grün der kleinen Forche mit ihrem Weiß sich prächtig abhuben und die Lichter strahlten weithin sichtbar durch die offenen Fenster. Eine Überraschung einziger Art wurde uns am Christfest, indem ein junger Deutscher aus Tübingen erschien, der sich auch in der Gegend niederlassen wollte, angezogen von den Schilderungen des Pastors Pohle. Er blieb fünf Wochen bei uns wohnen, wobei die Ansprüche auf Raum und Ausdehnung des einzelnen Bewohners aufs geringste Maß beschränkt werden mußten. Nach fünf Wochen fuhr er weiter nach den Bahama-Inseln; es hatte ihm in Pompano nicht gefallen.

An jedem Geburtstag mußte nach heimatlichem Herkommen ein sogenannter „Blitzkuchen", umsteckt mit Lichtern nach den Jahren des Geburtstäglers auf dem Tisch stehen; derselbe schmeckte ausgezeichnet, auch wenn er nicht die vorschriftmäßige Zahl von Eiern enthielt.

War das Kochen eine schwierige Sache, so war das Brotbacken noch viel schwieriger. Natürlich, wenn man nur zum Bäcker gehen darf und die nötige Hefe kaufen,

und wenn ein Backofen zur Verfügung steht, so ist die Aufgabe weiter keine schwere, zumal wenn man seinen Bedarf an Brot gleich auf acht oder vierzehn Tage auf einmal backen kann. Das wäre in Florida nicht möglich, wo am dritten Tag das Brot sauer ist oder so ausgedörrt, daß es nicht mehr genießbar wäre. Aber woher die Hefe? Es giebt freilich allerlei Backpulver, das an ihre Stelle treten kann. Doch gesund ist dieses nicht. Nimmt man zu wenig, so geht das Brot nicht und wird schwer; nimmt man zu viel, so wird es gallenbitter; und selbst wenn man die richtige Mitte trifft, ist es kein schmackhaftes Brot. Wir lernten daher vor allem, trockene Hefe zu machen, und zwar aus Hopfen, Weizen- und Welschkornmehl; daraus werden thalergroße Stücke geformt und in der Sonne getrocknet; diese Hefe hält sich gut einen Monat. Auf diese Weise erhielten wir recht gesundes Weizenbrot, zur Abwechslung auch Welschkornbrot. Allein alle zwei Tage mußte gebacken werden und zwar im Kochherd, dessen Backfähigkeit allerdings manches zu wünschen übrig ließ, obgleich der Bratofen durch eigene Vorrichtungen einen besondern Zugang der Hitze auch am Boden unten zuließ. Mochte aber das Brot ausfallen, wie es wollte, gegessen wurde es doch, und war es einmal besonders schwer geraten, so tröstete man sich damit, daß es das nächste Mal besser ausfallen werde. Probiert und probiert wurde von allen dreien, um den besten Weg herauszubekommen. Das hatte nun allerdings für den, der das Beste getroffen, den Nachteil, daß er gleich das nächste Mal wieder das Amt des Bäckers übernehmen mußte, wofür er dann vom Kochen frei wurde. Auch unsre Frau Nachbarin verzweifelte oft beinahe über ihrer Arbeit, da sie in der gleichen Lage war, wie wir, dabei aber für eine größere Familie zu backen hatte.

Am allermißlichsten aber im Hauswesen war die

Wäsche! Alle vierzehn Tage war Waschtag. Und wenn es bei richtiger Abwechslung auch nur alle sechs Wochen an den einzelnen kam, so war auch das schon zu viel und des Seufzens kein Ende. Der älteste Sohn übernahm die Arbeit, wöchentlich einmal den Zimmerboden zu fegen, und war dafür von der Pflicht zu waschen gewöhnlich dispensiert. An einem großen, blechernen Waschkessel fehlte es nicht; den lieh uns unsre Nachbarin. Aber die Arbeit! Doch ich will nicht ermüden durch eingehendere Schilderung der Mühe und Beschwerlichkeit, sondern nur sagen: was wir nicht in gewünschter Weise zu stand brachten, das besorgte die gütige Sonne im Wechsel mit etlichen Regenschauern, wenn die Wäsche an der Leine hing. Die leinenen Hosen hielten übrigens der Bearbeitung mit Lauge und Bodenbürste nicht lange stand.

Daß einer von uns dreien besonderes Geschick zum Schneiderhandwerk hatte, glaube ich nicht. Doch habe ich es in jener Zeit meiner Mutter noch gedankt, daß sie mich als Kind eingeweiht in die Geheimnisse des Kettenstichs, das Überwendlingen und wie sonst die Kunstausdrücke dafür sind, einen Riß zu heilen oder aus zwei zerrissenen Hosen eine ganze herzustellen. Denn es handelte sich nicht bloß darum, einen abgerissenen Knopf wieder an seine Stelle zu setzen. Die Arbeit war stets eine schwierige, die beim Lampenlicht vorgenommen wurde, aber auch zur Bewunderung der ganzen, an solchem Erfolg stets aufrichtig teilnehmenden Kolonie auszufallen pflegte, und beinahe stolz erschien man in der neuen Montur.

Auch daß man in der Jugend eine Vorstellung vom Filetstricken oder Netzmachen erhalten hatte, kam einem sehr zu statten. Das Fischfangen mit der Angel oder dem Bootsegel war nicht einträglich. Daher strickten wir alle drei zusammen in acht Tagen ein Netz achtzig Fuß lang

und sieben Fuß weit, das sich über den ganzen Kanal spannen ließ und in dem sich die Fische bei Flut und Ebbe fingen. Auch im Ozean wurde es angewandt, aber von einem kleineren Haifisch in der Mitte durchgerissen. Den größten und leichtesten Fischfang hatten wir am 1. Januar 1898, als die Temperatur auf den Gefrierpunkt sank; das Wasser im Kanal wurde so kühl, daß die Fische, die vom Ozean hereingekommen waren, förmlich betäubt wurden. Vom Boot aus konnten wir in einer halben Stunde dreißig schöne Fische mit den Händen zusammenlesen.

Eine andere Kunstfertigkeit erlernte sich im Lauf der Zeit aus Notwendigkeit, nämlich die Strohhutflechterei. Die Blätter der Kohlpalme liefern sehr guten Stoff für Strohhüte, allerdings nicht, wie nach gemachtem Versuch eine heimatliche Strohhutfabrik erklärte, von solcher Güte, daß dadurch die Palmblätter von Kuba ersetzt werden konnten, deren Bezug durch den spanisch-amerikanischen Krieg ganz aufgehört hatte. Man spaltet die einzelnen Teile des Fächerblattes mit einer Nadel in mehr oder weniger breite Streifen, je nachdem der Hut gröber oder feiner ausfallen soll. Vier oder sieben Streifen werden zusammengeflochten und dann das Geflechte von etwa vierzig Fuß Länge zu einem Hut aneinander genäht, der, was Leichtigkeit und Schutz gegen Sonnenbrand anbetrifft, nichts zu wünschen übrig läßt und dabei schön weiß ist. Notwendig ist solcher Schutz, denn die entblößten, der Sonne ausgesetzten Körperteile schmerzen furchtbar. Nacken, Arme, Hände werden derart verbrannt, daß nach etlichen Tagen die Haut in langen Streifen sich abziehen läßt.

Wie in allem, so wird man auch in Beziehung auf Kleidung in einem solchen Lande sehr bedürfnislos. Klima, Weltabgeschiedenheit und die Art der Arbeit bringen das mit sich. Die Jugend trug fürs gewöhnliche, wie wir zu

sagen pflegten, nur „drei H“ nämlich Hose, Hemd, Hut. Bei großer Sonnenhitze wurde allerdings das Barfußgehen in dem glühenden Sand zur Unmöglichkeit. Dafür konnte man billiges Schuhwerk starken Kalibers beim Kaufmann in Fort Lauderdale kaufen, oder die leichten, angenehmen Moccasins der Indianer.

Am Neujahrstag machten wir zwei deutsche Familien einander förmliche Visite, ganz in schwarz und im Zylinder, um aber gleich auszufinden, daß solche Kleider in diesem Klima einfach nicht getragen werden könnten.

---

15. Kapitel.

Die Seminolen-Indianer.

Gleich am ersten Morgen nach unserer Ankunft in Fort Lauderdale hatten wir das Vergnügen, den ersten Indianer kennen zu lernen. Aber der Kerl war schon in der Tagesfrühe betrunken und konnte nur mit dem ganzen Gesicht grinsen und von einem zum andern rennen und ihm die Hand drücken. Es war ein alter Mann, dessen Körper aber noch von großer Muskelkraft zeugte, großgewachsen mit scharfen Augen, die oft von verhaltener Wut förmlich leuchteten, wenn er sich von jemand verspottet glaubte; es schien gerade, als ob er sich auf ihn stürzen wollte, so daß die Nähe dieses betrunkenen Wilden im Kaufladen dort nicht so sehr angenehm war. Übrigens hatten seine Stammesgenossen ihn wegen Verräterei in den sechziger Jahren aus ihrem Stamm hinausgeworfen, nachdem sie ihm zum bleibenden Erkennungszeichen beide Ohren je zur Hälfte abgeschnitten hatten. Daher trug er auch einen Turban über die Ohren herab. Er durfte nun nicht im Lager der anderen Indianer erscheinen oder sich

länger aufhalten, sondern mußte für sich außerhalb desselben kampieren. Wenn er aber irgendwo mit seinem Kanoe und seinem alten grauen Hund erschien, wußte man sofort, daß im Laufe des Tages eine ganze Abteilung von Indianern eintreffen werde.

So war es auch hier in Lauderdale. Am Nachmittag kam ein Kanoe nach dem andern den New River herab, bis gegen dreißig Indianer, Männer, Weiber und Kinder, am Kaufhaus gelandet waren. Die Kanoes sind aus einem Baumstamm gebaut, der einfach ausgehöhlt und vorne und hinten zugespitzt wird. In diesem Kanoe nimmt der Indianer alles, was er besitzt an lebendem und totem Inventar, mit sich, wenn er seine oft monatelangen Jagdausflüge an die Küste und in die Flüsse von Florida macht. Der Mann sitzt dabei hinten im Boot und rudert und steuert zugleich mit einem Doppelruder, das er auf jeder Seite des Bootes gebrauchen kann. Das Weib nimmt seinen Platz des Gleichgewichts wegen in der Spitze des Bootes ein. In der Mitte liegen die Kinder und Hunde, die eigentlich nie fehlen dürfen, sowie die Matten und die Stangen für das Zelt, die Sachen zum Kochen und vor allem das Gewehr und die Harpune zum Fischfangen. Noch öfter aber bedienen sie sich ihres langen Messers zum Stechen der Fische. Da steht so ein Indianer, das Messer in der erhobenen Hand, regungslos bis ans Knie im Wasser am Ufer, mit einem Schlag fällt Hand und Messer herab ins Wasser und der Fisch ist an die Spitze des Messers gespießt; die Schnelligkeit und Sicherheit ist wirklich bewundernswert, mit der sie den Fisch aus seinem Elemente herausholen. Sind genug Fische beisammen, so werden sie den Weibern hingeworfen, die sie abschuppen und über Kohlen zubereiten müssen.

Die Indianer hier unten im Süden, wie überhaupt

in ganz Florida gehören zum Stamm der Seminolen, die wieder einen Zweig der Creek-Indianer bilden. Sie gehören zu den sogenannten „Mobilier“ (von Mobile im Nordwesten von Florida) oder „Floridier“, die außer jenen noch die Stämme der Choctaw und Chicasaw in sich vereinigten. Sie hatten ein ungeheures Gebiet inne zwischen dem Atlantischen Ozean und dem mexikanischen Meerbusen bis hinauf zur Einmündung des Ohio in den Mississippi, die Staaten Florida, Alabama, Mississippi, Georgia, sowie Teile von Tennessee, Kentucky und Süd-Carolina umfassend.

Woher sie stammen, weiß man nicht. Sie haben dieselbe Hautfarbe und denselben Schnitt der Gesichtszüge, wie die Völkerschaften der nördlichen Landesteile. Aber in Bezug auf Bildung standen sie weit über diesen, so daß anzunehmen ist, sie stammen von den Zentral- oder Süd-Amerikanern her, oder aber haben sie durch Berührung und Nachbarschaftsverkehr mit den halbzivilisierten Bewohnern jener Länder ihre Lebensverhältnisse höher gestaltet. Sie waren ein schöner Menschenschlag, die Männer athletisch und doch anmutig in allen Bewegungen; die Weiber kleiner, wohl gebildet und zum Teil sogar sehr schön. In dieser Beziehung sind sie im Laufe der Zeit sehr heruntergekommen und man findet wohl recht stattliche, wohlproportionierte Leute, aber mit wenigen Ausnahmen, besonders was die Weiber betrifft, ungemein häßlich. Gerade auch die Weiber zeigen in der Mehrzahl einen ganz stupiden, gleichgültigen Gesichtsausdruck. Es mag gewiß diese Entartung davon herrühren, daß die Seminolen Jahrzehnte lang vom Verkehr mit Weißen abgeschlossen in ihren Niederlassungen mitten im Lande, in den Everglades, ganz auf sich angewiesen waren und jede Teilnahme und eigentliche Thätigkeit im Laufe der Zeit

verloren haben. Nachdem im Osten und Westen durch die Anlage von Eisenbahnen das Land erschlossen ist und mehr und mehr von Weißen bevölkert wird, erwacht bei den Seminolen auch wieder mehr Lebensenergie, und wenn es nur um des Branntweins wegen wäre, den sie, wie alle Naturvölker, ungemein lieben und den sie sich auch für schweres Geld in dem Temperenzlande zu verschaffen wissen. Manche Alligatorhaut wird in Cognac der allergiftigsten Sorte umgesetzt, und für Feuerwasser giebt der Seminole alles her, was er besitzt.

Der erste Hauptschlag gegen diese Indianer der Südstaaten wurde in den Jahren 1813 und 1814, im ersten Indianerkrieg, geführt und hatte die Vernichtung der indianischen Herrschaft in den Gebieten zwischen dem Atlantischen Ozean und dem Golf von Mexiko zur Folge. Es war besonders der Stamm der Creeks, der dem tapferen jungen General Jackson viel zu schaffen machte. Diese hatten sich unter Führung ihres Häuptlings Weatherford bei Tohopeka im Tallapoosathale mit Hilfe von Spaniern aus Pensacola eine starke Verschanzung aus Baumstämmen und Erdwällen errichtet, Hütten dahinter aufgeschlagen und sich etwa 1200 Köpfe stark mit ihren Weibern und Kindern verschanzt, bereit, sich bis zum letzten Mann zu verteidigen.

Am 27. März 1814 unternahm Jackson einen Sturm auf das verschanzte Lager. Die Indianer, welche die Stärke ihres Platzes wohl kannten, verteidigten sich lebhaft, so daß der Angriff zunächst abgeschlagen wurde. Jackson rief Freiwillige vor. Diesen gelang es, an mehreren Stellen die Verhaue in Brand zu stecken, und als die Belagerten zu entkommen suchten, wurden sie niedergeschossen, wie Wild auf der Treibjagd. Von Ergebung aber wollten die Creeks nichts wissen, und so kamen ihre Krieger erbarmungslos um. Nach Einnahme des Lagers fanden

sich über 600 erschlagene Männer, während über 300 Weiber und Kinder und nur drei bis vier Männer in Gefangenschaft gerieten.

Damit war die Macht der Creeks gebrochen. Die Häuptlinge der andern Stämme suchten um Frieden nach, den Jackson gerne abschloß. Eines Tages trat zu Jacksons Überraschung der Häuptling Weatherford in sein Zelt. „Ich bin in deiner Gewalt," hob er stolz aufgerichtet an, „thue mit mir, was du willst. Meine Krieger sind alle dahin und ich kann nichts mehr thun. So lange ich Aussicht auf Erfolg hatte, habe ich nie um Frieden gebeten; jetzt ist alles vorüber, und darum bitte ich für den Überrest meines Volkes." Jackson gewährte die Bitte des ungebeugten Häuptlings.

Wie zu allen Zeiten, seitdem Europäer ihren Fuß auf den Boden Amerikas setzten, so geschah es auch hier bei den südlichen Stämmen: Die rote Rasse muß der weißen weichen und unterliegen, und im Bunde mit Eifersucht und Zwietracht der Stämme untereinander gelingt es den Weißen, Stamm für Stamm zu unterwerfen und seines Landes sich zu bemächtigen.

Die Creeks waren besiegt und ihr Ansehen gebrochen. Aber noch stand in voller Kraft der Stamm der Seminolen. Aber auch an sie sollte die Reihe kommen, das Übergewicht der Weißen zu erfahren, und das war im Seminolenkrieg 1834—1842.

Die Veranlassung zu diesem zweiten Indianerkrieg in Ostflorida war der Versuch, die Seminolen nebst den andern Stämmen gewaltsam aus ihren Ländereien weg nach dem Westen zu transportieren. Jenseits des Mississippi in den Wildnissen noch ganz unbekannter Gebietsteile sollten sie eine neue Heimat suchen und finden. Unter der Führung ihres angesehenen Häuptlings Micanopy fingen

die Seminolen einen Kleinkrieg gegen die weißen Ansiedler an der nördlichen Grenze von Florida an, dem sich bald aus Privatrache ein anderer Häuptling, Osceola, anschloß. Der Indianeragent General Thompson hatte des Osceola Weib bei ihrer Anwesenheit in Fort King unter dem Vorwand, sie sei die Tochter einer Sklavin, verhaftet und dem Eigentümer der Mutter übergeben, der seine Rechte an die angeblich entlaufene Sklavin geltend machte. Osceola selbst wurde ins Gefängnis geworfen und mit Ketten belegt. Der schlaue Häuptling wußte sich durch demütiges Benehmen und geheuchelte Reue das Zutrauen des Generals so zu gewinnen, daß dieser ihn bald wieder frei ließ.

In Osceolas Herzen aber lebte nur ein Gedanke: Rache zu nehmen für die ihm und seinem Weibe widerfahrene Schmach.

Schon im Frühjahr 1832 hatte sich eine Anzahl von Häuptlingen der Regierung der Vereinigten Staaten gegenüber bereit erklärt, Florida zu verlassen und im Westen des Reichs sich niederzulassen. Andere Häuptlinge aber, Osceola an der Spitze, und die Mehrzahl der Stammesangehörigen widersetzten sich diesem Beschluß, erklärten den Vertrag für ungiltig und griffen zu den Waffen zu kleineren Überfällen gegen die benachbarten Weißen. Im Jahre 1834 wurde General Thompson nach Florida gesandt mit dem Auftrag, die Seminolen mit Gewalt aus dem Lande zu werfen. An die Spitze der Indianer stellte sich Osceola, und es entstand ein siebenjähriger Krieg, in welchem, solange Osceola lebte, die Seminolen die Oberhand behielten. Er wußte stets durch persönliche Tapferkeit, durch Hinterlist und Verräterei selbst gegen die tüchtigsten amerikanischen Führer das Feld zu behaupten.

Im Dezember 1835 überfiel Osceola die Ansiedler an der Grenze der Everglades, jener sumpfigen, mit Prärie,

Waſſer und urwäldlichen Dickichten bedeckten Landſtriche im Inneren Floridas. Er ſchlug alle, die ihm in die Hände fielen. Durch dieſen Streifzug geriet die kleine Garniſon in Fort Drane am Withlacooche in große Gefahr, von den Seminolen aufgerieben zu werden. Darum rückte von Süden her, von Fort Brooke an der Tampabucht, Major Dade mit hundert Soldaten zu Hilfe heran; er geriet aber mit ſeiner Mannſchaft am 28. Dezember 1835 am Wahoo-Sumpf in einen Hinterhalt der Rothäute, und alle wurden niedergemacht. Noch am ſelben Tage überrumpelte Osceola mit einem kleinen Haufen den ihm ſo verhaßten General Thompſon, der mit fünf Begleitern in einem Magazin bei Fort King ahnungslos bei Tiſche ſaß, erſchlug und ſkalpierte Thompſon mit eigener Hand und ließ deſſen Begleiter ermorden. Auf dieſe Weiſe befriedigte der Wilde ſeine Rache. Mehrere andere Führer der Weißen wurden an verſchiedenen Stellen anfangs des Jahres 1836 überfallen und geſchlagen, ſo daß die Seminolen überall als Sieger erſchienen.

Im Frühling 1836 erhoben ſich alsdann auch die Creeks, die 1814 ſo ſchwer geſchlagen worden waren, und ſuchten ihrerſeits Rache zu nehmen für das, was ihnen damals widerfahren. Sie ſetzten ſich in Verbindung mit den Seminolen, um die Amerikaner im Norden zu beſchäftigen. Die Weißen, die ſich im Laufe der letzten zwanzig Jahre auf ihrem früher innegehabten Gebiet niedergelaſſen und blühende Pflanzungen angelegt hatten, wurden von ihnen überfallen, und alle niedergemacht, deren ſie habhaft werden konnten. Bis nach Georgien und Alabama erſtreckten ſich ihre Plünderungszüge; reiſende Boten, Poſtwagen, Dampfboote auf den Flüſſen, ſpäter ganze Dörfer wurden angegriffen. Tauſende von Männern, Weibern und Kindern mußten nach allen Richtungen

fliehen, um der grausamen Mordlust dieser Wilden zu entgehen.

Allein bald sollten die Creeks überwunden sein. General Scott, der zum Befehlshaber im Süden ernannt wurde, griff energisch ein, schlug die Creeks in mehreren Gefechten und zwang sie schon im Sommer 1836, zu Tausenden die Auswanderung in die Wildnis westlich vom Mississippi anzutreten. Damit traten die Creeks für immer vom Schauplatz der Geschichte ab. Ihr Land war bald von den weißen Zuzüglern besiedelt.

Noch aber waren die Seminolen unter den Waffen. Gegen sie marschierte im November 1836 General Call mit 2000 Soldaten von Georgien herab. Eine Abteilung seiner Leute kam in ein hitziges Gefecht mit den Indianern, das aber wegen der Sümpfe und Dickichte, in die die Seminolen sich zurückziehen konnten, unentschieden blieb. In allen jenen Gegenden hatten die amerikanischen Truppen vom Klima, Fieber, giftigen Schlangen und Insekten ebensoviel zu leiden, wie von den flinken Indianern, die Weg und Steg kannten und so schnell wieder verschwanden, als sie gekommen waren. So schloß das Jahr 1836 ohne weitere Erfolge für die Weißen und ohne Aussicht auf den ersehnten Frieden.

Im Jahr 1837 erschien ein neuer Führer der Amerikaner im Feld, General Jesup, der gesonnen war, mit List oder Gewalt dem Krieg ein Ende zu machen. Schon hoffte er, sein Ziel erreicht zu haben, da im März eine Anzahl Häuptlinge sich bei ihm einfanden und ihre Bereitwilligkeit, sich zu unterwerfen, erklärten. Es wurde ein Vertrag aufgesetzt, nach welchem die Seminolen mit ihren Führern in die für sie bestimmten neuen Gebiete übersiedeln sollten. Allein Osceola wußte die Sache mit List zu hintertreiben, der Vertrag wurde gebrochen, der

Krieg begann aufs neue und wurde auf beiden Seiten mit großer Erbitterung geführt ohne irgendwelchen durchschlagenden Erfolg. Wieder kamen im Laufe des Jahres eine Menge amerikanischer Soldaten in den Sümpfen des Innern von Florida um, während die Wilden sich der Verfolgung geschickt zu entziehen wußten.

Endlich aber sollte Osceola in die Hand seiner Feinde fallen, nicht auf redliche Weise und in ehrlichem Kampf, sondern durch eine gemeine List des Generals Jesup. Dieser ließ Osceola mit etlichen Unterhäuptlingen unter einer Waffenstillstandsflagge zu einer Besprechung in sein Lager einladen. Die Geladenen erschienen. Als sich aber Osceola erhob, um zu sprechen, fielen auf einen Wink von Jesup etliche Soldaten über ihn her, ergriffen ihn und banden ihn mit Stricken, ohne daß Osceola Widerstand leistete oder ein Wort sprach. Seine Begleiter ergriffen ihre Streitaxt, konnten aber bei den auf sie gerichteten Gewehren nichts ausrichten und mußten sich ebenfalls in ihr Schicksal ergeben, wurden aber sofort frei entlassen. Osceola wurde nach Charleston in Südkarolina am Atlantischen Ozean gebracht und im Fort Moultrie eingesperrt, wo er 1838 am Fieber starb. Ein Denkstein bezeichnet das Grab des letzten, kühnen Führers der Seminolen, den seine Feinde nur durch solche grausame List in ihre Gewalt bekommen konnten. Zwar wollte General Jesup sein Verfahren rechtfertigen, indem er der Regierung erklärte, weil Osceola sich früher auch durch den heiligsten Vertrag nicht gebunden gefühlt habe, so wäre auf eine andere Weise, als wie er es angefangen, ein Ende des Krieges nicht abzusehen gewesen. Allein die Schmach, als zivilisierter Weißer und Christ die rohe, wilde Rothaut durch Verletzung der Heiligkeit der Parlamentärflagge überlistet zu haben, bleibt seinem Namen für alle Zeit.

Der Verlust ihres großen Führers war für die Seminolen ein schwerer Schlag. Sie setzten aber, durch den Verrat der Amerikaner gewarnt und in ihrem Haß noch bestärkt, den Krieg unter ihren andern Führern fort, obgleich über neuntausend Mann Bundestruppen ihnen in Florida gegenüberstanden. Die Bodenbeschaffenheit ihres Landes blieb ihr bester Verbündeter. Die Truppen konnten nicht an die Schlupfwinkel der Indianer gelangen, und diese setzten ihren Widerstand fort, auch nachdem sie am Macaco-See eine herbe Niederlage erlitten hatten.

Unter unglaublichen Strapazen mußten die Amerikaner den Krieg weiterführen, bis im Mai 1839 ein Friedensvertrag abgeschlossen wurde, mit dem die Amerikaner sich zufrieden gaben, der aber die Seminolen so wenig verpflichtete, daß sie ihre Raubzüge noch immer fortsetzten, und erst 1842 kam es zu einem dauernden Frieden, nachdem Tausende von Menschenleben dem Krieg zur Beute gefallen und Millionen Dollars vergeudet waren. Die Seminolen erreichten trotz allem das, was sie wollten: nämlich den Besitz ihres angestammten Landes, in dem sie heute noch sind.

Aber wie groß ist die Zahl der Stammesangehörigen heutigen Tages? Man weiß es nicht. Sie werden auf 1000 bis 3000 geschätzt. Eine Zählung kann nicht stattfinden, denn niemand würde es wagen, trotz ihrer Friedfertigkeit in ihre Schlupfwinkel in den Everglades einzudringen, in Gegenden, die wohl noch lange nicht erforscht werden, weil sie Ansiedlern keinen Gewinn versprechen. Bald wird für die Seminolen wie für die übrigen Rothäute Amerikas die Zeit kommen, wo die letzten, am Ozean stehend und der sinkenden Sonne nachschauend, mit Maclellans Versen den Schwanengesang ihres Volkes anstimmen werden:

Der Boden, der einst unser war,
Entschwindet uns von Jahr zu Jahr;
Wie Silbernebel schwinden wir,
Wie rotes Laub im Waldrevier,
Wie Schatten, wenn durch's Dämmerlicht
Der Strahl der Morgensonne bricht.

Ja in der That, Reste sind es nur noch, die wir da unten in Fort Lauderdale trafen, aber gerade solche Reste, die an die hohen Glanzzeiten des Seminolenvolkes in seinen Unabhängigkeitskämpfen aufs lebhafteste erinnern.

Da war es vor allem ein Sohn des großen Häuptlings Osceola, der mit seiner Nachkommenschaft in Lauderdale eintraf; ein Mann zwischen sechzig und siebzig Jahren. Sein Weib ist tot, aber in der Familie seines Sohnes hat er Aufnahme gefunden und zieht mit den Enkeln hinaus, Alligatoren zu erlegen und Hirsche zu schießen. Stolz leuchtet sein Auge, wenn der Name Osceola genannt wird.

Aber noch interessanter ist eine andere Erscheinung, eine wahre Reliquie aus den Kriegszeiten 1832—42, und das ist der „alte Jumper". Wie alt mag er sein? Er selber sagt hundertundsiebzehn Jahre. Gewiß ist, daß er hundert Jahre hinter sich hat. Aber wer würde es diesen muskulösen Beinen und Armen, und besonders den klarblickenden, gescheiten Augen ansehen, daß sie einem hundertjährigen Greisen angehören? Noch steht er in vollem Ansehen an der Spitze der zusammengeschmolzenen Seminolen, die in den Everglades westlich von Fort Lauderdale ihre Wohnsitze aufgeschlagen haben.

Das südliche Florida vom 28° nördlicher Breite an bildet in seinem Innern ein ungeheures Becken, das selbst nur etwa zwei Meter über dem Meeresspiegel liegt, aber von einem bis zu sechs Meter hohen Wall von steinharten Korallenfelsen ringsum eingefaßt ist. Dieses riesige Becken

ist angefüllt mit Seen, Lagunen, Marschland und Wäldern, die labyrinthartig ineinandergehen und den Gesamtnamen „Everglades" führen. Diese ganze Gegend ist nur wenig bekannt. Im Jahr 1892 unternahm der Ingenieur der Ostbahn einen Durchmarsch von Tampa an der Westküste nach Miami im Osten herüber, um das Land zu vermessen. Er hatte ein Boot und vierzehn Neger bei sich; oft mußte das Boot über weite Landstrecken getragen werden und die Vermessungen konnte der Mann wegen der Sümpfe und des hohen Grases oft nur von den Schultern der Neger aus vornehmen. Somit ist das Ganze noch „unbekanntes" Land und so recht der unzugängliche Wohnsitz der Seminolen. Alte Überlieferung will in den Seen der Everglades Perlen wachsen lassen, und schon de Soto hoffte in der dortigen Gegend solche Perlen zu finden. Ihren Abfluß nach dem Meer im Westen und Osten haben die Everglades in einer Menge tiefer, aber kurzer Flüsse. Von Miami und Fort Lauderdale aus sind sie in kurzer Zeit mit dem Boot zu erreichen, auf dem man durch die Öffnungen in der Korallenkette in die Everglades gelangt.

Gewöhnlich am Samstag pflegten die Indianer aus den Everglades sich in Fort Lauderdale einzufinden, wo man oft vierzig Männer, Weiber und Kinder beisammen sehen konnte. Die Woche über haben sie ihre Jagdzüge nach Westen und Norden gehalten, teils truppweise zehn bis zwanzig beisammen, teils die einzelne Familie für sich und nun treffen sie wieder zusammen und verkaufen ihre Hirsch- und Alligatorenfelle. Der Kaufmann von Lauderdale hat für sie einen großen überdachten Schlafraum errichten lassen, in welchem über hundert kampieren können. Bares Geld nehmen die Indianer selten mit heim; was sie aus ihrer Jagdbeute erlösen, das geben sie wieder aus für Waren und Munition.

Was ihre Religion betrifft, so gehören sie dem Namen nach zur katholischen Kirche. Aber sie haben weder Kirchen noch Schulen, weder Gottesdienste noch Unterricht, ja keinen Sonntag und keine Religion; sie sind religiös vollständig abgestorben und stumpf. Für Mission unter den Heiden thut der Amerikaner viel, aber diese Heiden im eigenen Land überläßt er ruhig ihrem Schicksal. Da kommt kein Missionar und kein Geistlicher hin, um das Evangelium zu verkündigen.

Daß diese Seminolen in Wahrheit noch Heiden sind, beweist ihr religiöses Fest, das einzige, das sie haben, der sogenannte „Grünkorntag". An diesem Festtage werden nach Art der alten Ceresfeste junge Welschkornkolben um eine Stange befestigt, um welche das ganze Volk unter Freudengesängen herumtanzt; nachher wird das Welschkorn verzehrt und, seitdem die Eisenbahn in der Nähe ist, Whisky dazu getrunken.

Von den Weißen halten sie sich möglichst ferne, sehen es nicht gerne, wenn ein Weißer in ihre Niederlassungen kommt und erlauben ihren Kindern nicht, mit Weißen zu sprechen oder zu verraten, daß sie die englische Sprache verstehen. Darum habe ich von den braunen Knäblein und Mägdlein nie eine Antwort bekommen, wenn ich eine Frage an sie richtete. Die Alten übrigens kennen nur die notwendigsten Wörter der englischen Sprache. Als ein Indianer zum ersten Mal in Palm Beach einen Weißen auf dem Zweirad fahren sah, meinte er: die Weißen sind faule Männer, sie sitzen sogar beim Gehen hin.

Ihre festen Wohnsitze sind nicht sehr einladend. Eine Wohnung besteht aus vier Pfosten, die mit Palmettenblättern überdacht sind. Darunter hält sich nicht bloß die ganze Familie auf, sondern auch die Haustiere, besonders Schweine und Hühner sind Mitbewohner, so daß der Raum

von Schmutz strotzt. Zudem haben sie kein Hausgeräte, nicht einmal einen Tisch, sondern alles wird auf dem Boden besorgt. Alles liegt untereinander: Kleider, Betteppiche, Gemüse, Kochgeräte, Häute von Bären, Wildkatzen, Hirschen u. a. und Schweine wühlen drin, nur hie und da durch einen Fußtritt aus dem Weg geschoben, wenn sie dem menschlichen Bewohner gar zu unbequem kommen; die Hühner benützen die Betteppiche als Nester.

Die Weiber haben Haus und Feld zu besorgen, auch nach den Ponies und Kühen zu sehen, die fürs gewöhnliche sich selbst überlassen ihrer Nahrung nachgehen. Gepflanzt werden Welschkorn, Reis, Kartoffeln und Melonen. Die Männer gehen auf die Jagd; wenn das nicht der Fall ist, so liegen sie vor der Hütte und rauchen. Viele Monate im Jahr stehen die Wohnsitze leer, und nur etliche alte Squaws bleiben zurück, während die übrigen landauf landab der Jagd obliegen und in Wanderlagern leben. Landschildkröten braten sie, wie sie sind, in der Asche und dann erst wird die Schale zerschlagen und das genießbare Fleisch herausgenommen.

Als Waffen dienen ihnen die schweren Remingtonbüchsen; die Knaben üben sich mit Bogen und Pfeil.

Ihre Kleidung ist sehr bunt und unschön. Die Männer sind meist barhäuptig oder tragen sie einen bunten Turban von 1—2 Fuß Dicke. Die Jünglinge erhalten im Alter von zwanzig Jahren diesen Turban als Zeichen der Selbständigkeit. Unter einer Art Weste, ebenfalls mit grellen Farben verziert, tragen sie ein weißes Hemd, das bis an die Kniee reicht; die Beine sind bei Männern und Weibern stets nackt. Die Weiber haben keine Kopfbedeckung. Um den Hals liegen Schnüre von bunten Glasperlen, im Gewicht bis zu sechs Pfund, je nach dem Reichtum der Besitzerin. Von den Hüften reicht ein grün und roter Rock

bis zu den Fersen; über den Hüften ist der Leib eine handbreit nackt und dann kommt ein blau-rot-grünes Jäckchen mit langen Ärmeln. Die Kinder bis zu zwölf Jahren sind nur mit einem bunten Hemd bekleidet.

In der Nähe von unsrer Wohnung befand sich ein großer, runder, etwa fünfzehn Fuß hoher Hügel, der ganz mit Palmetten durch- und überwachsen war. Es ist das ein sogenannter Mound oder Indianergrabhügel, der schon vor etlich hundert Jahren errichtet wurde nach einem Kampf der Indianer unter einander selbst. Etliche Knochen und zerbrochene Schädel ließen sich an einer Seite des Hügels herausgraben. Wären die Palmetten nicht gewesen, so hätten wir den ganzen Hügel aufgedeckt; allein die Arbeit wäre eine zu große geworden. Jetzt begraben die Indianer ihre Toten in gewöhnlicher Weise unter Trauergesängen.

Das Beste, was von diesen Indianern gesagt werden kann', ist das, daß sie durchaus ehrlich sind. Wir haben oft die Hausthüre tagsüber offen stehen lassen, während wir auf dem Feld waren; die Indianer zogen manchmal vorüber, aber nie ist etwas gestohlen worden. Ihre Bedürfnislosigkeit läßt sie nicht nach unrechtem Gut trachten und die Eltern geben ihren Kindern darin ein rechtes Vorbild.

---

16. Kapitel.

Der spanisch-amerikanische Krieg.

1. Krieg und Kriegsgeschrei.

Am 25. April 1898 brach der Krieg zwischen Spanien und Amerika aus, der schon lange gedroht hatte, den aber beide Teile nicht beginnen mochten, weil sie sich nicht genug

gerüstet wußten. Auch nach Erklärung des Kriegs und noch lange nach Beginn desselben waren die Amerikaner noch weit zurück in den nötigen Rüstungen; namentlich fehlte es ihnen an eingeübten Soldaten.

Daß es zu einem Krieg kommen werde, wußte man in Amerika wohl, ja man hatte dort alles gethan, um denselben hervorzurufen. Im Interesse der allgemeinen Humanität oder Menschlichkeit sollte den Kubanern die Freiheit und völlige Unabhängigkeit von der spanischen Herrschaft zu teil werden, und ausdrücklich nur für diesen Zweck ging Amerika in den Krieg mit Spanien.

Wie es aber mit diesem menschenfreundlichen Zweck in Wirklichkeit bestellt war, das zeigt ein kurzer Rückblick auf das Verhalten der Amerikaner gegenüber anderen europäischen Staaten, wie besonders gegenüber Spanien. Kaum hatte der Präsident der Vereinigten Staaten, James Monroe, im Jahr 1823 die nach ihm genannte „Monroe Doctrin" zum Gesetz erheben lassen, wornach alles Land in Amerika den Amerikanern gehört, und kein europäischer Staat sich dort irgendwelchen Besitz aneignen darf, als schon auch alle möglichen Mittel angewendet wurden, den Spaniern die Insel Kuba, die Perle der Antillen, zu entreißen. Schon damals fing man an, die Eingeborenen der Insel gegen die spanische Regierung aufzureizen und sie dabei auf alle mögliche Weise zu unterstützen. Allein der Neid und die Eifersucht Englands machten weitere Schritte unmöglich. In gleicher Weise war man bis in die letzte Zeit auf alle mögliche Weise, offen und im geheimen bestrebt, den Spaniern ihre Besitzungen zu entleiden und dafür zu sorgen, daß dieselben den Vereinigten Staaten als reife Frucht in den Schoß fallen möchten.

So hatten denn die Amerikaner auch im Laufe der letzten Jahre, wie sie sagten, aus Gründen der allgemeinen

Menschlichkeit, um dem Morden und Brennen zu wehren und dem Unterdrückten von seinem Tyrannen zu helfen, schon Monate, ja Jahre lang die aufständischen Eingeborenen auf der schönen, fruchtbaren Insel Kuba mit Geld, Waffen und Mannschaft versorgt, um ihnen die Mittel an die Hand zu geben, sich von dem schweren und verhaßten Joch der Spanier los zu machen. Gegen dieses Flibustierunwesen hatte die spanische Regierung oft und nachdrücklich sich beschwert und die amerikanische Regierung hatte immer wieder versprochen, dem Unwesen mit ihren Kriegsschiffen zu steuern. Aber merkwürdigerweise gelang es immer nur, etliche vereinzelt handelnde Flibustier abzufangen; im Großen blühte die Sache zum Schaden Spaniens fröhlich weiter und die Aufständischen hielten ihre Hauptquartiere in verschiedenen Städten Amerikas unbelästigt aufrecht.

In unserer Nähe hatte sich ein junger Mann angesiedelt, der bei den Unternehmungen der Flibustier viele Monate lang als Steuermann auf einem kleinen, schnellen Dampfer gedient und die Sache mitgemacht hatte. Hören wir, was er erzählt, wie es dabei zuging und wie es angefangen wurde, um den Aufständischen Hilfe zu bringen, ohne daß die Spanier sich über das Benehmen der amerikanischen Regierung beklagen konnten. „Das Hauptquartier der kubanischen Aufständischen, erzählt er, befand sich in der Hafenstadt Tamba an der Westküste von Florida, von wo aus es noch 240 Kilometer durch den Golf von Mexiko nach Key-West sind. Unser Kapitän, ein erfahrener und verwegener Schiffsmann, der mit seinem schnellen Dampfer weder Sturm noch Feind scheute, hatte die gutbezahlte Aufgabe, von Tampa nach Key-West Kanonen, Gewehre und Munition zu schaffen, manchmal auch eine Anzahl amerikanischer Freiwilligen, die sich für Kuba hatten an-

werden lassen, dorthin zu führen. Von Key-West aus wurde dann von andern Schiffen die Überführung nach Kuba besorgt. An der Küste von Florida entlang hatten zwei amerikanische Kriegsschiffe zu kreuzen, um verdächtige Schiffe zu untersuchen und die verbotene Ladung mit Beschlag zu belegen, um so die Freundschaft Spanien gegenüber kund zu geben. Es fügte sich nun regelmäßig so, daß wir bei der Rückfahrt von Key-West nach Tampa von einem der beiden Kriegsschiffe durchsucht wurden, wobei natürlich nichts gefunden wurde, da wir von Key-West nichts mitzunehmen hatten. Wenn die Untersuchung zu Ende war, so pflegte der Kapitän stets zu fragen, wohin das Kriegsschiff gehen werde. Bereitwilligst wurde darüber Auskunft gegeben, welches das nächste Ziel der Fahrt sein und wie lange es an dem bezeichneten Ort liegen werde. Auf diese Weise war es ein leichtes, mit einer neuen Ladung verbotener Kriegsware nach Key-West zu gelangen, ohne den Kriegsschiffen zu begegnen. Und klagte die spanische Regierung über Zunahme des Flibustierunwesens, so konnte ihr schwarz auf weiß aus den Büchern des Schiffs nachgewiesen werden, welche Schiffe und wo und mit welchem Resultat angehalten und untersucht worden seien und daß nichts Verbotenes zu finden gewesen war. Auf diese Weise wurde die Sache gemacht."

Von der Insel Key-West wurde sodann das Kriegsmaterial bei Nacht und Sturm auf Booten in die See hinausgefahren und dort auf die schon harrenden Schiffe der Aufständischen verladen, ein Unternehmen, zu welchem jederzeit recht waghalsige Burschen nötig waren. Zu diesen gehörte ein anderer junger Mann von Pompano, ein wetterfester, abenteuerlicher Geselle. Auch er berichtete genau, wie es bei dieser Arbeit zuzugehen pflegte. Er war mit seinem eigenen kleinen Ruderboot nach Key-West

hinunter gefahren, als er hörte, daß dort Geld zu verdienen sei. Etliche Neger hatten sich ihm zugesellt, mit denen er nun die Verfrachtung unternahm. Für jede Bootfahrt zwischen Schiff und Insel erhielt jeder der Teilnehmenden fünf Dollars. Viermal in einer Nacht hatten sie schon die Fahrt mit Waffen und Munition gemacht, obgleich ein scharfer Wind ging und die Wogen sehr bewegt waren. Als sie zum fünftenmale nach dem Schiff fuhren, war der Sturm schon ausgebrochen und sie konnten nur mit Mühe ihre Waffen an Bord abliefern; bei der Rückfahrt warf der Sturm das Boot um, dasselbe zerschellte, die Gesellen konnten sich noch mit äußerster Not ans Land retten.

Kurz vor Ausbruch des Kriegs war derselbe Mann Matrose auf einem Dampfer zwischen Jacksonville—Key-West—Kuba gewesen, dessen Kapitän zu den bekanntesten Freibeutern gehörte. Dabei verließ er sich auf die Schnelligkeit seines Schiffes, mit dem er noch immer den wachsamen Kriegsschiffen beider Nationen entgangen war. Gerade noch ehe der Krieg erklärt wurde, war dieser Dampfer auch wieder unterwegs nach Kuba mit Kanonen und Munition für die Aufständischen. Da begegnete ihnen ein amerikanisches Kriegsschiff, dem der Kapitän entfliehen zu können hoffte. Er gab also Volldampf. Allein eine Kanonenkugel, die über Bord fuhr, ließ erkennen, daß das Kriegsschiff diesmal Ernst mache. Der Kapitän ergab sich. Er und die Matrosen wurden nach Jacksonville gebracht, um vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden. Die Verhandlungen wurden aber aufgeschoben und die Mannschaft gegen Bürgschaft bis auf weiteres entlassen. Und Bürge für sie wurde der Besitzer der Eisenbahn von Jacksonville nach Miami! Die Gerichtsverhandlung aber wurde immer wieder verlegt, bis es mittlerweile zum Krieg kam, und damit war natürlich die ganze Sache vorbei und vergessen.

Gewinnsucht war die Triebfeder zum Krieg überhaupt. Der Zucker und Tabak, ja der Reichtum der schönen Insel Kuba stach den Amerikanern in die Augen, und ihre Blicke wurden von Jahr zu Jahr immer begehrlicher nach der Insel, die nur durch einen schmalen Meeresstreifen von ihrem eigenen Lande getrennt lag und so leicht zu erreichen war.

Der letzte Aufstand der Kubaner war von den Monopolisten des Zuckerrings und anderen Vereinigungen zur Ausbeutung der Landesprodukte angefacht und drei Jahre am Leben erhalten worden. Fast sämtliche Zuckerpflanzungen auf der Insel sollen unter der Hand von diesen Monopolisten billig zusammengekauft worden sein, in der Hoffnung, nach Vertreibung der Spanier den ganzen nicht im eigenen Land erzeugten Zuckerbedarf der Vereinigten Staaten im Wert von viertausend Millionen Mark zu decken und den Gewinn bei entsprechend gesteigerten Preisen einzuheimsen. Darauf laufen also im Grund genommen die Versicherungen von Humanität und allgemeiner Teilnahme für das Wohl der aufständischen Kubaner hinaus, und in der That, der Teil des amerikanischen Volkes, der noch ehrlich und aufrichtig war, hat das in vollstem Maße zugegeben und das Ergebnis des Kriegs hat es nur zu sehr bewahrheitet, wie das die ehrlichen Zeitungen vor- und nachher auch verkündigten. Die vom spanischen Joch befreiten Aufständischen selbst wollen nichts wissen von der Bruderliebe ihrer Befreier, und es wird noch manche Schwierigkeit, vielleicht auch Kämpfe für die Amerikaner geben, bis sie ihr lang ersehntes Ziel, die Einverleibung der Insel Kuba in den amerikanischen Staatenbund, voll und ganz erreicht haben.

So brach denn im April 1898 der Krieg aus. „Unser Krieg", das war die Losung in allen Zeitungen von der

Weltzeitung New York Herald bis herab zu dem Wochenblättchen in West Palm Beach. Und „Unser Krieg" lautete das Echo im Mund auch der amerikanischen Ansiedler in Pompano. Und welche kindliche Vorstellungen hatten solche Leute, wie eigentlich die ganze Nation von Krieg! Spanien zu bezwingen, galt als selbstverständlich; um aber den Ruhm des Sieges zu vergrößern, wurde glauben gemacht und geglaubt, daß die Spanier bis an die Zähne bewaffnet und überall zu Wasser und zu Land für den Krieg aufs beste vorbereitet seien. Darum wurde jede kleine Waffenthat als ein herrlicher Sieg gerühmt und der einzelne Soldat, der einem Scharmützel beigewohnt oder auf einem Schiff eine Kanone zu einem Treffer gerichtet hatte, wurde als ein Held gefeiert. Jede Zeitung, die man in die Hand nahm, war voll von Erzählungen wunderbarer Thaten im Großen, wie besonders von solchen einzelnen Kämpfen, die an irgend einem unbekannten Ort zur siegreichen Entscheidung des Krieges beigetragen haben sollten, und das Bild des Helden zierte das Blatt.

„Am 12. Mai, zwischen zwei und vier Uhr nachmittags, fand ein Seetreffen statt drei Kilometer von Lantana an der Ostküste von Florida entfernt. Zwei spanische Kriegsschiffe wurden von einem kleinen amerikanischen Kreuzer in die Flucht geschlagen." So lautete eine Nachricht im Wochenblatt von West-Palm-Beach. Das war ja gar nicht weit von Pompano entfernt, darum ein ungeheurer Jubel bei unsren amerikanischen Ansiedlern darüber, daß bei uns eine Seeschlacht stattgefunden und die versuchte Landung der Spanier, wie man die Geschichte gleich weiter ausspann, zum Glück für uns und unsre Küste schnell und gründlich vereitelt worden sei. Und was war es? Die ganze Nachricht rührte von einem Bürger in Lantana her, der das Donnern von Kanonen gehört zu haben

glaubte, und sich und der Zeitung obigen Bericht zusammengesetzt, also einfach erfunden hatte. Aber geglaubt wurde er eben doch, und dieser und jener bildete sich nachträglich noch ein, an jenem Tag vom Meer herüber auch Kanonendonner gehört zu haben.

Dabei ist es geradezu unbegreiflich, wie ungemein abergläubisch der amerikanische Soldat ist. Keiner ist ohne irgend ein Amulett. Sodann haben die einzelnen Kompagnien für sich, und dann die Regimenter wieder für sich ein gemeinsames Schutzmittel. Die Kompagnie- und Regimentsschutzengel sind lebendig, d. h. es ist jedesmal ein Tier, das sorgfältig gehegt und gepflegt wird. So hatten sie im Lager von Miami ein Opossum, einen Waschbär, einen Hasen als Regimentsfetisch, und keinem Soldaten fiel es auf, wie lächerlich namentlich ein Hase als Schutzengel sich ausnehmen mußte!

Was alles der einzelne Soldat als Amulett auf der Brust trug, ist unglaublich. Meistens waren es etliche Alligatorenzähne, oder Eidechsenschwänze, oder der linke Hinterlauf von einem Hasen u. s. w. Viele trugen eine lebendige grüne Eidechse um den Hals gebunden in der Brust, die schließlich so zahm wurde, daß sie zur Fütterung auf die Schulter kroch. Die Kaufleute machten sehr gute Geschäfte mit ihren Schwindelsachen, bei deren Anpreisung sie nicht genug Worte finden konnten. Ich sah einmal zwei Soldaten vor einem Schaufenster, es war in Jacksonville, stehen, die die ganze Reihe ausgestellter Amulette andächtig prüften und sich endlich für das entschieden, welches auf einem Zettel also geschildert war: „Dieses Amulett (Mascot) ist der linke Hinterlauf von einem wilden Kaninchen, das bei Vollmond in der Mitternacht, am Freitag, den dreizehnten, von einem schielenden, rothaarigen Neger, auf weißem Pferd mit überschlagenen Beinen sitzend,

erlegt worden ist." Was will man mehr! Der Preis für dieses höchst wirksame Zaubermittel, zudem in einem netten kleinen Schächtelchen mit rotem Band zum Umhängen, schien mit einer Mark sicher nicht zu hoch angegeben zu sein, für einen Soldaten vollends, der eines solchen Mittels zur Stärkung seines Mutes in der Schlacht bedurfte und dessen gewiß sein konnte, daß er mit heiler Haut aus dem Krieg zu seiner Mutter heimkehren werde!

Ging ein solches Amulett verloren, so gab mancher die Hoffnung, glücklich durchzukommen, auf; starb aber eines der sorgfältig gepflegten Tierchen, so trauerte die Kompagnie oder das Regiment, und düstere Gefühle beschlichen die Soldaten, bis wieder ein neues gefunden war.

Man konnte sich wahrlich ins dunkelste Mittelalter oder unter die unglücklichsten Heiden versetzt glauben.

2. Wie es während des Kriegs zuging.

Daß die Amerikaner für den Krieg nicht gerüstet waren, wurde bald klar, und nur der Umstand, daß die Spanier ebensowenig vorbereitet und zudem ohne Geldmittel waren, half den Amerikanern zu ihren Erfolgen.

Die stehende Armee in den Vereinigten Staaten beträgt seit langen Jahren 25000 Mann, die durch alle Staaten, besonders in den sogenannten Indianerterritorien zerstreut liegen. Diese eingeübten Truppen sollten den Kern bilden für die Kriegsarmee, deren Höhe zunächst auf 200000 Mann angesetzt wurde. Daß durch gute Bezahlung und Verköstigung, auch anständige Versorgung bei Verwundungen eine solche Zahl von Soldaten durch Freiwillige bald zusammengebracht werden konnte, ist klar. Und in der That, es meldeten sich bei den Werbestellen weit mehr Männer von allen Altern, als man je gebrauchen konnte. Allein diese alle waren nicht einexerziert, und es

mußte daher die Einübung der Truppen mit einer unglaublichen Hast vorgenommen und im übrigen der Erfolg im Treffen der Tapferkeit des einzelnen Soldaten überlassen werden. Aber lange Zeit wußte niemand, wenigstens da unten im Süden, ferne von dem Mittelpunkt der Regierung und Armeeverwaltung, wie viele Soldaten vorhanden und wo sie eigentlich waren.

Bald sollte ein Heer bei New-York und Philadelphia sich sammeln, um den Norden zu verteidigen; bald erhoben die Südstaaten ihre Stimme dahin, daß sie, als Kuba am nächsten gelegen, zuerst Schutz haben sollten gegen Angriff und Eindringen der Feinde. In unsren südlichen Zeitungen wurde genau auseinandergesetzt, wie leicht die Spanier in Miami landen und von da mit der Eisenbahn das ganze Land bis nach Jacksonville hinauf als leichte Beute in Besitz nehmen könnten. Dabei wurde ganz außer acht gelassen, daß in Miami kein Beförderungsmaterial für die Bahnlinie vorhanden war; denn es verkehrten ja täglich nur zwei Züge in jeder Richtung, ein Personen- und ein Güterzug, und das rollende Material lag oben in Jacksonville. Sodann, was hätten die Spanier in dem dünnbevölkerten Land auf fünfhundertundzwanzig Kilometer Länge thun sollen, wo sie keinen Proviant auch nur für tausend Mann Soldaten hätten finden können, abgesehen davon, daß außer der Bahnlinie keine Verkehrswege nach dem Norden vorhanden waren. Trotzdem eine nüchterne Erwägung aller dieser Verhältnisse die Herzen der Bewohner leicht hätte beruhigen sollen, herrschte doch im Anfang des Kriegs eine große Panik bei den Ansiedlern des Südens, die eben darin ihren Grund hatte, daß man wohl wußte, wie wenig vorgeschritten die Rüstungen waren, als der Krieg erklärt wurde. Nach langen, bangen Wochen traf da unten die Nachricht ein, daß eine Truppe

von siebentausend Mann in Jacksonville gebildet werde, und eine andere von fünfzehntausend Mann in Tampa, an der Westküste von Südflorida, am Golf von Mexiko. Die letztere sollte dann, wenn die Vorbereitungen so weit waren, nach Key-West verschifft und als Invasionsarmee nach Kuba selbst gebracht werden, während die Truppen von Jacksonville mit der Eisenbahn nach Miami herabgeführt und da belassen werden sollten, bis die Gefahr einer Invasion der Spanier im Süden vorüber wäre. Man atmete auf, als allmählich diese Nachrichten kamen und man auch bemerkte, daß mit der Ausführung dieser Anordnungen Ernst gemacht wurde.

Zunächst galt es, in Miami ein Zeltlager für siebentausend Soldaten zu errichten. Zu diesem Zweck aber mußte vor allen Dingen der Wald nördlich von der Stadt an der Eisenbahn entlang ausgerodet werden. Gegen fünfhundert Neger erschienen an Ort und Stelle und begannen das Verwüstungswerk in einer solchen Weise, daß mehrere Wochen lang der südliche Himmel mit dicken Rauchwolken bedeckt blieb. Nachdem der Wald weggeschafft und etliche Fahrwege gezogen waren, welche die Grenzen der einzelnen Regimenter bilden sollten, kamen tausend größere und kleinere Zelte in Miami an, die sofort aufgeschlagen wurden, während etliche Holzhäuser als Küchen und Vorratshäuser dienten. Und so war bald alles zum Empfang der Truppen hergerichtet. Diese langten in vielen Extrazügen im Lauf von drei Wochen an; aber was waren es für Truppen? Nur die Hälfte war in Uniform; die andere Hälfte erschien in der Verfassung, in der sie zur Zeit ihrer Anwerbung waren! Für später wurde ihnen allen eine regelrechte Montur versprochen. Allein als nach Monaten das Lager wieder aufgehoben und nach dem Friedensschluß die Soldaten wieder entlassen wurden, hatten viele

noch keine Montur. Es hieß, man habe sich in der Armeeverwaltung nicht einigen können, ob man die alte Farbe oder eine neue für die Kleidung wählen sollte! Es seien etliche Konkurrenzgeschäfte dabei im Spiel gewesen, die alle berücksichtigt sein wollten! Alle diese Einzelheiten wußte man natürlich bei uns da unten aufs genaueste, als ob der einzelne Ansiedler selbst bei der Verwaltung mitgesprochen hätte, und sie wurden an der Hand von Zeitungen aufs ernsteste verhandelt.

Das Militär bestand aus lauter angeworbenen Freiwilligen, die sich für zwei Jahre verpflichten mußten, bei der Waffe zu bleiben. Es läßt sich denken, daß da Leute aus aller Herren Länder und auch von ganz ungleichem Lebensalter zusammengewürfelt wurden. Wir standen einmal am Bahnsteig in Fort Lauderdale, als eben ein Militärzug langsam vorüberfuhr, ohne hier anzuhalten. Aus dem letzten Wagen flog plötzlich kopfüber ein Soldat die Treppe herunter platt auf den Rücken auf den Bahnsteig und lag da für tot. So schnell als möglich eilten wir hinzu, richteten ihn auf und brachten ihn auch bald wieder zum Bewußtsein, während der Zug weiter gefahren war. Und siehe da: es war ein Deutscher! Dieser hatte unterwegs über Durst getrunken und war von einem andern, ebenfalls angetrunkenen Soldaten im Streit aus dem Zug hinausgeworfen worden. Wohl oder übel mußte sich der Mann bis zum Abend des nächsten Tages gedulden und eben warten, bis der gewöhnliche Zug ihn dann mitnahm. Zum Glück für ihn bekam er in Fort Lauderdale kein geistiges Getränk und die Ernüchterung war ganz heilsam für ihn. Er erzählte, daß er vor nicht gar langer Zeit nach Amerika herübergekommen sei, und im Nordwesten sein Glück als Taglöhner, Goldsucher, Pferdeknecht und Stiefelputzer versucht, aber nicht gefunden habe; deshalb

habe er sich anwerben lassen, um auf diese Weise wenigstens für die nächsten zwei Jahre des Suchens nach einem Auskommen enthoben zu sein, obgleich er nach Amerika gegangen sei, um nicht in Deutschland Soldat werden zu müssen. So hatte ihn das Schicksal doch erreicht.

Tag für Tag fuhren Militär- und Munitionszüge nach Miami hinunter und besonders die Verproviantierung erforderte täglich neue Zufuhr. Denn alles, was zur Nahrung und Notdurft gehörte, mußte erst vom Norden gebracht werden. Da unten war, außer etwa Gemüse, nichts zu haben. Miami, das 3000 Einwohner hatte, war mit Einem Schlag auf 10000 Köpfe angewachsen, und auch eine Masse von Geschäftsleuten im Kleinen sowie von Schaulustigen strömte ab und zu, um das glorreiche Militär zu sehen oder noch einmal Abschied zu nehmen von einem Bekannten oder Verwandten, ehe er nach Kuba ins Feld zog.

Neben der Eisenbahn aber wurde in jenen Monaten der Kanal in starker Weise benützt, um besonders Kanonen und Munition nach Miami zu befördern. Große, dreistockige Dampfer, die vom Mississippi gebracht worden waren, dienten dem Verkehr der Heeresverwaltung. Es waren Raddampfer, die aber nicht rechts und links ein Rad hatten, sondern das Rad, so breit wie das ganze Schiff, befand sich hinten am Schiff. Dazu waren die Schiffe selbst so breit, daß manche den Kanal in einer Weise ausfüllten, daß ein Ausweichen zweier Schiffe unmöglich war, ja daß wir sogar unsre kleinen Boote ans Land ziehen mußten, damit sie nicht von diesen Kolossen zerdrückt wurden.

Eines Morgens sahen wir von unsrem Hause aus auch eines dieser Frachtschiffe langsam den Kanal herunterdampfen und halten. Wir eilten zum Kanal und fanden,

daß der Dampfer, der nicht mehr zu den neuesten gehörte, feststak. Das Steuerruder war zu tief gestellt gewesen und daher an einem Felsen im Kanal zerbrochen. Wir konnten vom Ufer weg ins Schiff steigen und die Ladung von etwa 25 Kanonen genau betrachten. Da aber bald andere Schiffe nachkommen sollten, so mußte versucht werden, den Dampfer so schnell wie möglich wieder flott zu machen. Das Steuer wurde ganz herausgerissen und dann konnte man gleichsam im Schritt hinunter fahren zum Cypreß Creek, wo das Schiff in einer Bucht anlegte, um den Kanal frei zu lassen. Da es aber kein Steuer mehr hatte, mußte es von beiden Seiten des Kanals aus mit Stangen geschoben werden, um ein zweites Festsitzen zu vermeiden. Am Cypreß Creek wurde sodann ein mächtiges Feuer angemacht, an welchem ein neues Steuer geschmiedet wurde, worüber der ganze Tag verging. Da aber der Lotse auf dem Dampfer sich nicht getraute, diesen bis nach Miami durch den engen Kanal zu leiten, so bot sich einer der Ansiedler, der früher Steuermann gewesen war und die Wasserstraße genau kannte, an, das Schiff heil und ganz nach Miami zu bugsieren, was ihm auch bei langsamster Fahrt in drei Tagen gelang und wofür er reichlich bezahlt wurde. Wir hätten gerne von dem Schiffskoch etwas frisches Fleisch gekauft, allein sie hatten auf dem Dampfer selbst keines mehr, da sie schon 14 Tage im Kanal gefahren waren und einmal ums andere stecken geblieben waren, ohne vom Land her Hilfe finden zu können. Bei Lieferung von Frachtschiffen wurde es eben auch nicht so genau genommen, sonst hätte dieser alte Kasten keine Verwendung mehr finden dürfen. Der schwarze Schiffskoch war übrigens eine überaus komische Erscheinung. Mangel an Nahrung merkte man ihm nicht an, er war ganz unförmlich fett, so, daß er zu stets neuer Erheiterung der

Zuschauer nur seitwärts durch die Kajütenthüren sich durchzuzwängen im stande war.

Auf dem Ozean hatte mit der Kriegserklärung der Verkehr der Handelsschiffe und Personendampfer von Jacksonville nach Key-West ganz aufgehört. Die Furcht, von spanischen Kriegsschiffen gekapert zu werden, war zu groß, als daß die Privatgesellschaften es gewagt hätten, ihre Schiffe dem Meer anzuvertrauen. Dagegen sah man häufig vom Ufer aus drei oder vier Dampfer, von amerikanischen Kriegsschiffen begleitet, wie sie langsam der Küste entlang fuhren; die amerikanische Armeeverwaltung hatte sie als Frachtschiffe gemietet. Seit dem Ausbruch des Kriegs trug alles an unsrer Küste gestrandete Schiffsgut, wie Kisten, Fässer u. s. w. den Stempel der Kriegsverwaltung von New-York, und erst nach den Siegen der Amerikaner und nachdem die spanische Flotte in die Häfen von Kuba eingeschlossen war, wagten sich die regelmäßigen Postdampfer wieder hervor.

Für die Ansiedler waren diese Monate einträglich. Da im Norden noch kein Gemüse zu haben war, Soldaten und Fremde desselben sehr bedurften in Folge der Hitze des Südens, so ließ sich alles, was auf dem Feld gezogen wurde, sehr gut in Miami absetzen. Es entwickelte sich ein ganz hübscher Handel zwischen Fort Lauderdale und Miami.

Von ganz besonderer Bedeutung für den Krieg und die Militärverhältnisse der Vereinigten Staaten wurde die Flottenstation auf Key-West (s. Titelbild). An der südlichsten Spitze der Halbinsel Florida, am Eingang in den mexikanischen Meerbusen erhebt sich nur wenige Meter über dem Meeresspiegel, durch eine schmale Wasserstraße von den sogenannten Zehntausend-Inseln getrennt, die Koralleninsel Key-West, auf der die gleichnamige Stadt mit 25 000 Einwohnern liegt, die südlichste Stadt im ganzen Gebiet der

Vereinigten Staaten. Im Jahr 1830 hatte der Ort nur 600 Einwohner. Die ganze Insel ist zwei Stunden lang, eine halbe Stunde breit, und der höchste Punkt derselben liegt bloß 5—6 Meter über der mittleren Fluthöhe. Während die Insel selbst aus Korallenfelsen besteht, türmt sich im Süden eine Sandbank auf, die höher ist als der höchste Punkt des Eilandes. Der große, geschützte Hafen bietet Raum für die größten Schiffe. Schwammfischerei wird rings um die Insel in großem Maßstab betrieben; die Fabrikation von Zigarren, welche denen von Havanna nichts nachgeben, nimmt immer weitere Ausdehnung an. Die Stadt hat aber an einem bedeutenden Übelstand zu leiden, und das ist der Wassermangel. Die wenigen Brunnen in den Korallenfelsen geben kein gutes Wasser. Daher ist die Regierung genötigt, für das Fort und die Verwaltungsgebäude Wasser von auswärts herbeiführen zu lassen. Wie dabei betrogen wird, hat uns ein Schiffsmann erzählt, der lange Zeit auf einem solchen Wasserschiff arbeitete. Fünfzig tausend Gallonen Wasser kann ein solches Schiff in den eigens dazu hergerichteten Behältern führen, und diese Zahl wird der Regierung auch angerechnet, während in Wahrheit nie mehr als vierzig tausend Gallonen gebracht werden; in den Rest teilen sich der Kapitän des Schiffes und der Beamte am Land, der das Wasser abnimmt, und das geht jahraus jahrein in gleicher Weise fort und in Key-West weiß jedermann davon!

Key-West bildete während des spanisch-amerikanischen Krieges den Ausgangspunkt für die Unternehmungen gegen Kuba, wohin man in zehn Stunden mit dem Schiff kommen kann. Namentlich war es Flottenstation, und es lagen lange Zeit die schönsten Kriegsschiffe der Vereinigten Staaten dort vor Anker, bereit zum Angriff gegen Kuba. Während

dieser Wartezeit ging es recht wunderlich zu bei Matrosen und Seesoldaten.

Einmal hatten die Soldaten Urlaub ans Land erhalten, wobei sich die Mehrzahl in einer Weise im Trinken übernahm, daß sie einfach nicht mehr zurechnungsfähig waren. Etliche lose Gesellen machten sich den Spaß, den Betrunkenen ihre Mützen, die den Namen des Schiffes tragen, zu dem der einzelne gehört, zu verwechseln. Als die Boote von den Schiffen kamen, um die Urlauber zu holen, konnte die Mannschaft nicht mehr auseinandergelesen werden, und es wurde beschlossen, sie über Nacht da liegen zu lassen, wo sie gerade lag. Am nächsten Morgen wurde dann das Geschäft mit großer Mühe vollendet, weil der einzelne nicht wußte, daß er die Mütze eines fremden Schiffes trug. Die Strafe für die Ausschweifung bestand darin, daß die Mannschaft eine Woche lang nicht mehr an Land gehen durfte.

Ein andermal traf eine Abteilung von 150 beurlaubten Matrosen in Key-West auf ein kleines Häuschen, das auf einen Wagen geladen war, um von seinem seitherigen Standort an einen anderen übergeführt zu werden. Nun ging der Spektakel los; unter großem Jubel und Geschrei spannten sich die Matrosen vor den Wagen und zogen nun das Häuschen durch alle Straßen der Stadt und von einer Wirtschaft zur andern, wobei sie auch das Hotel wiederholt passierten, vor dem die Offiziere gemütlich versammelt saßen. Diese machten keine Einwendungen. Als aber abends die Wache kam, um die Leute nach den Schiffen zu holen, weigerten sich diese zu folgen, und überredeten die Wache, selbst auch bei dem Spaß mitzuthun. Erst als eine verstärkte Wache unter einem höheren Offizier erschien, leisteten die Ruhestörer widerwillig Folge und brachten das Häuschen, um das der Besitzer stundenlang

in großer Sorge gewesen war, an seinen alten Standort zurück. Zur Strafe wurde der Urlaub an Land auf 14 Tage verweigert. Diese Geschichten werfen ein eigentümliches Licht auf die Verhältnisse der Disziplin und Subordination bei diesen Söldnern. Jedenfalls hätten solche Dinge in Deutschland nicht geschehen können.

Man muß übrigens sagen, daß über die Zeiten des Kriegs eine Masse Gesindel aus allen Teilen der Vereinigten Staaten, ja aus allen möglichen Ländern, sich in Key-West ansammelte. Nicht nur die Lebensmittel stiegen infolge davon auf eine furchtbare Höhe, sondern selbst Eigentum und Leben der Bewohner waren nicht mehr sicher, und die Ansiedler sehnten sich nach der Zeit, wann sie von dieser Plage erlöst sein würden.

Von der Ostküste von Florida herab, ganz besonders aber von Tampa an der Westküste brachten Kriegs- und Frachtschiffe in ununterbrochener Folge Soldaten, Kriegsmaterial und Proviant nach Key-West, das einem ungeheuren Lager glich, beschützt von den stattlichsten Kriegsschiffen Amerikas, die in seinem Hafen vor Anker lagen.

3. Im Feldlager von Miami.

Mit ungeheurer Begeisterung und zugleich mit großer Erleichterung der Herzen wurden die ersten Erfolge der Amerikaner auf der Insel Kuba vom ganzen Lande, wie am allermeisten von den Ansiedlern des Südens aufgenommen. Es konnte ja nicht anders sein, als daß gleichsam ein Bann, besonders auf den letzteren, lag, die den unvorbereiteten Zustand ihres Landes wohl kannten und von Kuba durch einen Meeresstreifen von nur dreihundert Kilometern getrennt waren. Als daher die Nachricht herüberkam, daß „unser" Admiral Sampson den spanischen Admiral Cervera in die Bucht von Santiago de Kuba auf

der Südküste der Insel hineingetrieben habe und dort die ganze spanische Flotte festhalte, und daß ferner unter dem Schutz seines Feuers General Shafter 17000 Mann und 82 Geschütze östlich von Santiago gelandet habe, atmete man allenthalben auf. Und als vollends am amerikanischen Nationalfest, 4. Juli, die Nachricht einlief, die spanische Flotte unter Cervera sei am 3. Juli, als sie aus Santiago zu entkommen suchte, vollständig zu Grund gegangen, da kannte die Begeisterung in Miami keine Grenzen. Und es war in der That der Mühe wert, diesen Tag dort zu feiern. Wir hatten das gute Glück, gerade für diesen Tag in Miami zu sein.

Die Eisenbahnverwaltung gab für den Festtag Rückfahrkarten zum halben Preis aus, so daß man etliche Tage in Miami zubringen konnte. Als wir in der Station Pompano den Zug halten ließen, waren die Wagen schon ziemlich gefüllt mit Ansiedlern, welche dem gleichen Ziele zustrebten und das schöne Wetter und die Fahrgelegenheit auch zu einem Ausflug benützen wollten, um nach den Wochen und Monaten harter Arbeit auf den Pflanzungen nun auch ein kleines Vergnügen zu genießen. Es war höchst interessant, die verschiedenen Gestalten zu beobachten, die auf jeder der kleinen Stationen, teils einzeln, teils in Gruppen einstiegen. Das weibliche Element war gar nicht vertreten. Die meisten der freien Ansiedler erschienen hemdärmelig, aber in großem, d. h. festtäglichem Aufzug, in rein gewaschenen weißen Hosen, farbigem Hemd und breitem Strohhut, den Revolver im Gürtel. Das sah nun sehr kriegerisch aus; da aber berauschende Getränke ja kaum zu haben waren, so lag die Gefahr, in der Hitze von der mitgebrachten Waffe Gebrauch zu machen, nicht sehr nahe. Um ehrlich zu sein, soll gestanden werden, daß wir selbst unsre Waffe auch bei uns führten, wenn auch

nicht so sichtbar, wie die andren. Der Tiere, namentlich Schlangen, wegen wird man es eben gewöhnt, eine größere oder kleinere Waffe mit sich zu tragen.

Man sah es jedem am gebräunten Gesicht und an den mageren, scharfen Zügen an, daß er stramm in der Arbeit auf seinem Grund und Boden stehe. Bekannte begrüßten sich; Unbekannte schlossen sich leicht gegen einander auf. Der Krieg mit seinen aufregenden Ereignissen, die Erfahrungen bei Anbau und Verwertung der Erzeugnisse gaben Stoff genug zur Unterhaltung. Alle zusammen waren ja erst verhältnismäßig kurze Zeit da unten im Süden angesiedelt, und da war es für jeden von Interesse zu hören, wie es dem andern erging und über das und jenes wieder etwas Neues zu lernen. Einig waren alle in dem einen Punkte, daß die hohen Frachtsätze der Eisenbahn einer ausgiebigen Verwertung der Ernteerträgnisse hindernd im Wege standen; auch war das Bedauern darüber ein allgemeines, daß der allen Ansiedlern so bequem liegende Kanal nicht zur Verfrachtung der Bodenerzeugnisse verwertet wurde, wie man sehnlich gehofft hatte. Die gemeinsamen Erfahrungen im Leben wie in der Arbeit brachten auf leichte Weise die einzelnen einander näher und es war jeder froh, in seinem Nachbarn einen Leidensgefährten im Versuch der Kultivierung des bisher unbekannten Landes gefunden zu haben.

So ging die Fahrt rasch von statten und nach einer Stunde, um halb elf Uhr nachts, traf der Zug in Miami ein.

Das muß man sagen, der Bahnhof von Miami könnte in der schönsten und größten Stadt stehen. Weitläufig angelegt und bequem ausgestattet mit allem, was zur Sicherheit und Annehmlichkeit der Reisenden nötig ist, dabei sehr sauber gehalten, macht derselbe den günstigsten

Eindruck. Von der breiten, mit Bäumen bepflanzten Auffahrt vor dem Bahnhof gehen schöne Straßen nach verschiedenen Richtungen, nach dem eigentlichen Miami, wie nach dem sogenannten Nord-Miami, einer kleinen Stadt für sich selbst. Und diesmal wenigstens verdient der Ort den Namen „Stadt", nicht bloß wegen seiner Einwohnerzahl von 3000 Seelen, sondern auch wegen seiner ganzen Anlage und seiner großen Ausdehnung. Vor vier Jahren stand am Ufer des Miamiflusses eine einzige Fischerhütte, die jetzt noch als Merkwürdigkeit zu sehen ist, eine baufällige, von Wind und Wetter verschobene Bretterbude, in der ein alter Neger seine Unterkunft gefunden hat, der in den allerbescheidensten Verhältnissen vom Fischfang lebt und für einen Mundvoll Tabak mit dem ganzen Gesicht grinst.

Jetzt steht da eine Stadt, die allein schon Straßen von zehn Kilometer Länge hat und in der keine Holzhäuser mehr gebaut werden dürfen. Sechs Kirchen laden die Anhänger der verschiedenen Glaubensbekenntnisse zum Gottesdienst ein; etliche derselben haben sogar schlanke, zierliche Türme mit hübschem Glockenwerk. Die einzelnen Häuser stehen für sich in großen, schön angelegten Gärten mit alten, schattigen Bäumen, die man beim Bau der Häuser stehen ließ. Daß man eigentlich in einer Sandwüste ist, den Eindruck würde man nicht haben, wenn nicht der Wind den Sandstaub der Straßen in oft haushohen Wolken aufwirbeln würde. Da die ganze Stadt auf einem Untergrund von Korallenfelsen steht, wurden diese zur Herstellung der Straßen mit besonders gearbeiteten Maschinen glatt abgekratzt, so daß man überall auf Felsen geht, der durch die beständige Abnützung einen überaus feinen, die Augen ungemein angreifenden Staub abgiebt. Und da auch hier tagsüber fortgesetzt eine Brise vom

Ozean her weht, wird alles bis ins Innerste der Häuser hinein mit diesem feinen Staub bedeckt. In den Straßen, in welchen die schönen Geschäftshäuser stehen, ist selbstverständlich alles enger aneinander gebaut, als im Umkreis der Stadt. Allein auch da ist mit dem Platz nicht gespart, so daß der Gesamteindruck des Städtchens ein sehr angenehmer ist. Man muß sich aber an das blendende Weiß der Häuser wie der Straßen erst gewöhnen und es thut den Augen für den Anfang recht wehe, zumal in den Geschäftsstraßen kein Grün von Bäumen oder Grasplätzen dem angegriffenen Auge eine wohlthätige Abwechslung gewährt.

Als wir aus dem Bahnhof herauskamen, wußten wir nicht, wohin uns wenden und folgten eben dem großen Haufen der Reisenden, die ja doch dasselbe Ziel hatten wie wir. Da der Vollmond schien, so war der Weg, der in zwanzig Minuten mitten in die Stadt führt, wunderschön zu gehen und eine angenehme Kühle erfrischte nach der Fahrt im heißen Eisenbahnwagen. Wir kamen am östlichen Ende des großen Zeltlagers der dortigen Truppen vorüber. Überall herrschte die tiefste Stille, und nur die Schildwachen, ihre Zigaretten oder kurzen Pfeifen rauchend machten ihre Runde, sich mit einander oder den neu Angekommenen unterhaltend, unter denen sie bald im Mondschein den einen oder anderen Bekannten herausfanden. Die Soldaten selbst lagen in tiefem Schlaf, die meisten außen vor ihren Zelten in eine wollene Decke gehüllt, und anmutend erklang das sonore Schnarchen dieser Marsjünger, die vielleicht von baldigen Kriegslorbeeren träumten, oder vielleicht auch von besserer Versorgung des Leibes, als sie dort in der ungewohnten Hitze und unter dem Bann des Dienstes zu genießen hatten. Die tiefe Ruhe und Stille, die überall herrschte, hätte nicht ahnen lassen,

daß hier auf engem Raum 7000 Mann zusammengedrängt lagen und wir freuten uns schon auf den morgenden Tag, wo Leben in die Stadt und Umgebung kommen würde.

Doch es kümmerten uns die Freuden und Leiden der amerikanischen Vaterlandsverteidiger jetzt wenig. Unsre Sorge war, wo wir unser Haupt für die Nacht hinlegen sollten, ohne zu große Einbuße unsres Geldbeutels. Wir hätten es ja auch machen können, wie etliche der Mitreisenden es machten, die sich links in die Büsche schlugen und auf dem Sand unter freiem Himmel ihre Lagerstätte fanden. Allein es schien uns doch nicht sicher genug, so zu schlafen, wenn auch 7000 Soldaten, die uns bewachen konnten, unsre Nachbarn waren. Es mochte doch am Ende der eine oder andere gar zu sehr in Versuchung geführt werden, sich einen Nebensold auf billige Weise zu erwerben; der Ruf mancher war ja nicht der beste und vielen war, nach dem was die Zeitungen über ihre Vergangenheit zu erzählen wußten, in dieser Beziehung nicht zu trauen. Zudem aber fehlte uns der Teppich, der wenigstens den Tau in der Frühe abgehalten hätte.

Die meisten der Mitangekommenen suchten Privathäuser auf, in denen sie schon angemeldet waren und in welchen man ziemlich billige Unterkunft finden konnte. Da wir kein solches Quartier bestellt hatten, so entschlossen wir uns, in das zweite Hotel am Platz zu gehen, das mit dem Hotel erster Klasse natürlich auch dem Millionär Flagler gehörte, wie alles an der Ostküste von Florida. Während aber das Royal Palm Hotel mit seinen 550 Zimmern nur für die größten Börsen zugänglich ist, hat der Besitzer das zweite Hotel für Leute mit weniger irdischen Glücksgütern erbaut, aber auch durchaus prächtig ausgestattet. Alle Räume erstrahlten in elektrischer Beleuchtung und sogar die Vorsäle waren mit Teppichen belegt, was

uns bei der wohlbekannten amerikanischen Untugend des Tabakkauens und in der Erinnerung an das Verbot des Ausspuckens im Gerichtsgebäude von St. Fernandina mit nicht geringer Verwunderung erfüllte.

Wir machten es wie die andern, die vor uns waren, und frugen den Direktor, was das Übernachten mit und ohne Frühstück koste? Die Antwort war: Übernachten allein fünf Mark, Frühstück allein zwei Mark, beides zusammen sechs Mark. Für den ganzen Tag: Zimmer und drei Mahlzeiten zwölf Mark. Unser Schrecken war groß. Der Direktor sah uns das Erstaunen an, und erkundigte sich sofort: woher? und was? wir seien. Als wir erwiderten: Ansiedler von 30 Meilen weiter oben an der Bahnlinie, erklärte er: als solche hätten wir vom gewöhnlichen Preise nur die Hälfte zu bezahlen. Nun, das ließ sich hören. Wir wurden hinaufgeführt und bekamen jeder sein Zimmer angewiesen. Die Zimmer gingen ineinander und waren sehr groß und hoch. Fenster und Thüren waren mit Moskitonetzen versehen; das Bett war so riesig, daß man ebenso gut quer darin schlafen konnte. Ein Waschtisch, eine Kommode und drei Sessel bildeten die Zimmerausrüstung. Die Wände und Decke waren mit weißer Ölfarbe angestrichen, was bei der hier herrschenden Hitze sehr praktisch ist. Von allen unsern Taschenuhren hatten wir diejenige mitgenommen, die wenigstens in liegender Lage ihre Pflicht that, und da wir sie nicht in die Westentasche hatte stecken können, so war sie in der Handtasche aufbewahrt worden. Von unsren Nachbaransiedlern besaß überhaupt keiner eine Uhr; die Sonne blieb ihr Zeitmesser, wobei es fürs gewöhnliche auf eine halbe Stunde früher oder später nicht ankam. Auf der Reise aber, wo es sich um das Treffen oder Verfehlen des einzigen Zuges handelte, war uns unsre halbinvalide Uhr doch von großem Werte.

Wir schliefen prächtig, wenn auch mehrmals aufgeweckt durch anhaltendes Läuten einer schrillen Glocke. Lange konnten wir nicht herausfinden, was dieses Läuten bedeuten sollte, bis wir auch das Rasseln von Eisenbahnwagen hörten. Es war also die Alarmglocke auf der Lokomotive, die beim Rangieren der Züge fortwährend zu ertönen hat.

Daß wir in einer wirklichen Garnisonstadt waren, kam uns weltentfremdeten Landbewohnern in aller Frühe zum Bewußtsein, als wir das Schmettern der Trompeten von recht ungeübten Bläsern vernahmen. Wir standen auf und sahen schon vom Fenster aus ganze Scharen von Soldaten hin- und herziehen, die meisten im Sonntagsgewand; denn es war ja heute der 4. Juli, das Nationalfest der Amerikaner.

Wir frühstückten. Das kann man den Amerikanern nicht leugnen: sie gaben einem Etwas für das Geld, das sie nahmen. Man konnte sich nach der Speisekarte so viele Gerichte auswählen, als man wollte, und wählen zwischen Thee, Kaffee, Chokolade als Getränk. So wird es bei allen drei Mahlzeiten gehalten. Die Hauptmahlzeit ist abends und bei dieser die Speisekarte noch reichlicher versehen als morgens und mittags. Die Bedienung geschieht durch lauter Neger in schneeweißen Hemden und kohlschwarzen Fräcken. Man speist an kleinen Tischchen und jedes dieser Tischchen hat seinen eigenen Neger, dessen Gedächtnis wirklich zu bewundern ist. Denn er ließ sich von jedem gleich zum Anfang die ganze Reihe der gewünschten Gerichte nennen und machte nie einen Fehler in der Bestellung. Auf diese Weise geht die Mahlzeit wie an der Schnur und das lange, lästige Tafeln ist unmöglich gemacht.

Es kam uns in der That vor, als wären wir mit

einemmal ins Schlaraffenland versetzt, und wie labten wir uns nach neunmonatlicher Enthaltsamkeit an dem frischen Fleisch in allen möglichen Formen und wie köstlich schmeckte die Mahlzeit, die wir nicht selbst hatten zubereiten müssen! Darüber kümmerten wir uns sehr wenig, daß es auch in einem so feinen Hotel heißt: grob, aber kräftig; das entspricht dem amerikanischen Leben am besten. Geistige Getränke gab es nicht; wenigstens sahen wir keinen von den vielen Gästen bei den verschiedenen Mahlzeiten etwas trinken, außer Eiswasser neben einem der obigen Getränke; wir frugen auch nicht nach solchen. In Deutschland kann man sich eine Mahlzeit im Gasthof gar nicht denken ohne Wein oder Bier. Wenn man aber eine Zeit lang mitgelebt hat, so vermißt man diese Getränke nicht mehr, und sicher ist, daß man viel besser speisen kann und die Verdauung eine viel bessere ist ohne dieselben. Sonst wäre es nicht möglich, mit drei Mahlzeiten im Tag, also ohne die vor- und nachmittäglichen Vesper, auszukommen und seiner Arbeit in gehöriger Weise dabei nachzugehen. Äußerst angenehm ist, daß man sich weder von den Mitspeisenden noch von dem Wirt muß schief ansehen lassen, wenn man ohne Getränke speist. An Eines aber muß man sich in dem Lande dort erst gewöhnen, und es ist zudem nicht leicht, nämlich an die Bedienung durch schwarze Kellner. Sie müssen sich ja gewiß untadelig reinlich halten und thun es auch; aber ein unangenehmes Gefühl bleibt es doch, wenn sie mit den außen schwarzen, innen hellbraunen Händen einem Brot, Zucker u. a. reichen. Noch peinlicher war mir die Sache später bei der Heimreise, als ich mich in einem noblen Barbierladen in Jacksonville rasieren ließ und mir ein Schwarzer mit seinen Händen im Gesicht herumfuhr. Zu verwundern ist es übrigens nicht, daß man überall Neger in dienenden Stellen an-

trifft, denn an weißen Arbeitskräften fehlt es durchaus, abgesehen davon, daß für sie viel mehr Lohn bezahlt werden müßte. Dann sind aber auch die Neger in ihrer Lebensweise merkwürdig sparsam und anspruchslos und gegen die Kunden musterhaft zuvorkommend. Eine große Wohlthat ist nebenbei auch das, daß die Trinkgeldsucht bei ihnen keine Rolle spielt. Als ich einmal einem Kellner ein Trinkgeld in die Hand drücken wollte, wußte er nicht, was er damit sollte, und wollte es einfach nicht annehmen. Ein zweitesmal machte ich daher den Versuch nicht, einem Mann etwas aufzudringen. Daß man sonst in einem amerikanischen Hotel sich ganz frei wie im eigenen Hause bewegt und nicht auf Schritt und Tritt von geldgierigen Angestellten beobachtet und überfallen wird, ist eine ganz angenehme Sache. Will man etwas haben oder wissen, so findet man jederzeit die größte Aufmerksamkeit bei allen Angestellten.

Es war noch recht frühe am Tag und prächtig kühl, als wir auf die Straße hinaustraten. Daß man in Florida, wie übrigens auch in New-York, sehr frühe auf ist, und fürs gewöhnliche nicht die Nacht zum Tag macht, trägt zur Gesundheit der Bewohner viel bei. Trotz der frühen Stunde wogte es doch schon überall von einer fröhlichen, feiertäglich gestimmten Volksmenge, die von der Umgegend aus den größeren und kleineren Ansiedlungen zusammengeströmt war und sich im Laufe des Tages noch mehren sollte.

Uns lag zunächst an der Stadt selbst nichts, sondern wir wollten das Lager und seine Soldaten in Augenschein nehmen und mit dem Kriegswesen uns bekannt machen. Hatte man doch schon vor langem, als das Lager in Miami kaum errichtet und erst teilweise bezogen war, allerlei erfahren über die Zustände dort, über den Geist, der bei den Soldaten herrschte und über das Verhältnis der einzelnen Regimenter unter einander. So war es Thatsache,

was vom zweiten Louisiana-Regiment erzählt wurde. Dasselbe rekrutierte sich aus lauter Männern vom untern Teil des Staates Louisiana am Mississippi mit der Hauptstadt New-Orleans. Sie galten in großer Zahl für Flußdiebe oder Flußpiraten, deren Beschäftigung das Plündern der Fahrzeuge und Lagerhäuser am gewaltigen Mississippistrom war und die es nun für gut gefunden hatten, vom seitherigen Schauplatz ihrer zweifelhaften Thätigkeit für einige Zeit zu verschwinden. Zu diesem Zweck war ihnen der Krieg gerade gelegen gekommen. In Miami nun befanden sich zur Zeit, als das Lager dort errichtet wurde, zwei größere Wirtschaften mit Schankgerechtigkeit, die einzigen am Platz, welche für das Recht, Wein, Bier und Spirituosen auszuschenken, die hohe Jahressportel von 4000 Mark bezahlten. Die Besitzer hatten sich natürlich auf die ankommenden Soldaten gefreut und gehofft, recht gute Kunden an ihnen zu finden. Allein es sollte ganz anders kommen. Obiges Regiment wählte sich die eine der Wirtschaften als Kneipquartier und es begann ein wildes, ungebundenes Leben, das seinen Höhepunkt damit erreichte, daß die Soldaten, als der Wirt die Verabreichung von weiteren Getränken einmal verweigerte, alles, was im Hause war, kurz und klein schlugen, Wein- und Bierflaschen zerbrachen, die Fenster herausrissen, ja das ganze hölzerne Wirtschaftsgebäude zu einer Ruine machten. Das war eine Heldenthat, die dem ganzen Lager verhängnisvoll werden sollte. Denn vom Hauptkommando ging ein Erlaß aus, daß kein Soldat in Zukunft eine Wirtschaft betreten, ja auch nur über die Straße sich Getränke holen lassen dürfe. In die noch vorhandene Wirtschaft wurde eine dauernde Wache von einem Offizier und drei Mann gelegt, die Tag und Nacht Aufsicht halten mußten. Das Geschäft des zweiten Wirts war auf diese Weise auch ruiniert, denn die wenigen

Zivilisten, die da einsprachen, konnten ihm keinen Ersatz für seinen Verlust bieten. Die übrigen Regimenter im Lager aber waren dermaßen aufgebracht über ihre Mitstreiter, daß sie einen Bund machten, das „schwarze" Regiment bei Nacht zu überfallen und jeden Mann einzeln durchzubläuen. Am Abend vor dem verabredeten Überfall erhielt jedoch das Kommando Wind von der Sache, legte das anrüchige Regiment in den nördlichen Winkel des Lagers und stellte starke Wachen um dasselbe. Lange Zeit aber war der Abscheu der andern Regimenter so groß, daß sie erklärten, nicht an der Seite dieses Louisiana-Regiments fechten zu wollen. Allein auch diese Wunde verletzten Ehrgefühls heilte die Zeit.

Die Folge von obengenanntem Tumult war die, daß in kürzester Zeit 250 sogenannte Sodawasser-Buden in den Straßen erstanden, die zum Lager führten. Von allen Seiten zogen die Besitzer dieser Schankstätten mit ihren Karren herbei, schlugen vier Stangen in den Sand, banden ein Tuch oben drüber und die Wirtschaft war fertig. An Zuspruch fehlte es keinem dieser Unternehmer, ja mancher hatte einen Tageserlös von 300—500 Mark, je nach der Hitze des Tages. Am 4. Juli war es recht heiß und wir selbst konnten die Wohlthat dieser Limonadebuden bei dem gewaltigen Durst dieses Tages ungezählte Male erproben. Für das Militär aber lag eine Hauptwohlthat darin, daß keine Betrunkenheit aufkommen konnte und daher auch Reibereien und offene Streitigkeiten zwischen den einzelnen, zum Teil sehr ungeschlachten Truppenkörpern verhindert wurden. So kam der Heeresleitung der Krawall ungemein gelegen.

Wir gingen in das Lager. Dasselbe ist in große Vierecke oder Blocks abgeteilt, davon jedes einem Regiment als Lagerplatz diente. Je an der Spitze eines solchen

Vierecks standen zwei große Holzbuden, die eine diente als Wachtlokal, die andere als Küche und Proviantraum. Die einzelnen Zelte faßten zwischen zwei und zehn Mann und waren des unebenen Bodens wegen nicht in regelmäßigen Reihen aufgeschlagen, so daß das Ganze ein buntes Durcheinander bot. In der Mitte eines jeden Vierecks war ein großer Platz für die Pferde, die unter einem einfachen Bretterdach standen. Als der ganze Platz für das Lager hergerichtet wurde, hatten die Neger einfach die größten Bäume über dem Boden gefällt und samt dem niederen Buschwerk verbrannt. Dies und die nicht ausgehauenen Baumstümpfe gaben dem Ganzen ein unschönes Aussehen. Zum Glück hatte man da und dort einen großen, schönen Baum stehen lassen, und überhaupt sollte ja das Lager nur für kurze Zeit bezogen bleiben, da man hoffte, den Krieg in Bälde beendigen zu können. Miami sollte ja nur ein Sammelplatz für die Truppen sein, die hier schnell einexerziert und dann nach Kuba befördert werden würden.

Wir waren etliche Wege im Lager auf- und abgegangen und hatten uns Zelte u. s. w. etwas genauer angesehen, als wir durch ein scharfes „Halt" zum Stehenbleiben aufgefordert wurden. Eine Schildwache nahte uns. Der Mann trug doch wenigstens eine ganze Uniform, Hose, Juppe mit Gürtel und einen weichen Hut, was von einem guten Teil der Truppen nicht gerühmt werden konnte.

Wir wurden gefragt, was wir hier wollten? Antwort: „Das Lager besehen."

„Wer und woher sind Sie?"

„Deutsche Ansiedler von Pompano."

Ob nun der Mann deutsch für spanisch hielt oder seinem amerikanischen Gefühle den Deutschen gegenüber,

als nach amerikanischer Meinung den innigsten Bundesgenossen der Spanier, glaubte Ausdruck geben zu müssen, kurz, er forderte uns auf, ihm auf die Wache zu folgen, obgleich außer uns natürlich noch eine sehr große Menge Schaulustiger durch das Lager schwärmte. Denn dazu waren sie ja doch alle gekommen, um sich das Lager anzusehen. Wie es geht, wenn in der Eisenbahn einer seine Fahrkarte nicht finden kann, so ging es uns. Es sammelte sich sogleich eine Schar Neugieriger um uns, die, wie der Mann ohne Fahrkarte, natürlich sogleich als Verbrecher angesehen wurden. „Spanische Spione", hörten wir murmeln. Also auch da das Spioniergespenst, wie wir Deutsche es in Frankreich immer wieder spuken zu sehen gewöhnt sind. Die ganze Sache kam uns von Anfang an unsäglich lächerlich vor, und wir konnten denn auch unsre Ansicht in unsren Mienen nicht verbergen, zum Ärger manches dieser Vaterlandsverteidiger, die schon glaubten einen wichtigen Fang aufs Nationalfest gemacht zu haben. Das mußte ja doch ein klein wenig Abwechslung bringen in das eintönige Tagestreiben des Gamaschendienstes.

In der Wachtstube saßen zwei Offiziere, vor die wir geführt wurden und denen die Schildwache über uns rapportierte. Auf die Frage des ersten Offiziers, ob ich mich irgendwie ausweisen könne, was der ganzen Sache ein schnelles Ende machen würde, die er doch, weil einmal gemeldet, verfolgen müsse, zog ich meine Legitimationskarte von der Eisenbahnverwaltung von Jacksonville aus der Tasche und gab sie ihm in die Hand. Es war auf dieser Karte bemerkt, daß ich als Pfarrer sämtlicher Deutschen zwischen Jacksonville und Miami das Recht habe, jederzeit und zwischen allen Stationen der ganzen Strecke zum halben Preis zu fahren während des laufenden Jahres 1898.

Die Wirkung dieser Zeilen auf dem Gesicht des Offiziers zu beobachten, war kostbar. Zorn und Verlegenheit wechselten schnell und eine helle Röte stieg auf. Dem Zorn machte der Offizier Luft durch ein Wort an die Schildwache, das im Deutschen etwa „Schafskopf" bedeutete und den Mann veranlaßte, das Wachtlokal schleunigst zu räumen und auf seinen Posten zurückzukehren, wobei er der neugierig fragenden Menge nicht in allzu zarter Weise Auskunft erteilte.

Aus heller Verlegenheit lud uns der Offizier zum Sitzen ein, und wir hatten mit einander eine ganz nette Unterhaltung, wobei er wiederholt sein Bedauern über den Vorfall aussprach, während ich ihm erklärte, das sei unnötig, da ich von meinen eigenen Erfahrungen im deutsch-französischen Krieg 1870/71 wohl wisse, wie man in Bezug auf Spione auf der Hut sein müsse. Als er hörte, daß ich gar im Krieg gewesen und zwar in einem wirklichen Krieg, da bekam der Mann förmlich Respekt und ich konnte mir die Frage erlauben:

„Sind wir als Deutsche oder als Spione in diese Lage gekommen?"

„Ich kann darüber weiter nichts sagen, als daß die Schildwache Sie als Deutsche gemeldet hat, die im Lager sich umsehen und Spione in spanischen Diensten sein könnten."

„Da erlaube ich mir die Bemerkung: wenn wir deshalb vorgeführt worden sind, weil wir Deutsche sind, so dürfen Sie überzeugt sein, daß uns Deutschen die Entscheidung in Ihrem Kriege ganz einerlei ist, denn so wenig unsre Sympathien den Amerikanern gelten, wie Ihre Zeitungen der Welt zu verkündigen für gut finden, so wenig können sich die Spanier derselben rühmen. Sind wir aber vorgeführt worden, weil man uns für Spione hielt,

so werden Sie selbst einsehen, wie lächerlich es wäre, hier im Lager spionieren zu wollen. Man weiß aus jeder Zeitung, daß in Miami 7000 Mann Soldaten in 1000 Zelten liegen; zu spionieren ist darum hier weiter nichts, man müßte denn glauben, wir hätten wollen eines der Zelte, am Ende samt seinen Insassen, zum Vorteil der Spanier stehlen."

Wir schieden im Frieden, und die Offiziere begleiteten uns vor das Wachtlokal, wo sie uns noch die Hand kräftig schüttelten zur großen Verblüffung der Soldatenmenge, die wohl nicht weniger als eine militärische Hinrichtung erwartet hatte. Von da an waren wir die Helden des Tages, und während wir fortan unangefochten durch das ganze Lager gehen konnten, durften wir dann und wann die Erklärung hören: Das sind Deutsche, die für spanische Spionen gehalten wurden. Unsere Berühmtheit hatte aber, wie das auch sonst zu sein pflegt, für uns eine lästige Folge, daß wir nämlich, als das Dunkel hereinbrach, von vielen Seiten durch die edlen Soldaten angebettelt wurden, zuerst um Tabak, dann um Geld! Wir dachten daher, es sei nunmehr Zeit, uns lieber zurückzuziehen und das Lager zu meiden, weil sonst unsere berühmte Person noch Gegenstand weitergehender Wünsche im Dunkel der Nacht werden könnte. Nach den gemachten Erfahrungen mußte man auf alles gefaßt sein.

Im Lager war uns sehr wohlthuend ein besonders geräumiges Zelt aufgefallen, mit der Aufschrift: „Gesellschaft zum blauen Kreuz". Es gehörte also dem Verein, der Mäßigkeit oder gänzliche Enthaltung von geistigen Getränken auf seine Fahne geschrieben hat und sich nicht scheute, mitten in einem Soldatenlager sein Zelt aufzuschlagen und für seine Sache zu werben. Und sehr schön war es, daß die Heeresverwaltung dazu ihre Er-

laubnis und volle Zustimmung gegeben hatte. Es standen Tische und Stühle nebst einem Harmonium und Pianino in dem großen Raum; auf den Tischen lagen alle möglichen Zeitungen und Bücher zur Benützung für jedermann bereit; auf den Instrumenten durfte Musik machen, wer wollte, und alles in allem war das Verweilen dort ein so zwangloses, daß das Zelt fast den ganzen Tag besetzt war. Dann und wann trat ein Mitglied von der Gesellschaft auf und hielt eine kurze, packende Ansprache, worin er die Mäßigkeitssache empfahl. Bei den oben geschilderten Verhältnissen hatte übrigens die Gesellschaft leichte Arbeit und wesentliche Erfolge.

Was die kirchliche Versorgung der Soldaten betrifft, so waren teils Militärkapläne angestellt, teils versahen die Geistlichen von Miami die Stelle von zeitweiligen Militärgeistlichen. Die Gottesdienste wurden in den Kirchen der verschiedenen Religionsgemeinschaften abgehalten. Der Besuch derselben war ein freiwilliger, aber auch ein recht mäßiger, da in religiöser Hinsicht der Amerikaner von seinem Vetter in England sehr weit verschieden ist.

Wie es mit der Verköstigung der Truppen bestellt war, konnten wir sehen, als wir zur Zeit des Mittagessens das Lager passierten. Überall hatte die Mannschaft das Essen gefaßt, das in weißen Bohnen mit gepöckeltem Schweinefleisch bestand, so grob, wie wir es im Zwischendeck auf der Reise zu genießen bekommen hatten. Man denke sich bei der in Miami herrschenden Hitze eine tägliche Ration von gesalzenem, durch Salpeter noch haltbarer gemachtem, bis 6 Zentimeter dickem Speck und das Tag für Tag vorgelegt, nur daß der gesalzene Speck mit ebenso fettem geräuchertem Speck im Verein mit Bohnen, Erbsen, Linsen u. a. abwechselte, und man wird begreifen, wie die Grenzen des Lagers eingefaßt waren mit Mengen

solchen Fleisches, das die Mannschaft als ungenießbar weggeworfen hatte. Wir kannten diese Art Fleisch recht wohl, denn in der äußersten Not hatten wir im Fort Lauderdale auch solches schon gekauft, das wohl im Norden nicht zu verwerten gewesen war, da unten aber seiner Billigkeit wegen immer noch Abnehmer fand. Wir pflegten es dreimal nach einander in frischem Wasser aufkochen zu lassen und jedesmal das Wasser abzuschütten, allein trotzdem war es nicht zu genießen, und der Durst, den es erzeugte, war grenzenlos. Und trotz dieser ärmlichen Verköstigung der Soldaten wagte man die schon jetzt ungeheure Verteuerung des Büchsenfleisches damit zu begründen, daß alle Vorräte für die Armee und Marine aufgekauft würden, die davon noch nichts zu kosten bekommen hatten. Die Entrüstung der Soldaten über ihre Kost war groß und machte sich nicht in den schmeichelhaftesten Ausdrücken der Verwaltung gegenüber Luft. Es war nicht zu verwundern, daß diejenigen Soldaten, welche noch über bares Geld verfügten, sich in den Garküchen, deren eine große Menge am Platz erstanden war, verköstigten. Dort konnte man für eine Mark Suppe, frisches Fleisch mit Gemüse und Kartoffeln und einen Nachtisch erhalten. Andere labten sich an den herrlichen Wassermelonen, die in Hülle und Fülle von den benachbarten Ansiedlern auf den Markt gebracht worden waren und in solcher Güte und Feinheit eben nur in dem Klima von Florida wachsen konnten.

Im Laufe des Sommers und Herbstes sollte es aber noch schlimmer kommen mit der Verköstigung der Truppen. Ganze Wagenladungen frischen Fleisches, in Leinwand verpackt und nach Florida gesandt, kam voll Maden an, weil in den Eisenbahnwagen zuvor Dünger verschickt worden war und diese nicht gereinigt wurden! Selbst im Büchsenfleisch fanden sich lebende und tote Maden, und vieles

von diesem war mit einem chemischen Stoff behandelt, um es haltbarer zu machen, durch den bei einer Kompagnie in Miami drei Leute starben und 14 Tage lang kaum 37 Mann dienstfähig blieben. Die Qualen, welche die Erkrankten zu erdulden hatten, waren furchtbar und ließen sich nicht einmal mit Morphiumeinspritzungen lindern. Auf Kuba pflegten die amerikanischen Soldaten ihr Büchsenfleisch den kubanischen Soldaten und den Flüchtlingen von Santiago aufzuhalsen.

Millionen von Pfunden solcher Schundware sind von den großen Geschäftshäusern den Unterhändlern der amerikanischen Intendantur übergeben worden, ja der Generalintendant Eagan selbst kaufte privatim große Posten auf und verkaufte sie der Regierung wieder. In solcher Weise wurde für die Soldaten gesorgt und zu solchen niederträchtigen Freveln und Betrügereien führte die unersättliche Gier nach dem Dollar!

Während des Vormittags hatten wir Gelegenheit, die neuangekommenen Rekruten bei der Arbeit zu sehen, während die andern Soldaten frei hatten. In Rotten von je vier Mann wurden sie von einem Unteroffizier einexerziert, die meisten in Hemdärmeln, teilweise ohne Schuhe und ohne Hut. Wir sahen lange zu, wie bei einem solchen Trupp der Unteroffizier sich alle erdenkliche Mühe gab, einem der Rekruten, einem etwa 35jährigen Mann, das Marschieren im gleichen Schritt beizubringen. Aber es war alles umsonst; nach dem dritten Schritt hatte er den Tritt wieder verloren. Und als wir nach einer Stunde nochmals vorüberkamen, hatte der Mann noch keinen Fortschritt gemacht. Wir, wie auch alle die zahlreichen Zuschauer, die sich an diesem Exerzieren auf der blendenden Hauptstraße der Stadt ergötzten, konnten nicht anders als die ungeheure Geduld des Unteroffiziers bewundern.

Das Exerzieren überhaupt beschränkte sich bei diesen Truppen auf das allernotwendigste, wie es ja auch begreiflich war mit Hinsicht auf die Art des Kriegs, in welchem dieselben Verwendung finden sollten. So machte sich denn auch der Anblick eines ganzen Regiments, das am Abend in Parade durch die Stadt zog, höchst merkwürdig durch die Ungleichheit im Schritt, Abstand und in der Haltung der Mannschaft. Zugegeben mag werden, daß auch die ganz entsetzliche Musik, die dabei aufspielte und in ihrer Rauheit dem Kommisfleisch zu vergleichen war, mit daran schuld war. Am besten, zwar auch mehr gehackt als gespielt, gelang noch der nationale „Yankeydoodle". Aber nichtsdestoweniger waren Soldaten und Zuhörer nicht verwöhnt und daher von den Leistungen der Regimentskapelle voll befriedigt, und selbst der Braune des seinem Regiment stolz voranreitenden Obersten verstieg sich zu einem selbstbewußten Tänzeln.

Wir konnten nicht umhin, in der noch bestehenden Wirtschaft ein Glas Bier zu trinken; es schmeckte uns aber bitter, wie es nach neunmonatlicher Entbehrung nicht anders sein konnte; und da zudem 1/4 Liter 60 Pfennige kostete, so zogen wir uns bald zurück. Der Wirt war mürrisch, da sein Lokal leer stand und er keine Geschäfte machen konnte trotz des Nationalfestes. Der wachehabende Offizier schaukelte sich in dem großen luftigen Raum in seinem Schaukelstuhl und las seine Zeitung, ohne etwas dazu zu trinken; die drei Schildwachen hielten die Außenseiten besetzt. Die zweite Wirtschaft war eine Ruine.

Durch einen schönen, schattigen Wald mit prächtig duftenden Gesträuchern, in denen wunderschöne Vögel ohne Scheu vor den Menschen sich in den Zweigen schwangen, gelangten wir an die Bucht, an der Miami liegt, die Biskayne-Bucht, bis zu welcher der Schienenstrang gelegt

ist und in der zwei große Dampfer eben mit Munition und Proviant beladen wurden, um dann auch noch zwei Bataillone Soldaten mit nach Key West zu nehmen. Es wimmelte von Soldaten, die sich hier ihres freien Tages freuten. Hunderte tummelten sich an der Einladestelle in dem warmen Wasser der Bucht und zeigten ihre Schwimmkünste unter dem brausenden Beifall ihrer dankbaren Zuschauer. Viele andere benützten den schönen Tag zu einer Spazierfahrt teils in kleinen Dampfern, teils in Segel- und Ruderbooten, von denen die Bucht voll war.

Die Biskayne-Bucht, etwa 10 Kilometer lang und zwischen 6 und 8 Kilometer breit, ist auf der Landseite dicht bewaldet; auf der Seeseite ist sie durch eine zusammenhängende Kette von wenig hohen, ebenfalls mit Wald bedeckten Korallenfelsen vom Ozean abgeschlossen. Nur an zwei Stellen ist eine schmale Ausfahrt ins Meer offen. Durch diese vorgelagerte Kette wird der Ansturm der Meereswogen abgehalten und dadurch die Sicherheit der Bucht für die Schiffe ungemein gesteigert. Da aber durch dieselbe auch die frische Meeresbrise zurückgehalten wird und unmittelbar vor ihr der Golfstrom nach Norden sich wendet, so ist dadurch das Klima von Miami bedeutend heißer, als es weiter oben an der Küste ist, da, wo wir uns niedergelassen haben.

Gegen Mittag versammelte sich viel Soldaten- und Ansiedlervolk in den Palmenanlagen des großen Royal-Palm-Hotels, das Flagler an der Mündung des Miamiflusses in die Biskayne-Bucht hatte erbauen lassen und das erst kürzlich dem Gebrauch übergeben worden war. Um eine mehrere Morgen große Gartenanlage auf dem humuslosen Felsgrund zu bekommen, hatte Flagler über ein Jahr lang täglich zehn Eisenbahnwagen gelben Sand von St. Augustine mit dem täglichen Güterzug kommen

und um das Hotel her aufschütten lassen. In diesen lehmhaltigen Sand wurden dann etwa tausend junge Kokosnußpalmen gepflanzt, die alle sehr gut gediehen und eine eigenartige Anlage versprechen. Schön sieht ein solcher Garten mit den einförmigen, schlanken Baumstämmen und dem Blätterbüschel als Krone allerdings nicht aus; aber die Wintergäste haben doch das Vergnügen, unter Palmen zu ruhen und zu wandeln, während Eis und Schnee ihren Heimatort bedecken.

Im Hotel war der Generalstab der Truppen von Miami untergebracht und daß da nicht schlecht leben war, läßt sich denken. Die Herren Offiziere der höchsten Grade saßen auf der großen Veranda beim zweiten Frühstück, während die Militärmusik unter den Palmen fröhlich spielte und das Volk im Gras lag und zuhörte, oder an allerlei Spielen, Fußball u. a. sich ergötzte. Der Union-Jack, d. h. das Sternenbanner der Vereinigten Staaten, wehte in einem riesigen Exemplar von der Spitze des Mittelturms am Hotel, zum Zeichen, daß hier unter seinem Schutz das freie Volk sein Nationalfest feierte. Der Tag war für eine solche Feier wunderschön und es war darum nicht zu verwundern, daß von allen Seiten, sogar auch vom Süden herauf, wohin keine Eisenbahnverbindung mehr geht, so viele und immer neue Ansiedler in allen Arten von Fahrzeugen und Fuhrwerken zu Wasser und zu Lande gekommen waren. Hier hielt eine Abteilung Franzosen sich zusammen und verriet sich durch eifriges Reden und Gestikulieren; dort trafen wir ein Häuflein Dänen, die vor zwei Jahren etwa 40 Kilometer nördlich an der Bahn eine eigene, ziemlich bedeutende Kolonie gegründet hatten. Da verschiedene Familien darunter waren, so bauten sie sogleich auch stattliche, zum Teil zweistockige Häuser und alles versprach einen guten Fortgang. Als aber im Januar

ihre Tomaten und Frühgewächse erfroren, verlor die Hälfte dieser Ansiedler den Mut und zog wieder nach dem Norden. Die Zurückgebliebenen hatten sich durch Neupflanzen ihrer Felder bald wieder erholt. Deutsche trafen wir nur zwei, der eine war bei einem der vielen Garküchebesitzer angestellt, der andere ein Soldat.

Die Ansiedler ringsum hatten die festliche Gelegenheit benützt und eine riesige Menge Südfrüchte zur Stadt gebracht, die sehr guten Absatz fanden. Um vierzig Pfennige konnte der Soldat eine 25pfündige Wassermelone kaufen, und so saßen sie mit Löffeln bewaffnet im Kreis um ihre süße Melone und löffelten sie einträchtig mit einander aus. Orangen, Bananen, Guavas und andere prächtige, durststillende Früchte waren in großer Menge und von ausgezeichneter Güte vorhanden.

Unser Mittagsmahl nahmen wir bei einem früheren Bewohner von Linton ein, der, seitdem wir ihn nicht mehr gesehen hatten, bankerott geworden war und den Krieg und das Lager von Miami als willkommene Quelle, sich wieder aus der Not herauszuschaffen, mit Freuden begrüßt hatte. Und der Mann machte große Geschäfte, so daß er fünf Leute in seiner elenden Bretterbude anstellen mußte. Solche Leute rieben sich allemal wieder aufs neue die Hände, wenn die Zeitungen eine lange Dauer des Kriegs verkündigten.

Gegen Abend traf ein Telegramm beim Oberbefehlshaber ein, das den Sieg der amerikanischen Flotte unter Admiral Sampson über die spanische Flotte im Hafen von Santiago de Kuba verkündigte. Sofort ließ derselbe die Nachricht den Truppen und der Stadt kund geben, und ein ungeheurer Jubel herrschte in Stadt und Lager, und machte sich bei Tausenden in einer Extraflasche Sodawasser Luft.

Doch als die Dämmerung einbrach, sollten der Jubel und die Landesfeier ihren Höhepunkt erreichen in einem großen, schnell veranstalteten Feuerwerk, dessen Mittelpunkt das Hotel bildete, in dem wir übernachteten. Der Besitzer hatte so viele Feuerwerkskörper, als er auftreiben konnte, zusammengekauft und verteilte sie an jedermann, besonders an die Soldaten, und es begann ein richtiges Bombardement von romanischen Lichtern, Schwärmern und Fröscḧen über die Straße hinüber, während im Hintergrund zehn, zwanzig und mehr Raketen auf einmal zum nächtlichen Himmel emporschossen und überall das freudige Volk seine Lieblingslieder ertönen ließ.

Punkt neun Uhr wurde der Lust ein Ende gemacht; denn das Trompetensignal rief die Truppen ins Lager zur Nachtruhe und um halb zehn Uhr herrschte überall Totenstille.

---

17. Kapitel.

Die Heimreise. Eine Feuersbrunst. Schwerer Abschied. Zu Schiff nach New-York. Auf der „Patria“ nach Hamburg. Daheim!

Mein Urlaub ging zu Ende, und in raschem Lauf rückte der Tag meiner Abreise von Florida heran, auf den es noch vielerlei zuzubereiten gab. Die große Kiste wurde gepackt und allerlei Raritäten zum Andenken an Florida beigelegt; sodann fuhren zwei der Ansiedler mit derselben zur Bahn nach Fort Lauderdale. Das Boot, das sie benützten und das noch mit sechzehn Fässern mit neuen Kartoffeln befrachtet war, fing schon eine halbe Stunde unterhalb Pompano an zu sinken, und obgleich

die Männer in aller Eile die Ladung ans Ufer warfen, hatte doch meine Kiste lange genug im Wasser gestanden, um zur Hälfte durchnäßt zu werden. Manche Gegenstände waren in einer üblen Verfassung, als ich sie zu Hause ans Licht brachte.

Der Tag der Abreise war festgestellt, als Nachricht kam, daß der Dampfer von Jacksonville nach New-York erst einen Tag später abfahre. Statt in Jacksonville blieb ich daher noch eine Nacht in Pompano. Und da sollte ich noch etwas für uns sehr Fatales miterleben. Es hatte den ganzen Tag geregnet und ich verschob die Abschiedsbesuche bei den Ansiedlern auf den nächsten Tag. Am Abend stellte sich ein gewaltiges Gewitter ein, wie sie nur die tropischen Zonen haben. Wir hatten manchmal vierundzwanzig Stunden lang ununterbrochen Blitzen und Donnern nach allen Himmelsrichtungen mit geradezu ungeheuren Regengüssen. Dann wurde es die ganze Nacht nicht dunkel, der ganze Himmel bildete ein Flammenmeer. Merkwürdig aber war die Erscheinung, daß, wenn die Gewitter vom Land herkamen, die Wolken, sobald sie den Ozean erreichten, dem Lauf der Küste folgend stillestanden. Über dem Land konnten rabenschwarze Wolken stehen, und über dem Meer, der Küste nach scharf abgeschnitten, schien die Sonne am blauen Himmel.

So hatten wir an jenem Abend auch ein großartiges Gewitter und heller Feuerschein drang dauernd von einer Stelle zu unseren Fenstern herüber. Wir konnten uns nicht erklären, was in Flammen geraten sein mochte, dachten aber, es werde die Prärie am Kanal sein, und schenkten dem Feuer weiter keine Beachtung. Man wird in Florida an Brände gewöhnt; denn fast immer ist Rauch- und Feuerschein in irgend einer Richtung zu sehen. Schade, daß der Wald überall und immer wieder angezündet wird;

die Indianer fingen der Jagd wegen den Unfug an; die Ansiedler mußten ihn der Feuersgefahr für ihre Häuser und Pflanzungen wegen fortsetzen. Sowie Gebüsch und Gras brennbaren Stoff boten, wurde beides angezündet, um von Haus und Feldern weg nach außen zu brennen. Gewöhnlich ergriff dann das Feuer auch den Wald und brannte in den hohen Baumgipfeln oft tagelang weiter.

Als wir nun am folgenden Morgen den Kanal hinabfuhren, fehlte unserem Auge unser Packhaus auf dem Tomatenfelde! Wir gingen ans Ufer und siehe da! das aus lauter starken Balken erbaute Blockhaus war nebst seinem ganzen Inhalt bis auf ein kleines Häufchen Asche zusammengebrannt. Und das war so zugegangen. Mehrere Tage vorher hatten wir Unkraut verbrannt und der trockene Torf hatte angefangen zu glimmen, was wir wohl bemerkten, aber nicht weiter beachteten, da es schon oft der Fall gewesen war. Durch den Sturm angefacht, war das glimmende Feuer unter den Balken des Hauses durchgedrungen, hatte diese ergriffen und dann stand das Ganze in hellen Flammen. Unser sämtliches Feldgeräte, sodann zehn Zentner neue Kartoffeln, die für den Bedarf des Hauses bis zur nächsten Ernte hatten dienen sollen, und zwei prächtige Fässer mit Zwiebeln, welche in der folgenden Woche auf den Markt gekommen wären, alles war vernichtet. Das war ein herber Stoß zuguterletzt! Und der Abschied von meinen Söhnen, für welche mit diesen Vorräten noch hatte gesorgt sein sollen, wurde dadurch nicht leichter. Die Ansiedler versprachen, beizuspringen und aus ihren eigenen Vorräten mitzuteilen, allein das Wort bewahrheitete sich auch diesmal: „aus den Augen, aus dem Sinn."

Morgens um halb fünf Uhr wanderten wir auf unsrer

„Avenue" durch den Wald hinaus nach dem Bahnhöfchen von Pompano, das die Bahnverwaltung auf unser Ansuchen erstellt hatte.

Daß der Abschied sehr schwer wurde, ist begreiflich. Wann sollten wir uns wiedersehen? Wie ernst ist doch das Leben und wie reißt es auseinander, was so gerne beisammen bleiben möchte! So wie unsere Verhältnisse liegen, war es nicht möglich, daß die Familie in engerer Umgebung zusammen sein konnte, und da war es gut, daß von Anfang an eine örtliche Trennung ins Auge genommen wurde, bei der es dann nicht darauf ankam, ob sie größer oder kleiner war. Und weiter war es gut, daß die beiden Zurückbleibenden es wohl begriffen, daß sie auf eigenen Füßen zu stehen hätten, und mit ganzem Willen und voller Energie auch auf diesen Plan eingingen. Sie hatten im Laufe der neun Monate gemeinsamer Pionierarbeit Zweck und Ziel des Unternehmens und die Umsicht, die dazu gehört, in neuen Verhältnissen das Beste zu erreichen, wohl erfaßt und bewiesen, daß sie Manns genug waren, an dem begonnenen Werk selbständig weiter zu machen. Und über ihnen waltete ja zu Schutz und Segen der treue Gott, der als Vater sich seiner Kinder in aller Welt erbarmt und sie nicht verläßt noch versäumt.

Wir ließen den Zug auf die gewohnte Weise durch Schwenken des Taschentuches halten, noch eine kurze Umarmung und in wenigen Augenblicken hatte der Sandstaub, den der Zug aufwirbelte, Bahnhof und Söhne meinen Augen entzogen und ich fuhr einsam den Weg zurück, den wir drei vor neun Monaten mit so gespannten Erwartungen herabgekommen waren. Und wenn ich alles überdachte, was wir an Freud und Leid miteinander durchgemacht und erfahren hatten, so mußte ich immer

wieder gestehen, es war eine schöne Zeit für alle gewesen und sie wird uns lebenslang in Erinnerung bleiben.

* * *

Da im Monat Juli die Ananasernte in vollem Gang ist, so fand ich auch auf der Fahrt die Ansiedler nördlich von West-Palm-Beach in voller Arbeit, und ein köstlicher Duft strömte stundenlang von den Feldern aus. Und doch war mehr als die Hälfte der Pflanzen am 1. Januar dem Frost zum Opfer gefallen.

Mit Anbruch der Nacht erreichte ich Jacksonville. Von St. Augustine an war ein Herr mit mir gefahren, der am Bahnhof seine Frau und ein Söhnchen zurückgelassen hatte, das bei der Trennung vom Vater bitterlich weinte und sich nicht trösten lassen wollte. Derselbe schien mir auf den ersten Blick ein Deutscher zu sein, und ich täuschte mich auch nicht. Als ich mit ihm ins Gespräch kam, erzählte er mir, daß er ein Badenser sei, im Norden ein Geschäft habe und seine Frau gesundheitshalber nach Florida habe bringen müssen, und daß er jetzt auf dem Weg heim sei und über New-York reisen müsse. Somit hatte ich einen Reisegefährten auch für die Fahrt auf dem Schiff, und ich war froh darüber.

Jacksonville ist eine schöne Stadt, — wenn es ausgeregnet hat. Auf unserer Herreise waren wir mit etlichen Regenschauern davongekommen. Jetzt aber, in der Regenzeit, regnete es in solch überschwenglicher Weise, daß das Wasser auf den Straßen stand. Vom Bahnhof mußte ich auf Holzplanken zum Logierhaus hinüberschreiten, vor dem sich ein großer See gebildet hatte, in welchem Tausende von Fröschen ihren Nachtgesang ertönen und eine recht schlechte Nacht erwarten ließen. Doch kaum war ich

zu Bett gegangen, als es eben zehn Uhr schlug, da wurde vom Hotel aus ein Gewehrschuß in die quakende Menge gefeuert, und mit einemmal und für immer verstummte sie; es war das die Polizeistunde für die Frösche in Jacksonville.

Für die Fahrt nach New-York nahm ich den Dampfer einer andern Linie, deren Schiffe viel größer und auf denen die Verköstigung noch besser ist, als es auf dem Weg von New-York nach St. Fernandina gewesen war. Zudem geht das Schiff von Jacksonville selbst ab und fährt über Charleston in vier Tagen nach New-York.

Das Wetter war trübe und regnerisch, als ich um elf Uhr morgens abfuhr. Passagiere waren ziemlich viele an Bord. Unter anderen befanden sich in ihrer Zahl zwei mit Handschellen aneinander gefesselte Soldaten, von denen mir der sie begleitende Sergeant erzählte, sie seien von ihrem Regiment desertiert und für dieses Vergehen zu vier Jahren Gefängnis verurteilt worden, die sie in New-York abzusitzen hätten. Ich hoffe nur, daß diese zwei jungen Burschen, denen wohl auch die Verpflegung zu schlecht gewesen sein mag, nach dem Friedensschluß wieder in Freiheit gesetzt worden seien; sie hatten ihr Gelüste, freiwillig auch beim Krieg ein wenig mitzuthun, schwer zu büßen.

Nach dem Abendessen pflegten sich die Reisenden der I. Kajüte zusammenzufinden und mit allerlei Spielen, besonders aber mit Musik die Zeit zu vertreiben.

Doch ging es nicht während der ganzen Fahrt so gemütlich zu. Am Anfang war das Meer recht bewegt und infolge davon kamen nur wenige Reisende zu Tisch und aufs Verdeck.

Die Fahrt von Jacksonville den St. Johnsfluß hinunter bis ins offene Meer ist eine sehr gefährliche, da die

schmale Wasserstraße zwischen Korallenriffen hindurchführt, welche elektrisch beleuchtet werden können. Bei Nacht hätte ich diese Fahrt mit ihren vielen Krümmungen nicht machen mögen. Unterwegs begegneten wir einem gewaltigen Viermaster, dessen Segel, voll gebläht, das Schiff rasch vorwärtstrieben. Unser Dampfer hielt seinen Kurs mitten auf dieses Segelschiff zu; die Entfernung wird immer kleiner und kleiner; keines der zwei Schiffe will dem andern ausweichen; es handelt sich noch um etliche Minuten, so müssen sie ineinander rennen. Da weicht unser Schiff, als das leichter lenkbare, in der letzten Minute zur Seite aus, und eine nicht zwei Fuß breite Bahn bleibt zwischen den beiden Schiffen, als sie dann unter gegenseitiger Verwünschung des Schiffsvolks aneinander vorbeifuhren. Ich hatte eine lebhafte Vorstellung davon, wie es sein muß, wenn es zu einem wirklichen Zusammenstoß kommt. Der Atem stand einem geradezu still. Kein Wunder, daß es viele Unglücksfälle zur See giebt, wenn so toll und rücksichtslos dreingefahren wird.

Lange Zeit, ehe wir in den offenen Ozean hinauskamen, fanden wir an festgerammten Pfählen kleine Ruderboote angebunden, in denen je Ein Mann, seine Pfeife rauchend, saß. Von den starkgehenden Wellen herüber und hinübergeworfen, warteten diese Lotsen auf das Einfahren von angemeldeten Schiffen, um sie dann durch den unteren Lauf des St. Johnsflusses nach Jacksonville zu bugsieren, ein schwerer Lebensberuf und voll Gefahren.

Ganz vorzüglich und sehr reichlich war die Verköstigung auf dem Schiffe, mir natürlich etwas ganz Neues und Ungewohntes, nachdem ich neun Monate lang auf die allereinfachste, frugalste Art und mit den geringsten Mitteln unsern Haushalt in Pompano geführt

hatte. Daß ich in dieser Zeit vierzig Pfund an Körpergewicht verloren habe, das bewiesen mir meine Kleider. Ich fing aber schon auf dem Schiff an, das Verlorene hereinzuholen; ganz ist's mir bis heute nicht gelungen. Geistige Getränke gab es auf dem Schiff nicht. Allen Respekt vor den Schiffsverwaltungen, die nicht meinen, ihren Gewinn erhöhen zu müssen, indem sie ihren Reisenden ihre Getränke aufnötigen und den für einen erbärmlichen Kerl gelten lassen, der keinen Wein und kein Bier trinkt. Diese Art der Freiheit im Reisen ist sehr nachahmungswert.

Am Samstag sollte das Schiff abfahren, auf dem ich die Reise von New-York nach Europa machen wollte, und ich hatte gehofft, wir würden New-York noch am Freitag Abend erreichen. Allein in Charleston wurden wir längere Zeit aufgehalten, da wir auf etliche Offiziere von der Landarmee zu warten hatten, die auch nach New-York fahren wollten. Dem Militär mußte ja in jenen Kriegszeiten alles nachstehen. Als wir daher bei Sandy Hook ankamen, von wo die Einfahrt in den Hafen nach New-York hinauf beginnt, mußten wir, da es schon dunkel geworden, Anker werfen und an Ort und Stelle die Nacht zubringen. Das machte wieder der Krieg! Die ganze Wasserstraße war bis auf einen schmalen Streifen mit unterseeischen Minen belegt, so daß an ein Weiterfahren bei Nacht nicht zu denken war, wenn man nicht in die Luft fliegen wollte. Von beiden Ufern her wurde unser Schiff in den Bereich zweier elektrischer Scheinwerfer genommen, in einer solchen Weise, daß an Bord alles taghell beleuchtet war. Es schien mir bald, als ob die am Scheinwerfer Angestellten sich einen Spaß daraus machten, uns zu beleuchten; denn die Sache ging immer und immer wieder von neuem los. Man bedenke dabei, daß zu jener

Zeit die spanische Flotte auf Kuba und Manila vollständig vernichtet war und daß also Spanien kein Fahrzeug mehr besaß, das, wenn es auch gewollt hätte, hier irgend einen Schaden anrichten konnte, und doch diese schauspielerische Entfaltung der Kriegsbereitschaft!

Am Samstag Morgen brachte uns der Lotse wohlbehalten in den Hafen von New-York, vorbei an dem Fort Fisher mit seiner fünfzig Fuß langen, vierzehnzölligen Dynamitkanone, die zur Sicherung des Hafens ihre Lufttorpedos fünf Kilometer weit zu werfen vermag.

Nur sechs Stunden hatte ich infolge der verspäteten Ankunft zur Verfügung, mit meinem Gepäck das Schiff „Patria" der Hamburger Linie in Hoboken drüben zu erreichen und sonst noch allerlei Notwendiges zu besorgen.

Darum war ich doppelt froh, wieder einem Agenten in die Hände zu fallen, obgleich ich durch ihn, wie ich ehrlich gestehen will, um zwanzig Mark beim Fahrpreis betrogen worden bin. Er verstand es eben, die Eile, in der ich naturgemäß war, zu seinem Vorteil zu benützen, was ihm jedermann dort drüben für selbstverständlich anrechnen wird. Zeit ist eben Geld!

Der Mann kam aufs Schiff, um die Beförderung des Gepäcks der Reisenden zu übernehmen, und als er hörte, daß ich heute noch mit dem Dampfer nach Hamburg abfahren wolle, versprach er, die Fahrkarte und mein Gepäck ins Reine zu bringen. Ich fuhr mit ihm auf einem vierräderigen Karren nach dem Geschäftslokal seiner Firma, die sich mit Auswanderung beschäftigt. Die Sache wurde telephonisch ins Reine gebracht; vom Schiff her hieß es, Ein Bett zweiter Klasse sei eben noch frei; welcher Art dieses war, wird sich weiter unten zeigen. Von dort eilte ich, von meinem Schwager mich zu verabschieden, der mir versprach, nach Hoboken zur Abfahrt

zu kommen. Nachdem ich noch meinen Söhnen etliche langentbehrte Wurstwaren gekauft und nach Florida abgesandt hatte, begab ich mich ins deutsche Emigrantenhaus, wo ich zu Mittag speiste und von Pastor Berkemeier Abschied nahm. Es wurde mir dort ein junger Mann zur Obhut anempfohlen, der aus dem fernen Westen kam und ebenfalls nach Hamburg reisen wollte. Endlich konnten wir über den Hudson fahren und erreichten das Dock der Hamburg-Amerika-Linie, eine Stunde, ehe das Schiff die Reise antrat. Diese Stunde konnte ich noch gemütlich mit meinem Schwager bei einem Glas Bier in einem benachbarten Garten verbringen. Ich band ihm seine zwei Neffen auf die Seele und er versprach, sich ihrer in irgend welcher Not und Verlegenheit anzunehmen, so daß ich auch nach dieser Seite hin beruhigt abreisen konnte.

Das Reisegeld zweiter Kajüte betrug wenig mehr als wir auf der Herfahrt im Zwischendeck des Norddeutschen Lloyd bezahlt hatten, wie überhaupt die Reise von New-York nach Europa wohlfeiler ist, als umgekehrt. Und doch war in der Summe noch eine Kriegssteuer von zwölf Mark enthalten, welche die amerikanische Regierung von jedem Reisenden in der zweiten Kajüte erhob, während im Zwischendeck drei Mark bezahlt werden mußten; eine höchst einträgliche, indirekte Steuer! Daß es ernst genommen wird mit den armen Reisenden, die in New-York mittellos ankommen, konnte ich daran sehen, daß sechs solcher Reisenden von der Gesellschaft im Zwischendeck wieder nach Hamburg zurückgenommen werden mußten, da sie bei der Visitation beim Landen keine genügenden Mittel zum Leben aufzuweisen vermochten.

Nach herzlicher Verabschiedung von meinem Schwager betrat ich das Schiff, das pünktlich zur festgesetzten Stunde

abfuhr. Eine große Menge Abschiednehmender hatte sich an allen Fenstern des großen Gebäudes versammelt. Die Dampfpfeife ließ ihren schrillen Ton dreimal nacheinander ertönen, noch einmal konnte ich meinem Schwager zuwinken, und langsam setzte sich das Schiff in Bewegung und dampfte stolz den Hudson hinab, geführt von einem Lotsen, ohne den, der Minen wegen, wir wieder nicht hätten passieren können. Zum letzten Male erschienen die fünfzehnstockigen Riesengebäude an der Südspitze der Stadt New-York, das Standbild der Freiheit mit dem erhobenen Arm schien zum Abschied zu grüßen und bald waren die Häuser von New-York entschwunden, und ich hatte Abschied genommen von der Neuen Welt, in der ich in der That vieles Neue erlebt und erfahren hatte.

* * *

Acht Tage vor unserer Abfahrt war das schöne französische Schiff „Bourgogne“ an den Sandbänken von Neufundland gescheitert und zu Grund gegangen, wobei 550 Personen in den Wellen des Meeres ihr Grab fanden. Kein Wunder daher, daß unser Kapitän und seine Offiziere ganz besondere Vorsicht walten ließen auf unserer Reise und zwar zur aufrichtigsten Genugthuung aller Reisenden.

Als ich nach meiner Lagerstätte, einer für jede Seereise sehr wichtigen Sache, mich umsah, fand ich, daß außer mir noch vier Passagiere in der recht geräumigen Kabine ihren Platz angewiesen erhalten hatten. Die ganze II. Kajüte war voll besetzt. Mein Bett war auf das seitherige, sehr schmale Kanapee gemacht, indem einfach ein Brett als Vorderwand zum Schutz gegen ein Herabfallen befestigt worden war. Auf die Bemerkung eines der Mitbewohner, daß ich trotz meines geringen Körperumfangs mich wohl

kaum in diesem sargähnlichen Lager werde wenden können, erklärte ich, den Versuch schon bei Tage zu machen, um nötigenfalls für die Nacht andere Vorsorge treffen zu können. Ich legte mich also in das bescheidene Bettlein und richtig, ich konnte nicht auf dem Rücken liegen, ohne beide Arme eng über die Brust ziehen zu müssen. So ging die Sache einfach nicht. Allein über meinem Bett, am Kajütenfenster, war ein flacher, breiter Raum der ganzen Kajüte entlang, unter dem die Leitung zum Steuer hinten am Schiff durchführte. Da legte ich das Kanapeepolster hinauf und hatte nunmehr den freiesten und bequemsten Schlafraum unter allen Bewohnern der Kabine. Man muß sich nur zu helfen wissen.

Sonst waren wir in jeder Beziehung ganz vorzüglich versorgt. Doch, für manche Mitreisende habe ich damit zu viel gesagt. Denn nach zwei Tagen ging das Bier aus, von dem 27 Faß bei der großen Hitze, die in New-York geherrscht hatte, sauer geworden waren, und nach vier Tagen war kein Tropfen Wein mehr zu haben; diejenigen, die sich trösteten, sie könnten auch mit Kognak vollends auskommen, sahen sich nach etlichen Tagen ebenfalls am Ende ihrer Wünsche und auf Sodawasser angewiesen! Das war herb für die armen Menschen, fünf Tage lang als Temperenzler auf einem atlantischen Dampfer verleben zu müssen, d. h. ohne alle geistigen Getränke, ein für einen deutschen Dampfer und seine Reisenden gewiß sehr seltenes Ereignis!

Die Gesellschaft war in ihrer größeren Hälfte eine sehr nette und, wie es geht bei solchem Zusammenleben auf einem engen Raum, gleich und gleich fand sich bald zusammen. Nur Einen großartigen Schwindler hatten wir in unserer Mitte, einen Kartenspieler, der bei dem täglichen Spiel mit etlichen jungen Männern bald mehr von

ihnen gewonnen hatte, als sein Reisegeld betrug, das er für die Überfahrt bezahlt hatte. Zu spät gingen den Leichtsinnigen die Augen auf.

Interessant war es, im Laufe der Fahrt über Gegenwart und Vergangenheit der einzelnen Mitreisenden allerlei zu erfahren, und es gab das zusammengenommen ein Bild im Kleinen von den Gewinn- und Verlustverhältnissen, denen die Jäger nach dem irdischen Glück drüben in Amerika ausgesetzt sind.

„Ich komme direkt aus Guatemala,“ erzählte ein junger Kaufmann aus Bremen, als wir im Kreise auf dem beschatteten Verdeck saßen, „dort haben Deutsche großartige Kaffeepflanzungen angelegt, die reichen Ertrag abwerfen würden, wenn die Beförderungsmittel nicht so schlecht und teuer wären. Wir müssen alles mit Maultieren oder Ochsen vom Gebirg herab ans Meer befördern und dabei ist der sumpfige Landstrich eine Tagereise von der Meeresküste nach dem Innern zu für die Gesundheit von Menschen und Tieren sehr gefährlich. Die inneren Verhältnisse der Staaten sind die denkbar schlechtesten. Die Indianer dienen als Knechte oder eigentlich Sklaven; sie sind so verstohlen, daß nichts vor ihnen sicher ist als Stiefel, mit denen sie nichts anzufangen wissen. Eine Revolution folgt der andern und stets unter Morden und Blutvergießen. Die Unsicherheit für Leib und Leben ist überall gleich groß. Man kann oft an den Straßen die Leichen ermordeter Weißer finden, um die sich niemand kümmert. Da alles mit Silber bezahlt wird, so hat man wieder Maultiere nötig, um das Geld in die nächste Stadt zur Bank zu verbringen, und da ist bei der herrschenden Gesetzlosigkeit die Gefahr, ausgeplündert und erschlagen zu werden, stets eine große. Das Land selbst, im Gebirge, ist äußerst fruchtbar; es wächst dort alles von selbst. Das

Leben ist sehr wohlfeil, dafür aber der Absatz der Erzeugnisse ein ungemein teurer. Wenn die Verkehrsverhältnisse sich besser gestalten, wird Guatemala einer schönen Zukunft entgegengehen.“

„Ich war bis jetzt mit meiner Frau in St. Francisco in Kalifornien ansässig,“ berichtete ein älterer Herr aus Braunschweig, „und wir haben sieben Tage und sieben Nächte in der Eisenbahn nach New-York zugebracht. Vor 25 Jahren fuhr ich als Seemann auf einem Dampfer zwischen Europa und Amerika; eines Tages blieb ich in New-York, um mein Glück auf dem Lande zu versuchen. In New-York gelang mir dies nicht, daher verzog ich nach Chicago und suchte nach Beschäftigung. Da las ich in einer Zeitung, daß ein junger maschinenkundiger Mann gesucht werde. Ich hatte zwar die Dampfmaschine unseres Schiffes nur gesehen, ohne sie zu verstehen, allein ich dachte: du probierst es. Ich meldete mich und berichtete auf die Frage, ob ich von Maschinen etwas verstehe, was ich von unsrer Schiffsmaschine wußte. ‚Ja,‘ war die Antwort, ‚Schiffsmaschinen und Nähmaschinen sind zweierlei!‘ Und um letztere handelte es sich allein. ‚Zeigen Sie mir eine Nähmaschine und geben Sie mir drei Tage Probezeit und Sie werden mit mir zufrieden sein,‘ erwiderte ich zuversichtlich. So geschah es, und ich wurde von der Singerschen Nähmaschinenfabrik angestellt, wurde später deren Vertreter in St. Francisco für ganz Kalifornien und begebe mich nun nach Deutschland, um da mit meiner Frau den Lebensabend zuzubringen.“

„Mir ist es nicht so leicht und gut, wie Ihnen, ergangen und ich habe viel Abenteuerliches erleben müssen,“ nahm ein vierzigjähriger wetterfester Mann das Wort. „Ich bin nämlich Silbergräber in Montana gewesen. Mit einem Pferd, auf dem ich meine Habseligkeiten und Werk-

zeuge mit mir führte, machte ich mich auf den Weg ins Gebirge, wo ich ein Stück Land zum Graben auf Silber erworben hatte. Zwei Männer schlossen sich mir unterwegs an und wir kamen überein, das Land gemeinschaftlich abzubauen. Allein als wir in der Wildnis waren, wollten die zwei mich meiner Barschaft und meines Pferdes berauben. In der Notwehr schoß ich den einen nieder, der andere entfloh und ich zog allein weiter und habe in völliger Abgeschiedenheit und in einer wilden Gegend unter vielen Mühen und Entbehrungen und nur mit angestrengtester Arbeit im Laufe der Jahre soviel zusammenschürfen können, daß ich jetzt wieder in die Heimat, nach Bayern, reisen kann.“

„Als Farmer in Nebraska habe ich im Laufe von 26 Jahren,“ fuhr ein anderer Erzähler fort, „erfahren, was es heißt, das Land aus einem Urwald in' fruchtbares Weizenfeld umzuwandeln. Mit den bescheidensten Mitteln fing ich an. Der Boden war gut und so konnte ich Jahr für Jahr die Farm bis zu 300 Morgen vergrößern und Knechte und Mägde anstellen. Mit den Ernten war ich auch meistens, besonders in den letzten Jahren, sehr glücklich und so konnte ich die ganze Farm gut an den Mann bringen; nun bin ich im Begriff, mit meiner Frau und meiner kleinen Tochter meine Heimatsstadt Kopenhagen aufzusuchen.“

„Mexiko ist eine große Zukunft bestimmt,“ versicherte ein anderer Gast. „Dieses Land hat vom mexikanischen Golf bis zu den zehntausend und mehr Fuß hohen Bergen um die Hauptstadt Mexiko her, zu der man in zwölfstündiger Eisenbahnfahrt gelangt, alle Zonen der Pflanzenwelt aufzuweisen, vom Kaffee und der Baumwolle am Golf bis zum Korn und zur Kartoffel, und neben Silber und Gold hegen seine Berge große Lager von Eisenerzen

und Kohlen. Die Regierung ist eine gute, Eisenbahnen werden in immer weiteren Gebieten gebaut, und die Ansiedler erhalten jede mögliche Erleichterung. Ich selbst war als Chemiker in verschiedenen großartigen Brauereien angestellt und hatte Gelegenheit genug, das Land nach allen Seiten hin kennen zu lernen. Jetzt kehre ich nach Wien in meine Heimat zurück und gedenke zunächst da zu bleiben. Aber wer weiß, ob mich die Wanderlust nicht wieder ankommt, dann ziehe ich auch einmal hinab nach Florida, von dem unser Floridaner Freund so Interessantes erzählt hat.“

So konnten diese Reisenden einander berichten. Aus allen möglichen Ländern waren sie da auf dem Schiff zusammengewürfelt, alle möglichen Berufsarten hatten sie zu den ihrigen gemacht, aber alle waren ein sprechender Beweis dafür, daß in Amerika ohne großen Fleiß und tüchtige Sparsamkeit nichts zu finden ist.

Wie ganz anders werden die Berichte mancher der Reisenden gewesen sein, die in dem neben uns liegenden Zwischendeck der alten Heimat zu fuhren! Da war manche verlorene Existenz darunter, mancher, der vor längerer oder kürzerer Zeit sein Glück in Amerika suchen zu müssen glaubte und nun ärmer als er war zurückkehrte; mancher, der gegen Vater und Mutter ungehorsam in die weite Welt gelaufen und ohne Segen geblieben war und nun froh sein mußte, daß Elternliebe ihm verzieh und die Mittel gab, in die Heimat zurückkommen zu können. Eines von den Sechsen, die wegen gänzlicher Mittellosigkeit frei zurückbefördert werden mußten, war ein junges Mädchen, deren Verlobter sie vor etlichen Monaten im Stich gelassen hatte und nach New-York gefahren war. Sie machte alles zu Geld, was sie an Habseligkeiten besaß, um ihn in New-York zu suchen. Allein wie sollte sie ihn finden unter drei Millionen Menschen? Ihr Geld reichte knapp bis

nach New-York. Somit wurde sie trotz ihrer Bitten und Thränen aufs nächste Schiff gebracht, das nach Hamburg abfuhr. Am zweiten Tag gebar sie auf dem Schiff ein Knäblein. Eine Geldsammlung unter allen Reisenden des Schiffes gab ihr die Mittel, in ihre Heimat, nach Polen, zurückkommen zu können.

Aber vorne, auf dem erhöhten Teil des Schiffes, die I. Kajüte! Da waren auch allerlei Reisende beisammen, auch sonderbare. Der dicke Herr mit dem wohlgenährten Gesicht und fast an jedem Finger einen schweren Ring, der den Reichtum des Besitzers möglichst augenfällig verkündigen sollte, ihm gehörten die 78 schönen Pferde schwersten Schlages, sowie zwei kostbare Rennpferde. Für Fracht allein mußte er 8000 Mark dafür bezahlen und für Futter und Bedienung selbst Sorge tragen. Ein anderer, der nie unter 20 Mark Trinkgeld für die kleinste Dienstleistung eines Kellners im Hotel zu geben pflegte, war plötzlich von der Laune erfaßt worden, nach Europa eine Vergnügungsreise zu machen und da er nicht allein reisen wollte und keine fremde Sprache verstand, nahm er gegen hohe Bezahlung den Oberkellner aus einem der ersten Hotels von New-York mit; und so fuhren die beiden sogleich mit einander ab, nachdem sie noch zuvor dafür gesorgt hatten, daß die ganze Sache in den Zeitungen von New-York zu lesen war. O Selbstsucht und Unverstand!

Das Wetter war ausnahmsweise schön und das Meer meist spiegelglatt, so daß man dem munteren Treiben der Walfische und namentlich der Delphine stundenlang zusehen konnte. Prachtvoll war das Meeresleuchten bei Nacht; selbst die Offiziere erklärten, dasselbe so schön noch selten gesehen zu haben. Fünf Tage und fünf Nächte dampfte auf eine halbe Stunde Entfernung ein anderes Schiff neben uns her; am Morgen des sechsten Tages ließ es

plötzlich nach und war nach einem halben Tag unsren Blicken entschwunden. Die Schraube mußte warm gelaufen sein, wie ein Offizier bemerkte; doch hatte das Schiff keine Hilfeleistung nötig. Ein gewaltiger Viermaster frug aus der Entfernung an, in welcher Länge und Breite er sich eigentlich befinde, da er den Kurs verloren habe? Von unsrem Schiff aus wurde ihm bereitwilligst die gewünschte Auskunft erteilt und zwar durch allerlei farbige und verschieden bezeichnete kleine Fähnchen, die auf- und abgezogen werden; mit diesem Flaggenapparat, den alle seefahrenden Völker verstehen, ist man imstande, 72000 Wörter zu geben, die in einem großen Buch verzeichnet sind. Kein Tag verging, an dem nicht die verschiedensten Schiffe bald nahe bald ferne in unsren Gesichtskreis kamen.

Mehreremale im Tag wurden Lotungen vorgenommen, um die Tiefe des Wassers zu erforschen, und dreimal die Schnelligkeit des Dampfers gemessen. Das ergab nun allerdings geringere Zahlen als beim Kaiser Wilhelm der Große, indem 320 Seemeilen die höchste, in einem Tag erreichte Zahl war. Allein wenn die Fahrt auch etliche Tage länger währte, was schadete es? Wir waren ja gut versorgt, und bei dem schönen Wetter dünkte uns die Fahrt gar nie langweilig. Ein junger Professor von der Kriegsschule in Chicago machte mancherlei photographische Aufnahmen von Schiff und Passagieren, und auch damit ging die Zeit vorüber und ein hübsches Andenken blieb zurück.

Das Wetter blieb gut, bis wir an der Südspitze von England vorüber waren. Dann setzte Regen und Nebel ein, so dicht, daß jede Minute die Nebelpfeife ihren heulenden, durchdringenden Ton hören ließ und zwar die ganze Nacht hindurch. Die Fahrt wurde dabei immer wieder verlangsamt, ja manchmal standen wir ganz still. Es war eine unheimliche Nacht. Als der Morgen kam, nahm

der Nebel noch mehr zu an Dichtigkeit und im langsamsten Tempo fuhren wir weiter. Von allen Seiten erschallten Nebelpfeifen herüber; oft hielt der Dampfer an und von links oder rechts tauchte aus dem Nebel ein vorüberfahrendes Schiff gleich einem schwarzen Berg auf. Einige der jungen Leute trieben ihren Spaß mit den Rettungsringen, die beim Schiffbruch angezogen werden, um den Verunglückten über Wasser zu halten. Die Jungen legten die Ringe über die Schultern und trugen sie unter heiteren Gesängen herum. Ich wies zwei derselben mit der Hand auf die Arbeit etlicher Matrosen an den Rettungsbooten hin.

„Was thun diese?“ frugen sie.

„Nun, Sie sehen doch, daß sie die Rettungsboote klar machen für den Fall eines Unglücks. Unsre Lage scheint ernst zu sein.“

So war es auch. Und selbst die Leichtsinnigsten kamen zum Bewußtsein über die Gefahr, in der wir dahinfuhren, und überall wurde es stille. Der drohende Tod ist ein gewaltiger Prediger.

Auf unsren Kapitän und die Offiziere konnten wir uns wohl verlassen und das beruhigte uns. Im Lauf des Nachmittags klärte sich endlich das Wetter auf, die Sonne konnte wieder durchbrechen und als wir an den Kreidefelsen von Dover vorüberkamen, war alles wieder gut.

Am folgenden Morgen fuhren wir an Helgoland vorüber, dessen Felsen in rötlichem Sonnenschein wunderbar schön vom Meer und Horizont sich abhoben. Immer näher kam das Ufer der Heimat. An der Mündung der Elbe legte ein kleiner Dampfer an unsrer Seite an, in in welchen die Passagiere der I. und II. Kajüte umsteigen mußten. Auch ein Reisender aus dem Zwischendeck kam mit, aber nicht freiwillig. Ein Geheimpolizist von Hamburg hatte ihn in Empfang genommen, da von einer

Nähmaschinenfirma in New-York ein Telegramm angelangt war, wornach der Betreffende eine Nähmaschine erworben, aber das Bezahlen vergessen hatte. Diese fand sich wirklich vor; dem Dieb entging seine Beute noch in letzter Stunde.

In Hamburg hatte in den letzten Tagen das große deutsche Turnerfest stattgefunden und ein Dampfer nach dem andern, mit Turnern vollbeladen, fuhr an uns vorbei dem schönen Helgoland zu. Stolz lag ein deutsches Kriegsschiff am Eingang in den Kaiser Wilhelm-Kanal bei Brunsbüttel. Immer schöner wurden die Ufer der Elbe, besonders das rechte Ufer mit Blankenese und den andern Villenorten, in denen sich die reichen Kaufherrn aus Hamburg mitten in den schönsten Gärten und Waldungen ihre Residenzen erbaut haben. So oft wir an einem der vielen Ausflugsorte vorbeidampften, ertönten uns neue freudige Begrüßungsrufe der vielen, Feiertag haltenden Uferbewohner entgegen; aus voller Kehle wurden sie von unsrem Schiff aus erwidert. Denn die deutsche Heimat war ja glücklich erreicht.

Durch einen dichten Wald von Masten ging die Fahrt in den Hafen von Hamburg hinein, das rauchgeschwängert vor uns lag und dessen höchsten Punkte gerade noch von der vergoldenden Abendsonne gestreift wurden.

Nachdem die Landung glücklich erfolgt, das Zollgeschäft abgemacht und wir wieder völlig an Land waren, suchten wir Quartier für die Nacht, was bei der noch zahlreich anwesenden Turnerschar nicht so leicht war. Unser Drei fanden noch ein gemeinsames Zimmer und schliefen wieder einmal auf festem Land ausgezeichnet.

Am Morgen gingen auch diese letzten Reisegenossen auseinander, der eine nach Berlin, der andere nach Wien und ich über Frankfurt und Stuttgart der eigentlichen

Heimat zu. Naß und unfreundlich war die lange Fahrt durch ganz Deutschland, und als ich in Stuttgart den Zug zur letzten Strecke der 19tägigen Reise bestieg, konnte ich nur Gott von Herzen danken für alle Bewahrung auf dem so langen Weg zu Wasser und zu Land. Bemerkt sei noch, daß ich die ganze Reise ohne Taschenuhr gemacht habe; denn meine Uhren gingen nicht. Zu spät bin ich trotzdem nie gekommen.

Meine Lieben fand ich gesund zu Hause. Meine Frau, die mich auf dem Bahnhof abholte, kannte mich nicht mehr.

Ich brachte die Nachricht mit heim, daß heute Deutschlands großer Sohn, Fürst Otto von Bismarck gestorben, der treue Diener Kaiser Wilhelms des Großen!

Inhalt.

Seite

Vorwort 5

1. Kapitel. In Bremen. — Unfreiwillige Wartezeit . . 13

2. Kapitel. Die erste Fahrt des „Kaiser Wilhelm der Große". — Freuden und Leiden auf dem Ozean 20

3. Kapitel. Wie man in New-York landet und visitiert wird. — In den Händen eines Agenten. — Das Emigrantenhaus 29

4. Kapitel. In New-York. — Die Bürgermeisterwahl. — Geschichtliches von New-York. — Der Juden Neujahr. — Armut und Reichtum im Leben und Tod . . . 38

5. Kapitel. Von New-York nach Port Royal. — Im Sturm. — Geschichte von Port Royal. — Der Impfschein. — Das Leben der Neger 47

6. Kapitel. Von Port Royal über Brunswick nach St. Fernandina. — Geschichte von Georgia. — Schandthaten im Bürgerkrieg. — Zwei Mörder an Bord. — Landung in Floriba 62

7. Kapitel. Geschichte von Floriba. — Ponce de Leon. — Narvaez. — de Soto. — 1512—1542 75

8. Kapitel. Fortsetzung: Die Hugenotten in Floriba. — Ihre Schicksale. — Floriba wird Bundesstaat. — 1542—1845 85

9. Kapitel. Von Fernandina nach Jacksonville. — Alles neu! — Der alte Schweizer. — Eine schwarze Gerichtsverhandlung. — Ländliches Stillleben in Julee . . 92

10. Kapitel. Jacksonville. — Nordfloriba und seine Merkwürdigkeiten. — Der Millionär Flagler. — An der Pforte nach Floriba 105